

Jostein Gaarder.
"Maya oder Das Wunder des Lebens".
Hanser Verlag, 2000.

Ein Roman über die Evolution, über die Grenzen der Wissenschaft und über die Kraft der Fantasie. Eine Huldigung an die Schöpfung und an den Menschen, der ihr erst einen Sinn verleiht.

Denn die Welt wie ein Naturwissenschaftler zu erklären, das ist nur ein Weg, sie zu verstehen. Sie wie ein Philosoph zu interpretieren ist ein anderer. Sie mit den Augen des Magiers zu bewundern ein dritter. Gaarder lässt all diese Sichtweisen miteinander in Wettstreit treten und am Ende siegt die Fantasie - und die Liebe.

* Inhaltsverzeichnis *

Prolog.

Der Brief an Vera.

Wer zuletzt sieht, sieht am besten.
Adams fehlendes Erstaunen.
Avantgardistische Amphibien.
Mückenmann für einen Gecko.
Der gefeierte Halbbruder des Neandertalers.
Tropisches Gipfeltreffen.
Die orangefarbene Taube.
Du wolltest die Trauer doch teilen.
Bellis perennis.
Der Zwerg und das magische Bild.
Der Logik fehlt es gar zu sehr an Ambivalenz.

Nachwort von John Spooke.

Das Manifest.

* Prolog *

Niemals werde ich den feuchten, windigen Morgen im Januar 1998 vergessen, an dem Frank auf der kleinen Fidschiinsel Taveuni landete. Es hatte die ganze Nacht gedonnert und vor dem Frühstück mussten unsere Gastgeber im Maravu Plantation Resort einen Defekt in der Stromanlage reparieren. Ihr gesamtes Kühllager war in Gefahr, deshalb bot ich an, nach Matei zu fahren, um einige neue Gäste abzuholen, die mit dem Morgenflug von Nadi auf die Insel an der Datumsgrenze kommen wollten. Angela und Jochen Kiess nahmen mein Angebot dankend an und Jochen sagte sinngemäß, dass man sich in einer Krisensituation auf einen Briten immer verlassen könne.

Der ernste Norweger fiel mir schon auf, als er sich zusammen mit zwei Amerikanern in den Landrover setzte. Ich schätzte ihn auf vielleicht vierzig, er war mittelgroß, blond wie die meisten Skandinavier, hatte braune Augen und sah eigentlich ziemlich niedergeschlagen aus. Er stellte sich als Frank Andersen vor und ich weiß noch, dass ich mir überlegte, ob er vielleicht zu der seltenen Sorte Menschen gehört, die sich ihr Leben lang zu Boden gedrückt fühlt, weil es dem Dasein an Dauer und Geist mangelt. In dieser Annahme wurde ich bestätigt, als ich am selben Abend erfuhr, dass er Evolutionsbiologe war. Und wenn man ohnehin schon zur Melancholie neigt, ist Evolutionsbiologie sicher eine wenig aufmunternde Wissenschaft.

Hier auf meinem Schreibtisch in Croydon liegt eine zerknitterte Ansichtskarte, abgestempelt in Barcelona am 26. Mai 1992. Die Karte zeigt Gaudis unvollendete Sandschlosskathedrale La Sagrada Familia, auf der Rückseite der Karte steht:

Liebster Frank, ich komme am Dienstag nach Oslo. Aber ich komme nicht allein. Alles wird jetzt anders. Darauf musst du vorbereitet sein. Ruf mich nicht an! Ich will deinen Körper spüren, ehe weitere Worte sich zwischen uns drängen. Erinnerst du dich an den Zaubertrank? Bald wirst du einige Tropfen davon kosten dürfen. Manchmal habe ich schreckliche Angst. Können wir uns auf irgendeine Weise damit abfinden, dass das Leben so kurz ist?

Deine Vera

Als wir eines Nachmittags bei einem Bier in der Bar des Maravu saßen, zeigte Frank mir plötzlich diese Karte mit dem Bild der hohen Türme. Ich hatte ihm erzählt, wie ich einige Jahre zuvor Sheila verloren hatte, jetzt starrte Frank lange vor sich hin, dann öffnete er abrupt seine Brieftasche und zog eine zusammengefaltete Postkarte heraus, faltete sie auseinander und legte sie zwischen uns auf den Tisch. Die Karte war auf Spanisch beschrieben, aber der Norweger übersetzte jedes Wort. Er schien meine Hilfe zu brauchen, um das, was er las, zu begreifen.

»Wer ist Vera?«, fragte ich. »Wart ihr verheiratet?«

Er nickte: »Wir haben uns Ende der achtziger Jahre in Spanien kennen gelernt. Und schon einige Monate darauf wohnten wir dann zusammen in Oslo.«

»Aber die Sache ist nicht gut gelaufen?«

Er schüttelte den Kopf. Dann sagte er: »Nach zehn Jahren ist sie nach Barcelona zurück. Das war im Herbst.«

»Vera ist eigentlich kein typisch spanischer Name«, wandte ich ein. »Und auch kein katalanischer.«

»Eine kleine Stadt in Andalusien heißt so«, sagte er. »Und ihre Familie behauptet, Vera sei dort gezeugt worden.«

Ich schaute mir die Postkarte an: »Und als sie die geschrieben hat, hat sie in Barcelona ihre Familie besucht?«

Wieder schüttelte er den Kopf.

»Sie hatte einige Wochen dort verbracht, weil sie ihre Doktorprüfung ablegen musste.«

»Ach.«

»Über die Wanderungsbewegung der Menschen, nachdem sie Afrika verlassen hatten. Vera ist Paläontologin.«

»Und mit wem ist sie danach nach Oslo gekommen?«, fragte ich.

Er starrte in sein Glas.

»Sonja«, sagte er nur.

»Sonja?«

»Unsere Tochter. Sonja.«

»Ihr habt also eine Tochter.«

Er zeigte auf die Karte: »Auf diese Weise habe ich erfahren, dass Vera ein Kind erwartete.«

»Dein Kind.«

Er zuckte zusammen: »Mein Kind, ja.«

Ich hatte ja schon verstanden, dass irgendwann etwas ganz schrecklich schief gegangen sein musste, und ich versuchte, zu erraten, was passiert war. Aber ich musste zuerst noch etwas anderes klären.

»Und dieser Zaubertrank«, fragte ich, »von dem du ein paar Tropfen kosten solltest? Der hört sich ja wirklich verlockend an.«

Er zögerte. Dann lächelte er fast verlegen und sagte abwehrend:

»Nein, das ist zu blöd. Das war so eine typische Vera-Kiste.«

Ich winkte dem Barman und bestellte ein weiteres Bier. Frank hatte sein Glas kaum angerührt.

»Erzähl«, sagte ich einfach.

»Wir hatten beide etwas vom selben kompromisslosen Lebensdurst«, begann er. »Oder soll ich es >Ewigkeitssehnsucht< nennen? Ich weiß nicht, ob du verstehst, wie ich das meine.«

Ich verstand es nur zu gut. Mein Herz begann zu hämmern und ich dachte, ich sollte vielleicht ein wenig langsamer vorgehen. Ich hob eine Hand, um ihm zu bedeuten, dass er mir wirklich nicht zu erklären brauchte, was er unter Ewigkeitssehnsucht verstand. Das schien ihn zu beeindrucken. Frank redete sicher nicht zum ersten Mal darüber, wie er sich die Ewigkeitssehnsucht vorstellte.

»Mir war dieser unbezwingbare Drang bei einer Frau noch nie begegnet«, fuhr er fort. »Vera war ein warmer, bodenständiger Mensch. Aber sie lebte auch sehr viel in ihrer eigenen Welt, oder vielleicht sollte ich sagen, in der Welt der Paläontologie. Sie gehört zu den Menschen, die sich eher vertikal orientieren als horizontal.«

»Hm.«

»Das, was auf dem Marktplatz vor sich geht, interessiert sie nicht so sehr. Oder von mir aus: das, was im Spiegel passiert. Sie war schön, sogar sehr schön. Aber in einer Modezeitschrift habe ich sie nie blättern sehen.«

Er schwieg eine Weile und rührte mit dem Finger in seinem Bierglas herum. Dann sagte er:

»Einmal hat sie erzählt, dass sie als junges Mädchen immer wieder von einem Zaubertrank fantasiert hat, der ihr ein ewiges Leben schenken würde, wenn sie ihn zur Hälfte getrunken hätte. Und dann hätte sie unbegrenzt viel Zeit, um sich nach dem Mann umzusehen, der die andere Hälfte bekommen sollte. Auf diese Weise könnte sie sicher sein, dass ihr eines Tages der Richtige begegnen würde, und wenn nicht nächste Woche, dann in hundert oder tausend Jahren.«

Ich zeigte wieder auf die Karte:

»Und jetzt hatte sie dieses Lebenselixier gefunden?«

Er lächelte resigniert.

»Als sie im Frühjahr zweiundneunzig aus Barcelona zurückkam, erklärte sie feierlich, wir müssten doch einige Tropfen von dem Zaubertrank abbekommen haben,

von dem sie früher geträumt hatte. Dabei dachte sie an das Kind, das unterwegs war. Etwas von uns beiden hatte jetzt angefangen, sein eigenes Leben zu leben, sagte sie. Und das würde vielleicht viele tausend Jahre lang Frucht tragen.«

»Eure Nachkommen?«

»Ja, an die hatte sie gedacht. Schließlich stammen alle Menschen auf der Erde von einer Frau ab, die vor einigen hunderttausend Jahren in Afrika gelebt hat.«

Er trank einen Schluck Bier und als er eine Weile geschwiegen hatte, versuchte ich ihn zum Weiterreden zu bewegen.

Er sah mir in die Augen. Für einen Moment schien er sich zu überlegen, ob er mir vertrauen könne. Dann sagte er:

»Als sie damals nach Oslo kam, sagte sie, dass sie den Zaubertrank, wenn sie ihn denn finden könnte, ohne zu zögern mit mir teilen würde. Einen Schluck Zaubertrank bekam ich natürlich nicht, aber für mich war es trotzdem ein großer Moment. Es beeindruckte mich zutiefst, dass sie es wagte, eine unwiderrufliche Entscheidung zu treffen.«

Ich nickte zustimmend.

»Es ist ja nicht mehr so üblich, einander ewige Treue zu geloben. In guten Zeiten hält man zusammen. Aber dann kommen die schwierigen Zeiten. Und dann laufen viele einfach davon.«

Er geriet in Erregung.

»Ich glaube, ich weiß noch wortwörtlich, was sie gesagt hat: >Für mich gibt es nur einen Mann und eine Erde<, sagte sie. >Und wenn ich das so stark empfinde, dann, weil ich nur ein Leben lebe.<«

»Das war eine gewaltige Liebeserklärung«, sagte ich und nickte. »Aber was ist später passiert?«

Seine Antwort fiel kurz aus. Als er sein Bierglas geleert hatte, sagte er, dass sie Sonja mit viereinhalb Jahren verloren hatten und deshalb nicht mehr zusammenleben konnten. Es sei zu viel Trauer unter einem Dach zusammengekommen, erklärte er. Dann starrte er schweigend auf den Palmengarten.

Mehr wurde darüber nicht gesagt, nicht einmal nach zwei diskreten Versuchen meinerseits, den Faden wieder aufzugreifen.

Unser Gespräch wurde allerdings auch dadurch unterbrochen, dass eine fette Kröte auf die Galerie hüpfte, auf der wir saßen. »Tschupp«, machte es, dann saß das übergroße Froschtier zwischen unseren Beinen auf dem Boden.

»Eine Aga-Kröte«, erklärte Frank.

»Aga-Kröte?«

»Oder Bufo marinus. Wurde erst 1936 aus Hawaii importiert, um die Insektenschwärme auf den Zuckerrohrplantagen zu dezimieren. Sie fühlen sich sehr wohl hier.«

Er zeigte auf den Palmengarten, wo noch vier oder fünf weitere Exemplare zu sehen waren. Und schon einige Minuten später konnte ich im feuchten Gras zehn oder zwölf Kröten zählen. Ich war bereits seit etlichen Tagen auf der Insel, aber so viele Kröten auf einmal hatte ich noch nie gesehen. Es kam mir fast so vor, als habe Frank sie angelockt. Bald waren es über zwanzig Stück. Der Anblick so vieler Kröten verursachte mir leichte Übelkeit.

Ich zündete eine Zigarette an.

»Ich denke noch immer an diesen Trank, den du erwähnt hast«, sagte ich. »Nicht alle Menschen würden es wagen ihn anzurühren. Ich glaube, die allermeisten würden ihn stehen lassen.«

Ich legte mein Feuerzeug auf den Tisch, zeigte darauf und flüsterte:

»Das ist ein magisches Feuerzeug. Wenn du es jetzt anmachst, wirst du in alle Ewigkeit auf Erden leben.«

Er schaute mir in die Augen, lächelte jedoch nicht. In seinen Pupillen schienen Blitze zu wüten.

»Aber du musst dir die Sache gut überlegen«, mahnte ich. »Denn du hast nur diese eine Chance und der Entschluss, den du jetzt fasst, steht dann unwiderruflich fest.«

»Das spielt keine Rolle«, sagte er abwehrend und ich wusste noch immer nicht genau, wie er sich wohl entscheiden würde.

»Möchtest du ein durchschnittliches Menschenalter lang leben?«, fragte ich feierlich. »Oder willst du in alle Ewigkeit auf Erden wandeln?«

Langsam, aber entschlossen griff Frank nach dem Feuerzeug und zündete es an.

Ich war beeindruckt. Ich war nun seit fast einer Woche auf den Fidschiinseln und fühlte mich nicht mehr so einsam.

»Es gibt nicht so viele von uns«, bemerkte ich.

Erst jetzt lächelte er breit. Ich glaube, er war über unsere Begegnung ebenso überrascht wie ich.

»Nein, da hast du wohl Recht«, sagte er zustimmend.

Damit erhob er sich halb und reichte mir über die Biergläser hinweg die Hand.

Ich hatte das Gefühl, wir hätten uns versichert, ein und demselben exklusiven Orden anzugehören. Frank und ich schreckten nicht im Geringsten vor der Vorstellung eines ewigen Lebens zurück. Was uns Angst machte, war das Gegenteil.

Es würde bald Essen geben, und ich schlug vor, unsere Verbrüderung mit einem Schnaps zu feiern. Als ich empfahl, ein Glas Gin zu bestellen, nickte er zustimmend.

Die Zahl der Kröten im Palmengarten wuchs noch immer an und wieder überkam mich ein Ekelgefühl. Ich sagte zu Frank, ich hätte mich auch noch nicht mit den Geckos im Schlafzimmer abfinden können.

Der Gin wurde serviert und während die Tische gedeckt wurden, stießen wir auf die Engel im Himmel an. Außerdem tranken wir auf die kleine Gruppe von Menschen, die sich von ihrem Neid auf die ewige Existenz der Engel einfach nicht befreien können. Schließlich deutete Frank auf die Kröten im Palmengarten und meinte, anstandshalber müssten wir auch auf deren Wohl trinken.

»Sie sind immerhin unsere Blutsverwandten«, erklärte er. »Wir sind mit ihnen enger verwandt als mit den Engeln im Himmel.«

So war Frank. Er war ein echter Himmelsstürmer, aber trotzdem hatte er beide Füße auf dem Boden. Am Vortag hatte er mir anvertraut, dass ihm in dem kleinen Flugzeug, das ihn von Nadi nach Matei gebracht hatte, ganz und gar nicht wohl gewesen sei. Es hatten extreme Windverhältnisse geherrscht, sagte er, auch hatte

es ihm Sorge bereitet, dass auf dieser kurzen Strecke kein Kopilot eingesetzt wurde.

Während wir unsere Gläser leerten, berichtete der Norweger, er werde Ende April zu einem Kongress in die alte Universitätsstadt Salamanca reisen und habe am Vortag durch einen Anruf bei der Kongressleitung in Erfahrung gebracht, dass auch Vera sich angemeldet hatte. Er wusste allerdings nicht, ob ihr klar war, dass sie sich in Salamanca begegnen würden.

»Aber das hoffst du«, tippte ich. »Du hoffst, Vera im April zu sehen?«

Er antwortete nicht. Ich konnte auch nicht sehen, ob er seinen Kopf bewegte.

An diesem Abend wurden alle Tische im Restaurant des Maravu zusammengeschoben. Ich hatte das selber vorgeschlagen, da so viele Gäste allein reisten. Als Ana und Jose sich als erste Essensgäste einfanden, warf ich einen letzten Blick auf das Bild mit den acht Türmen und wollte Frank die Karte zurückgeben.

»Die kannst du behalten«, sagte er. »Ich kann mich ja doch an jedes einzelne Wort erinnern.«

Sein bitterer Unterton entging mir nicht und ich versuchte ihn umzustimmen. Doch er blieb standhaft. Er schien einen wichtigen Entschluss gefasst zu haben, als er sagte:

»Wenn ich sie behalte, zerreiße ich sie wahrscheinlich irgendwann. Da ist es doch besser, du bewahrst sie für mich auf. Wer weiß - Vielleicht laufen wir uns ja eines Tages wieder über den Weg?«

Ich beschloss trotzdem, ihm die Karte zurückzugeben, ehe er die Insel wieder verließ. Doch am Morgen seiner Abreise wurde ich von einem Ereignis im Maravu abgelenkt.

Dass ich diesem Norweger dann wirklich ein knappes Jahr später wieder begegnete, war einer von diesen seltsamen Zufällen, die unser Leben würzen und hin und wieder die Hoffnung freisetzen, dass es doch verborgene Kräfte gibt, die unser Leben von der Seitenlinie her verfolgen und ab und zu an unseren Schicksalsfäden ziehen.

Es war Zufall, dass jetzt nicht mehr nur eine alte Ansichtskarte vor mir liegt. Inzwischen besitze ich außerdem einen langen Brief, den Frank nach ihrem Wiedersehen im April an Vera geschrieben hat. Mir kommt es vor wie ein persönlicher Sieg, dass dieses außergewöhnliche Dokument sich nun in meiner Obhut befindet, was sicher daran liegt, dass ich Frank zufällig in Madrid wieder getroffen habe. Und noch dazu in dem Hotel, in dem er an jenen Tagen im Mai an Vera geschrieben hatte. Es war im Hotel Palace, im November 1998.

In seinem Brief an Vera schildert Frank mehrere Episoden, die wir auf den Fidschiinseln gemeinsam erlebt haben. Er schreibt natürlich vor allem von Ana und Jose, bezieht sich aber auch auf einige der Gespräche, die er und ich miteinander geführt haben.

Da ich mich entschlossen habe, den langen Brief vollständig wiederzugeben, scheint es durchaus angebracht, Franks Darstellung ab und zu durch einige eigene Kommentare zu ergänzen. Ich werde jedoch zuerst seinen Brief an Vera vorlegen und danach ein ausführliches Nachwort folgen lassen.

Ich freue mich natürlich, dass diese lange Epistel vor mir liegt, nicht zuletzt, weil ich dadurch auch die zweiundfünfzig Paragraphen des Manifests studieren kann. Ich möchte noch darauf hinweisen, dass es ein absoluter Irrtum wäre, nun anzunehmen, ich hätte einen persönlichen Brief an mich gerissen. So ist das nicht, wirklich nicht. Aber auf diese Frage werde ich später zurückkommen.

In wenigen Monaten werden wir ins einundzwanzigste Jahrhundert eintreten. Ich finde, dass die Zeit dahinfliegt. Ich finde, die Zeit fliegt schneller und schneller dahin.

Schon als Junge - was nicht lange her ist - habe ich gewusst, dass ich siebenundsechzig Jahre alt sein würde, sollte ich den bevorstehenden Jahrtausendwechsel noch erleben. Das war immer eine faszinierende und zugleich erschreckende Vorstellung. Von Sheila musste ich in diesem Jahrhundert Abschied nehmen. Sie wurde nur neunundfünfzig.

Vielleicht werde ich den Jahrtausendwechsel auf der Insel an der Datumsgränze verbringen. Ich spiele mit dem Gedanken, den Brief an Vera in eine Zeitkapsel einzuschließen, die tausend Jahre lang versiegelt bleiben soll. Vielleicht braucht er vorher gar nicht veröffentlicht zu werden, vielleicht lässt sich das auch über das Manifest sagen. Tausend Jahre sind kein nennenswertes Alter, jedenfalls nicht im Vergleich zu der riesigen Zeitspanne, die das Manifest umschließt. Aber tausend Jahre reichen doch aus, um die meisten Spuren der jetzt lebenden Menschen zu tilgen, und die Geschichte von Ana Maria Maya wird bestenfalls als Sage aus grauer Vorzeit existieren.

Ich habe jetzt ein Alter erreicht, in dem es nicht mehr so wichtig erscheint, ob das, was ich auf dem Herzen habe, ans Licht kommt. Wichtig ist, dass es früher oder später gesagt wird, es braucht nicht einmal von mir gesagt zu werden. Vielleicht finde ich deshalb die Sache mit der Zeitkapsel so interessant. In tausend Jahren wird auf der Welt hoffentlich etwas weniger Lärm gemacht.

Nachdem ich den Brief an Vera noch einmal gelesen habe, fühle ich mich endlich in der Lage, Sheilas Kleider auszusortieren. Die Zeit ist jetzt reif. Morgen kommen die Leute von der Heilsarmee, sie haben gesagt, dass sie alles abholen. Sie nehmen auch die alten Kleider mit, obwohl sie die sicher nicht loswerden. Mir kommt das alles so vor, als entfernte ich ein altes Schwalbennest, in dem schon seit Jahren keine Vögel mehr hausen. Bald werde ich mich als Witwer etabliert haben. Auch das ist ein Dasein. Ich zucke nicht mehr so heftig zusammen, wenn mein Blick unvermittelt auf das große Farbfoto von Sheila fällt.

Nachdem ich in letzter Zeit so viel zurückgeblickt habe, kann es paradox wirken, dass ich noch immer ohne zu zögern Veras Zauberkranz leeren würde. Ich würde ohne mit der Wimper zu zucken zugreifen und das sogar ohne zu wissen, wem ich die andere Hälfte geben könnte. Für Sheila ist es ja auf jeden Fall zu spät. In ihrem letzten Jahr hat sie nicht viel mehr bekommen als Zellgifte.

Morgen habe ich eine Verabredung. Ich habe Chris Batt zum Essen eingeladen. Chris ist der Leiter der neuen Croydoner Bibliothek. Ich bin dort Stammkunde. Ich halte es für eine große Ehre für unseren Stadtteil, dass wir jetzt eine moderne Bibliothek mit Rolltreppen zwischen den Etagen haben. Chris ist ein geschäftiger Bursche. Ich glaube nicht, dass er in der Bar des Maravu das Feuerzeug angeknipst hätte. Und er hätte den Anblick der vielen Kröten sicher auch nicht ekelhaft gefunden.

Ich möchte Chris fragen, was er dazu meint: Wird das Vorwort eines Buches normalerweise vor oder erst nach dem eigentlichen Buch geschrieben? Ich glaube, dass es fast immer als Letztes entsteht. Das würde einer anderen Überlegung entsprechen, die ich schon häufiger angestellt habe, nicht zuletzt nach der Lektüre von Franks Brief.

Nachdem die ersten Amphibien aufs trockene Land gekrochen waren, sollten noch hundert Millionen Jahre vergehen, ehe ein lebendes Wesen auf diesem Planeten imstande war, eine Beschreibung dieses Ereignisses zu liefern. Erst heute können wir das Vorwort zur Geschichte der Menschheit schreiben - eine Geschichte, die schon sehr, sehr lange zurückliegt. Auf diese Weise beißt sich das Wesen der Dinge selber in den Schwanz. Das gilt vielleicht für alle Schöpfungsprozesse. Vielleicht trifft es auch auf musikalische Kompositionen zu. Ich bilde mir ein, dass bei einer Symphonie der Auftakt als Allerletztes komponiert wird. Ich werde

Chris fragen, wie er das sieht. Er ist ein großer Humorist, aber ich halte ihn auch für einen klugen Mann. Ich glaube nicht, dass Chris Batt mir auch nur eine einzige Operette nennen kann, bei der die Ouvertüre entstanden ist, ehe die restliche Operette ganz und gar fertig gestellt war. Übersicht über einen Handlungsverlauf erhalten wir erst, wenn diese Übersicht uns nicht mehr viel nützt. Niemals kann der Donner uns vor dem Blitz warnen. Wer das Schicksal durchschauen will, muss es überleben.

Ich weiß nicht, ob Chris Batt Ahnung von Astronomie hat, aber ich werde ihn fragen, was er von folgender kurzer Zusammenfassung der Geschichte des Universums hält: Der Applaus für den Urknall kam erst fünfzehn Jahrmilliarden nach dem großen Ereignis.

Nun folgt der vollständige Brief an Vera.

Croydon, Juni 1999 John Spooke

* Der Brief an Vera *

Liebe Vera. Unser Wiedersehen liegt nun schon einige Wochen zurück, und nach dem, was am letzten Abend passiert ist, erwartest du vielleicht, dass endlich ein Lebenszeichen von mir kommt. Aber ich musste warten, bis ich alle Fäden zusammen hatte.

Nach dem Kongress bin ich noch in Salamanca geblieben, weil ich ganz sicher war, dass ich die beiden unter der Brücke über den Tormes gesehen hatte. Du hieltest das für einen Scherz, dachtest, ich erzählte dir Schwanke, um dich auf dem Rückweg zum Hotel zu unterhalten. Aber ich hatte wirklich Ana und Jose gesehen und konnte die Stadt nicht verlassen, ohne zumindest einen oder zwei Tage nach ihnen zu suchen. Bereits am nächsten Vormittag liefen sie mir auf der Plaza Mayor über den Weg, aber ich will nicht vorgreifen, ich möchte dir alles der Reihe nach erzählen. Jetzt will ich nur andeuten, warum ich dir heute diesen Brief schreibe.

Jose habe ich anderthalb Wochen später in Madrid noch einmal getroffen, im Prado, und es kam mir so vor, als hätte er mich in diesem riesigen Museum gesucht. Am nächsten Tag begegneten wir uns dann wieder, und zwar am späten Vormittag. Ich saß auf einer Bank im Retiro-Park und dachte daran, was er mir erzählt hatte, aber noch immer fehlten einige Stücke zum Gesamtbild. Dann stand er plötzlich vor mir - so, als habe ihm jemand meine täglichen Spazierwege verraten. Er setzte sich und wir verbrachten einige Stunden im Park, dann begleitete ich ihn auf seinem Weg zurück. Plötzlich drehte er sich um, gab mir einen Stapel Fotografien und rannte danach zum Zug nach Atocha. In meinem Hotelzimmer stellte ich fest, dass auf der Rückseite jedes einzelnen Bildes etwas geschrieben stand. Und zwar das Manifest, Vera! Jetzt hielt ich die gesamte Patience in der Hand.

Was lose mir im Retiro erzählt hat und nicht zuletzt das, was er mir vor seinem plötzlichen Verschwinden in die Hände gedrückt hat, sorgt dafür, dass ich mich von dieser Stadt erst losreißen kann, wenn ich dir die ganze Geschichte erzählt habe. Es ist zwei Uhr nachmittags, ich werde heute Nacht wohl nicht viel schlafen. Ich lasse mir Kaffee und einen Imbiss aufs Zimmer bringen, ansonsten habe ich keine weiteren Pläne, als dir diese Epistel zukommen zu lassen, ehe ich am Freitagmorgen meine Sachen zusammenpacke und nach Sevilla Weiterreise.

Die Vorstellung, du könntest in der nächsten Zeit deinen Computer gar nicht einschalten, macht mir ein wenig zu schaffen, natürlich wäre es dann auch möglich, dir meinen Bericht in kleinen Portionen zu schicken. Aber du sollst alles auf einmal haben, alles oder nichts. Ich habe mir auch überlegt, dir zumindest per E-Mail mitzuteilen, dass irgendwann morgen ein langer Text

einlaufen wird. Aber ich weiß ja nicht einmal, ob du überhaupt noch etwas von mir hören möchtest. Außerdem muss ich mir Mühe geben, um meine Geschichte glaubhaft wirken zu lassen, und noch habe ich sie ja nicht geschrieben.

Ich war also auf den Fidschiinseln, als ich in dieses Spinnennetz hineingezogen wurde, und ich weiß nicht mehr, was ich dir davon schon erzählt habe. Wir hatten doch nur wenige Tage zusammen und sicher hatten wir beide das Gefühl, dass wir anstandshalber auf einer gewissen Distanz bleiben müssten. Doch als ich glaubte, dieses seltsame Paar gesehen zu haben, das mir schon auf Fidschi begegnet war, fiel mir alles wieder ein, so als sei eine Lawine losgebrochen, nur weiß ich eben nicht mehr, was ich dir schon gesagt habe und was nicht, da du mich ja dauernd mit deinem Gekicher unterbrochen hast; du dachtest, ich hätte mir das alles aus den Fingern gesogen, als eine Art Abendunterhaltung, mit der ich dich noch länger unten am Fluss festhalten wollte.

Du fragst jetzt sicher, was dich oder auch uns denn Ana und Jose angehen. Ich möchte dich an etwas erinnern, das du mir vor langer Zeit aus Barcelona geschrieben hast. »Können wir uns auf irgendeine Weise damit abfinden, dass das Leben so kurz ist?«, hast du gefragt. Jetzt stelle ich diese Frage noch einmal, und um sie beantworten zu können, muss ich zuerst von Ana und Jose erzählen. Wenn du die Ausmaße meines Vorhabens verstehen willst, musst du mich aber noch weiter in der Zeit zurückbegleiten, vielleicht sogar bis ins Devon, wo die Amphibien ihren ersten Auftritt hatten. Ich glaube nämlich, dass diese Geschichte dort beginnt.

Was immer mit uns beiden geschehen mag, um einen Gefallen werde ich dich noch bitten. Aber jetzt setz dich einfach gemütlich hin und lies, lies ganz einfach!

* Wer zuletzt sieht, sieht am besten *

Die letzte Etappe meiner zwei Monate langen Expedition in den Pazifik war die Fidschiinsel Taveuni. Ich sollte feststellen, wie importierte Pflanzen- und Tierarten das ökologische Gleichgewicht verändert haben. Dabei handelt es sich um blinde Passagiere wie Ratten und Mäuse, Insekten und Eidechsen, aber auch um die mehr oder weniger überlegte Einfuhr von Arten wie Opossum und Mungo, die andere Arten in Schach halten sollten, vor allem Schädlinge, die die neuen Landwirtschaftsformen behindern. Eine dritte Gruppe besteht aus verwilderten Haustieren wie Katzen, Ziegen und Schweinen, ganz zu schweigen von der hemmungslosen Verbreitung von Fleischvorrat - oder Freiwild - durch Pflanzenfresser wie Kaninchen und Rotwild. Was Pflanzen, sowohl Zier- als auch Nutzpflanzen, angeht, so ist die Liste der importierten Arten so lang und außerdem von Insel zu Insel so verschieden, dass es keinen Zweck hat, nur einige wenige Namen zu nennen.

Der südliche Teil des Stillen Ozeans ist ein Eldorado für solche Untersuchungen, da die isoliert liegenden Inseln noch bis vor kurzem ihr uraltes ökologisches Gleichgewicht mit einer reichen Vielfalt von heimischen Pflanzen- und Tierarten besaßen. Heute entfällt der Hauptteil der bedrohten Tierarten auf der ganzen Welt auf Ozeanien, sowohl flächenmäßig als auch in Bezug auf die Einwohnerzahl. Das liegt nicht nur an der Einfuhr von neuen Arten, auch das Abholzen von Wäldern und gedankenlose Plantagenwirtschaft haben vielerorts zu einer fatalen Bodenerosion geführt, die schließlich dann herkömmliche Lebensräume zerstört hat.

Einige der Inseln, die ich besuchte, waren bis vor etwa hundert Jahren mit europäischer Kultur so gut wie nicht in Berührung gekommen. Wir haben es hier mit der letzten großen europäischen Kolonisierungswelle zu tun. Jede einzelne Insel, jede einzelne neue Siedlung und jede einzelne Schiffsankunft hatte natürlich ihre ganz eigene Geschichte. Die ökologischen Konsequenzen dagegen lassen sich auf ein und denselben Nenner bringen: Von den Schiffen mitgebrachte Tiere wie Ratten, Mäuse und Insekten bedeuteten fast schon eine ökologische

Seuche, die mit den ersten Booten eintraf. Um die von diesen Arten verursachten Schäden auszugleichen, wurden alsbald weitere Tierarten eingeführt, Kröten zum Beispiel, die vor allem auf den Zuckerplantagen die Insekten klein halten sollten. Katzen wurden geholt, um die Ratten zu bekämpfen. Doch später wurden diese Arten wiederum zu einer größeren Plage, als es Ratten und Insekten gewesen waren. Worauf eine neue Tierart eingeführt wurde, die sich um Kröten, Schlangen und Ratten kümmern sollte. Doch auch diese Tiere wurden zur ökologischen Katastrophe, vor allem für eine Reihe von Vogelarten, aber auch für viele einheimische Kriechtiere. Also waren noch größere Raubtiere angesagt. Und so weiter, Vera, und so weiter. Heute hat man sich eher auf Gift, Viren und unterschiedliche Formen der Unfruchtbarmachung verlegt, auf chemische und biologische Kriegführung also. Aber einen neuen Nahrungskreislauf kann man nicht so einfach aus dem Ärmel schütteln und es fragt sich, ob dies überhaupt möglich ist. Es ist wirklich erschreckend, wie leicht sich ein biologisches Gleichgewicht zerstören lässt, für dessen Aufbau die Natur viele Jahrtausende gebraucht hat. Doch die Torheit der Welt kennt keine Ländergrenzen. Ich denke hier an die Torheit der übermütigen Klugheit - an eine Art von engstirniger Erfindergabe, die bei den Aborigines, Maori und Melanesen auf bezaubernde Weise unterentwickelt war, bis sie dann beim weißen Mann in die Schule gingen. Ich denke an die Torheit des Profits und der Gier. Heute reden wir beschönigend von »Globalisierung« und »Handelsabkommen«. Das bedeutet, dass Nahrungsmittel eben nicht mehr als solche definiert werden, sondern als Ware. Während die Menschen früher auf den Feldern ihre Ernährung sichern konnten, werden heute in steigendem Maße unnütze Waren hergestellt, die sich nur die reichsten Menschen auf der Welt leisten können. Wir leben nicht mehr von der Hand in den Mund. Die Zeiten der Paradiese sind zu Ende.

Du kennst ja mein altes Interesse an Reptilien. Eine jugendhafte Begeisterung für das Leben auf diesem Planeten vor hundert und zweihundert Millionen Jahren hat mich zum Biologen gemacht, lange ehe vor fünfzehn Jahren plötzlich die allgemeine Dinosaurierwelle über uns hereinbrach. Ich wollte begreifen, warum diese höchstspezialisierten Kriechtiere plötzlich ausgestorben waren. Und mich trieb noch eine Frage um, die mir seither nicht mehr aus dem Kopf gegangen ist: Was wäre passiert, wenn die Dinosaurier nicht ausgestorben wären? Was wäre aus den kleinen spitzmausähnlichen Säugetieren geworden, von denen du und ich abstammen? Aber mehr noch: Was wäre aus den Dinosauriern geworden?

In Ozeanien hatte ich ausgiebig die Möglichkeit, mehrere alte Kriechtierarten zu untersuchen. Der archaische Tuatara auf einigen kleinen isolierten Inseln Neuseelands war ein Höhepunkt. Auch wenn ich dich damit vielleicht ein wenig verärgere, gebe ich doch gerne zu, dass mich ein unbeschreiblich andächtiges Gefühl überkam, als ich sah, wie sich eines der ältesten noch existierenden Wirbeltiere auf der Welt in den Resten der alten Wälder des Urkontinents Gondwana tummelte. Diese altertümlichen Kriechtiere leben in unterirdischen Gängen, die sie oft mit einem Sturmvogel teilen. Sie werden bis zu sieben Zentimeter lang, verfügen über eine optimale Körpertemperatur von nicht mehr als neun Grad und können über hundert Jahre alt werden. Wenn du sie in der Nacht erblickst, hast du das Gefühl, einen Sprung zurück ins Jura getan zu haben, die Zeit, in der der Kontinent Laurasia von Gondwana abgetrennt wurde und die großen Dinosaurier gerade erst Form angenommen hatten. Damals löste sich die Brückenechse von allen anderen Echsenarten und entwickelte sich zu einer kleinen, aber ungeheuer zähen Kriechtiergattung. Ihr einziger überlebender Vertreter, der Tuatara, hat sich seit zweihundert Millionen Jahren überraschend wenig verändert.

Ich musste tief Luft holen, Vera. Der Tuatara ist eine ebenso große Sensation, wie es ein quicklebender Urvogel wäre, der plötzlich auf einer dieser isolierten Inseln auftauchte. Etwas Vergleichbares wurde übrigens am 22. Dezember 1938 im Osten Südafrikas entdeckt, als ein Quastenflosser, der so genannte Blaufisch, einem Fischer ins Netz ging. Die Gruppe der Quastenflosser war für die Evolution ungeheuer wichtig, ganz einfach, weil du und ich und alle anderen Landwirbeltiere von ihnen abstammen. Doch bis zu diesem Weihnachtsfest 1938 ließ sich ihre Existenz nur durch Fossilienfunde belegen, sie galten als

seit fast hundert Millionen Jahren ausgestorben. Blaufisch und Tuatara verdienen die Bezeichnung »lebendige Fossilien« und ich sollte vielleicht hinzufügen »bis auf weiteres«. Noch vor wenigen Jahren gab es den Tuatara in großen Teilen Neuseelands.

Ich habe es nie besonders spannend gefunden, mich mit der Beschreibung zu begnügen, die irgendein Kollege über eine Tierart angefertigt hat. Mein Interesse hat sich immer auf Artenbildung, Evolution und Taxonomie gerichtet, und in diesem Zusammenhang ist man sehr oft auf Fossilien angewiesen. Die größte Fossilienensation der letzten hundert Jahre war zweifellos der Fund von gefiederten Dinosauriern. Durch diesen Glückstreffer lag der letzte entscheidende Beweis dafür vor, dass die Vögel von den Dinosauriern abstammen. Eigentlich könnten wir Vögel fast als Dinosaurier bezeichnen.

Ich will also nicht behaupten, dass ich mich nicht für alte Knochen und Fossilien interessierte. Doch wenn von heute lebenden Arten die Rede ist, unternehme ich lieber meine eigenen Feldstudien, um mich dann später von den Berichten anderer Forscher inspirieren zu lassen und mich in eine systematischere Analyse zu vertiefen. Was den Tuatara betrifft - und eine Reihe anderer dort heimischer Tierarten -, so hat sich ja gerade deren Biotop über viele Jahrmillionen hinweg überraschend wenig verändert. Doch ich will nicht leugnen, dass ich mir ab und zu wie ein moderner Darwin vorkam, als ich über die grünen, türkis- und azurblauen Korallenriffe von Insel zu Insel flog.

Auf Fidschi wollte ich vor allem den seltenen Kammiguan studieren, den es nur auf wenigen Inseln hier gibt und der erst 1979 von John Gibbons beschrieben wurde. Auf Fidschi finden sich zwei Arten von Iguanen, was an sich schon bemerkenswert ist, denn in ganz Asien gibt es Iguane nur auf den Fidschi-Inseln und - allerdings nur eine Art - auf Tonga. Früher wurde gern behauptet, dass sie auf schwimmenden Pflanzenresten aus Südamerika hergekommen sein müssten. Diese Möglichkeit besteht natürlich, denn vielleicht sind nicht nur Primaten in der Lage, auf Balsastämmen und Ähnlichem von einem Kontinent zum anderen zu gelangen. Professor Peter Newell von der University of the South Pacific hat jedoch darauf hingewiesen, dass die Fidschi-Iguane eine viel längere geologische Geschichte haben könnten als bisher angenommen. Er schreibt: »Recent discoveries of subfossils of crocodiles - that can swim for thousands of kilometers - would suggest that iguanas have been here a lot longer than we originally thought. They are thought to be relics from Gondwanaland when Fiji - along with countries like New Zealand, Australia and India - was part of one big continental plate that later broke off into fragments.« Iguane gibt es übrigens auch auf Madagaskar, das vor über hundertfünfzig Millionen Jahren zu Gondwana gehört hat.

Aber ich will dich mit meinen Untersuchungen nicht langweilen. Du wirst noch früh genug mit ihnen Bekanntschaft schließen können, wenn mein Bericht irgendwann um den Jahrtausendwechsel herum veröffentlicht wird. Aber sieh ihn dir nur an, wenn es dich wirklich interessiert, das musst du mir versprechen.

Ich war also auf der Heimreise von Auckland; Air New Zealand bietet zweimal die Woche eine bequeme Route über Nadi und Honolulu nach Los Angeles an, von wo eine Verbindung nach Frankfurt besteht. Ich wurde zu Hause von niemandem erwartet, deshalb entschied ich mich für einen mehrtägigen Zwischenstopp auf Fidschi, um die vielen Eindrücke zu verarbeiten, solange ich mich noch im tropischen Archipel aufhielt, und um mich auszuruhen und mir vor dem langen Heimflug die Füße zu vertreten. Auf Fidschi hatte ich schon Anfang November gleich nach meinem Eintreffen in Ozeanien einige Wochen verbracht, aber ich hatte das eigentliche Juwel der Inselgruppe nicht besuchen können: Taveuni, oft als »Garden Island of Fiji« bezeichnet, weil diese Insel so unvergleichlich fruchtbar und zugleich von der Außenwelt noch relativ unberührt ist.

An diesem Morgen war der Sunflower-Airlines-Flug von Nadi nach Taveuni überbucht, weshalb unser Gepäck ins ausgebuchte Flugzeug gebracht wurde, während ich und vier weitere Passagiere in etwas gestopft wurden, das sie »Streichholzschachtelflugzeug« nannten. Und ich kann dir sagen, das war ein

passender Name. Wir mussten fast in dieses kleine sechssitzige Flugzeug hineinkriechen, wo uns ein weißhaariger Pilot willkommen hieß und uns mitteilte, dass es auf dieser Strecke keine Bewirtung geben würde und er auf unnötiges Hin- und Herlaufen im Mittelgang verzichten könne. Auf diese Weise versetzte er uns in einen passenden galgenhumoristischen Gemütszustand, zu dem auch die Tatsache beitrug, dass ihm an der Hand, mit der er uns grüßte, zwei halbe Finger fehlten. Der »Mittelgang« war gerade mal fünfzehn Zentimeter breit, und niemand an Bord hätte auch nur an Essen denken mögen, denn kaum hatte der Flieger abgehoben, wurde er auch schon von heftigen Windstößen hin- und hergeworfen und die Maschine musste sich alle Mühe geben, um über das hohe Tomaniivi-Gebirge auf der Insel Viti Levu hinwegzukriechen.

Der weißhaarige Mann war vermutlich ein pensionierter Pilot, der nach Fidschi übergesiedelt war, weil er sich einfach nicht von Steuerknüppel und Höhenmesser trennen mochte. Er hatte sich jedoch mit einer viel benutzten Maschine mit gesprungener Windschutzscheibe und zwei Instrumenten begnügen müssen, die zumindest vorübergehend außer Betrieb waren. Vielleicht gehörte das Flugzeug ihm ja selber. Eine teure Anschaffung kann es nicht gewesen sein.

Er war schon sympathisch, ich presste meine Knie gegen seinen Rücken, und immer wieder drehte er sich um, lächelte breit, wollte wissen, woher wir kämen, zeigte uns auf der Karte unsere derzeitige Position, wies enthusiastisch auf Korallenriffe, Delfine und fliegende Fische und redete wie ein Wasserfall.

Wie du dir vielleicht denken kannst, hämmerte mein Herz wie besessen. Ich war an kleine Flugzeuge gewöhnt, während der vergangenen Wochen war ich schließlich zwischen den Inseln hin- und hergeondelt. Aber ich muss doch zugeben, dass ich mich in einem Flugzeug mit nur einem Piloten ziemlich unwohl fühlte. Du kannst dieses Unbehagen durchaus als irrational bezeichnen, als eine Art Idiosynkrasie, ja, ich glaube fast, dich genau das sagen zu hören, denn auch ein Auto wird nur von einer Person gefahren, fügst du hinzu, und im Straßenverkehr kommt es häufiger zu tödlichen Unfällen als bei der Fliegerei. Das kann schon sein, aber es lässt sich ja wohl kaum als irrational bezeichnen, dass uns ein plötzliches Unwohlsein überkommen kann, schon gar nicht in einer Höhe von fünftausend Fuß mit einem Piloten von Ende sechzig. Eine Ohnmacht in der tropischen Hitze ist nicht im Geringsten irrational, sie ist einfach menschlich.

Nach der vielen Reiserei hatte ich also keine Angst vor einem technischen Versagen, eher im Gegenteil, sollte ich wohl betonen, ich hatte Angst vor organischem Versagen. Ich hatte das beängstigende Gefühl, nur ein Mensch zu sein, ein mit Fleisch behaftetes Wirbeltier, das im Moment an einen Flugzeugsitz geschnallt war, und diese Tatsache galt auch für den Mann, der so munter vor mir hinter dem Steuerknüppel saß und dazu noch dreißig Jahre älter war als ich. Als nicht zu unterdrückender Reflex auf dieses Gefühl schlug mein Puls wie nach einem Marathonlauf, und als ich mit zweihundert Schlägen pro Minute da saß, fragte ich mich, wie die Sache wohl beim Piloten aussah und wie es um seinen Cholesterinspiegel und seine Herzkranzgefäße bestellt sein mochte. Ich kannte diesen sympathischen Mann nicht, hatte ihn niemals untersucht, hatte mich auch nicht danach erkundigt, was er an diesem Tag schon zu sich genommen hatte, ganz zu schweigen von der Frage, in welcher Bar er sich vielleicht die halbe Nacht um die Ohren geschlagen hatte. Noch bedenklicher fand ich die Tatsache, dass ich keinerlei Kenntnisse über die existenziellen Anschauungen dieses bejahrten Piloten besaß. Vielleicht glaubte er an das ewige Leben - ein Handicap, das in dieser Berufsgruppe verboten sein sollte, bei Piloten also, die mit zahlenden Fluggästen an Bord, aber ohne Kopiloten fliegen, und so viele gibt es von der Sorte ja nicht. Es war möglich, dass er erst vor kurzem von seiner Frau verlassen worden war. Oder dass er noch an diesem Tag gestehen musste, eine hohe Summe unterschlagen zu haben. Ich konnte mich weder über die Tomaniivi-Berge noch über Delfine oder Korallenriffe freuen. Alles war so schrecklich tief unten und ich, ich war eingesperrt und hatte keinen Fluchtweg, konnte nicht raus. Ich sehnte mich nach meiner Ginflasche und hätte sie hemmungslos an den Mund gesetzt, wenn sie nur in Reichweite gewesen wäre. Es war wie verhext, aber meine Nervenmedizin steckte im Koffer, der sich an Bord des Linienfluges befand.

Ich spreche nicht von »Flugangst«, Vera, und ich wollte auch keinen Reisebericht verfassen. Ich versuche einfach nur, etwas über mein eigenes Lebensgefühl zu sagen. In gewisser Hinsicht trage ich es immer bei mir, aber richtig an die Oberfläche gelangt es in der Regel nur in zwei Situationen: wenn ich morgens aufwache und wenn ich mich, was selten vorkommt, einmal betrinke. »Im Wein liegt Wahrheit« heißt es und ich will gern bestätigen, dass der Rausch zu einem nackteren, entblößteren und im Grunde viel ehrlicheren Gemütszustand führen kann als das vagere nüchterne Bewusstsein, vor allem, wenn es um die wirklich großen Fragen geht, und um die geht es hier ja. Ein viel krasserer, kälter und unmittelbarer Zugang zu dieser psychischen Schicht eröffnete sich mir also, als ich die Verantwortung für mein Sein oder Nichtsein einem pensionierten Piloten in einem Streichholzschachtelflugzeug mit zerbrochener Windschutzscheibe und defekten Instrumenten übertragen hatte. Der Unterschied war nur, dass meine Sinne noch mehr geschärft waren als in den beiden anderen vorhin erwähnten Zuständen, denn ich befand mich nicht im Halbschlaf und mein Gehirn war auch nicht vom Alkohol betäubt.

Ich hob zum ersten Mal mit einem Flugzeug ab, das von einem betagten Piloten mit drei ganzen und zwei halben Fingern am Steuerknüppel gelenkt wurde, doch bisher war ich immer wieder zu einem neuen Tag erwacht und es kam durchaus vor, dass ich mich in den wahreren, edleren und eigentlich höchst nüchternen Gemütszustand hineintrank. Ich halte es deshalb für angebracht, meine Gedanken und Empfindungen dort oben zwischen den Wolken, während der fünf Viertelstunden zwischen Nadi und Taveuni, genauer auszuloten. Außerdem erscheint es angebracht, meine Begegnung mit Ana und Jose in Großaufnahme zu zeigen, ganz zu schweigen von der mit Gordon, den ich noch nicht erwähnt habe, aber meine Gespräche mit ihm sollten meinen Aufenthalt auf der Insel prägen.

Es gibt ein Thema, das ich dir gegenüber eigentlich nie angeschnitten habe, auch wenn ich glaube, es einige Male gestreift zu haben, nämlich mein Kindheitserlebnis, damals, in Vestfold. Ich war, glaube ich, sieben Jahre alt, es war jedenfalls, bevor ich acht wurde und meine Familie für vier Jahre nach Madrid übersiedelte. Ich weiß noch, dass ich über einen Waldweg lief und mir die Taschen mit unterwegs gefundenen Haselnüssen voll gestopft hatte, die ich meiner Mutter so schnell wie möglich zeigen wollte. Plötzlich fiel mein Blick auf ein Rehkitz, das auf dem vom Herbstlaub mehr oder minder bedeckten feuchten Waldboden lag. Das mit dem Laub hat sich meiner Erinnerung eingeätzt, denn ich weiß noch, dass auch auf dem Kitz einige Blätter lagen. Ich dachte, es schliefe, und, doch das weiß ich nicht mehr so genau, ich glaube, dass ich mich an das Tier herangeschlichen habe, entweder um es zu streicheln oder um die vielen roten und gelben Blätter wegzuwischen. Aber das Kitz schlief nicht. Es war tot.

Dass es tot war oder eher, dass ausgerechnet ich das tote Kitz gefunden hatte, kam mir vor wie eine Schande, wie etwas, das ich meinen Eltern und sogar meinen Großeltern verheimlichen musste. Wenn das Kitz tot im Wald lag, dann konnte durchaus ich als Nächster tot umfallen und diese Erkenntnis, die ja eigentlich auf der Hand liegt, über die Kinder normalerweise aber nicht weiter nachdenken, steckt mir seither spürbar im Leib. Ich habe mich immer mit Seelsorgern und Krisenpsychiatern identifizieren können, denn natürlich ließ die selbst auferlegte Geheimhaltung mein Erlebnis zum Trauma werden. Wenn ich weinend zu meiner Mutter nach Hause gerannt wäre, dann hätte sie mir sicher dabei geholfen, über dieses böse Erlebnis hinwegzukommen, aber es durfte darüber doch nicht gesprochen werden, mit niemandem, es war zu demütigend und schändlich. Mir war ganz einfach klargemacht worden, dass auch ich ein lebendiges Wesen aus Fleisch und Blut bin, also ein Tier, das seine Zeit auf Erden hat und eines Tages nicht mehr da sein wird.

Ich kann nicht leugnen, dass meine Begegnung mit dem toten Rehkitz vielleicht ausschlaggebend für mein Interesse an der Natur war. Die Perspektive, die sich im Laubwald vor mir auftat, hat jedenfalls die Richtung beeinflusst, die meine Studien später genommen haben. Ich habe immer schon die richtig großen Zeitabschnitte überschauen wollen. Auf diese Weise kannte ich mich schon als

wissbegieriger Zwölfjähriger mit dem Urknall und den gewaltigen Entfernungen im Weltraum aus. Mit weiter wachsendem Verständnis hat die Tatsache, dass der Erdball, auf dem ich lebe, an die fünf Milliarden Jahre alt und dass das Universum drei oder vier Mal so alt ist, einen Teil meiner Identität ausgemacht.

Die Vorstellung, dass ich jeden Moment verschwinden kann, dass ich nur dieses eine Mal hier bin und niemals zurückkommen werde, ist mir immer schon ungeheuerlich vorgekommen. Deshalb habe ich versucht, mich mit diesem Wissen zu versöhnen, indem ich mich selber und mein kurzes Leben in einen größeren Zusammenhang eingepasst habe. Ich habe versucht, mich damit zu beruhigen, dass ich nur eine kleine Spielfigur im großen Lebensmärchen bin, ein flüchtiger Zipfel von etwas, das größer und mächtiger ist als ich. So habe ich versucht, meine Identität zu erweitern, und das immer auf Kosten des kleinen Ich, das jederzeit demselben Schicksal erliegen kann wie das Rehkitz, dieser tote Paarhufer, der noch immer irgendwo in meinem Unterbewusstsein begraben liegt, er kommt nie nach oben, er bewegt sich nicht. Ich habe es versucht, ich versuche es die ganze Zeit, aber ich kann nicht behaupten, einen erlösenden Fortschritt gemacht zu haben. Noch immer überkommt mich jeden Morgen die Erkenntnis, dass nur ich ich bin, nur jetzt bin ich hier, nur jetzt tragen du und ich das Bewusstsein dieses Universums über sich selber.

Das eigene Leben im Blickwinkel der Ewigkeit zu sehen, kann vielleicht als beachtliche moralische oder intellektuelle Leistung betrachtet werden, aber zu Gemütsruhe verhilft es deshalb noch lange nicht. Die Erkenntnis, dass ich - ein auf monströse Weise selbstbewusster Primat - imstande bin, die ganze Vergangenheit dieses Universums in meinem Gedächtnis zu speichern, vom Urknall bis zu Bill Clinton und Monica Lewinsky, um nur zwei der berühmtesten Primaten unserer Zeit zu nennen, ist nicht unbedingt ein Trost. Es beruhigt mich nicht, immer größere Zeitabschnitte erfassen zu können, im Gegenteil, es macht alles nur noch schlimmer. Vielleicht sollte ich doch einen Seelenarzt das tote Tier aus meinem entzündeten Unterbewusstsein herausoperieren lassen - nur glaube ich, dazu ist es jetzt zu spät.

Nachdem dies alles nun gesagt ist, können wir in die enge Flugkabine zurückkehren. Dort war nicht von dieser flüchtigen Morgenklarheit die Rede, bei der meine Nervenzellen immer knistern, weil ich ein viel zu vernünftiges Wirbeltier bin, das dazu verurteilt ist, ab und zu mit der Tatsache konfrontiert zu werden, dass es nur wenige armselige Jahre zu leben hat. Jetzt waren fünf Viertelstunden angesagt, in denen ich dieselben Perspektiven aufs Intensivste erleben musste, jetzt hatte die Lage sich zugespitzt, denn jetzt konnte es sich um Sekunden handeln, nach denen mein Leben auf Erden sein Ende erreicht haben würde. Der Primat hinter dem Steuerknüppel drehte sich auf leichtsinnige Weise um und faltete mit seinen Fingerstümpfen eine riesige Landkarte auseinander, die er dann einer australischen Primatin, die neben mir saß und sich als Laura vorgestellt hatte, auf den Schoß legte. Diese noch lässigere, fast fahrlässige Navigationsmethode gefiel mir überhaupt nicht, was aber nicht so verstanden werden soll, dass ich mich in Gesellschaft der anderen Fluggäste nicht wohl gefühlt hätte, im Gegenteil, ich hatte sie längst ins Herz geschlossen, hätte jedem den Kopf auf die Knie legen und bei jedem Trost und Schutz suchen mögen. Ich kam mir vor wie eine elende Eidechse, wie ein verschrecktes Landtier, das besser auf ebener Erde geblieben wäre, was damit zusammenhing, dass das Flugzeug von einem alten, blasierten und außerdem von sich gar zu überzeugten Nachkommen einer Eidechse gelenkt wurde. Da du diese Zeilen lesen kannst und wir uns außerdem einige Monate nach diesem Flug in Salamanca begegnet sind, weißt du natürlich, dass das Flugzeug am Ende mit dem Bugrad zuerst auf dem Boden aufkam. Das Prekäre an dieser Flugreise war, dass sie mir das unausweichliche Gefühl gegeben hatte, nur ein schwaches Wirbeltier auf der Mittagshöhe des Lebens zu sein, und dieses Gefühl ließ sich während der nun folgenden Tage nicht vertreiben.

Der Flughafen von Taveuni heißt Matei und ist für solche fliegenden Streichholzschachteln angelegt. Die Landebahn war ein schmaler Grasstreifen in einer Allee aus windgebeutelten Kokospalmen. Das Flugplatzgebäude sah aus wie

eine Bushaltestelle, unter einem Schutzdach standen zwei blau angestrichene Bänke, daneben gab es einen Miniaturkiosk, der von der wunderbaren Margaret Peterson betrieben wurde. An diesem Tag hatte sich auch Audrey Brown mit einem aus Palmenblättern geflochtenen Korb voll frischem Gebäck eingefunden. Ich hatte an diesem Morgen das Frühstück verpasst und musste außerdem eine Stunde auf den Linienflug mit meinem Gepäck warten, der auf einer anderen Insel zwischenlanden würde, deshalb ließ ich mich von den beiden Damen gehörig bedienen. Gleichzeitig mit dem Linienflug traf auch der Wagen des Maravu Plantation Resort ein, wo ich drei Tage verbringen wollte.

Aber ich will mich an meinen Vorsatz halten und dir alles der Reihe nach erzählen. Wenn ich mit einigen schlichten Strichen versuche, ein Bild von »Garden Island« zu zeichnen, dann will ich damit keinen Umweg machen, sondern Ana und Jose in eine Umgebung setzen, mit der sie in meiner Erinnerung für immer untrennbar verbunden sein werden.

Was die Bezeichnung »Garden Island« betrifft, so wäre »Last Paradise« eine ebenso passende Bezeichnung. Und aus praktischen Gründen wäre sie auch vorzuziehen, denn dann könnten wir »last« in einigen Jahrzehnten ganz leicht durch »lost« austauschen. Glaube mir, viele Besucher würden diesen kleinen Unterschied nicht bemerken.

In unserer Generation erleben wir einen seltsamen Drang zum »Letzten« und »Verlorenen«. Der Wert eines Erlebnisses, über das kommende Generationen sich ebenfalls freuen können, ist nichts im Vergleich zu dem Erlebnis, etwas zu sehen, wovon später nur noch Trümmer übrig sein werden. Wer zuletzt sieht, sieht am besten. Das ist auch unter Angehörigen so, die sich darüber streiten, wer zuletzt mit dem Verstorbenen gesprochen hat.

Je kleiner der Erdball wird, je mehr Nischen und Unternischen sich die Tourismusindustrie zulegt, desto stärker erwarte ich für den »Nekrotourismus« eine strahlende Zukunft: »Besuchen Sie den toten Baikalsee!«, »Nur noch wenige Jahre, bis die Malediven untergehen!«, oder: »Sie könnten als Letzter einen lebendigen Tiger sehen!« Es wird unendlich viele Beispiele geben, denn die Paradiese werden weniger und weniger, sie werden verdrecken und einschrumpfen, aber das wird den Tourismus nicht bremsen, eher im Gegenteil.

Dass Taveuni bisher die Begegnung mit der westlichen Welt besser überstanden hat als viele andere Inseln, die ich besucht habe, hat mehrere Gründe. Vor allem setzt das unebene Gelände dieser Vulkaninsel Tourismus und Plantagenbetrieb Grenzen. Auch die schwarzen Lavastrände ziehen nicht gerade Reisende an, obwohl es im Nordosten der Insel durchaus einige unberührte Strände mit weißem Korallensand gibt, doch dort ist der häufige Niederschlag ein Problem. Gerade diese Kombination von fruchtbarem Vulkanboden und reichlichem Regen hat um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts europäische Siedler zum Plantagenbau ermutigt. Anfangs wurde vor allem hochwertige Baumwolle angebaut, doch als die Baumwollpreise dann in den Keller sackten, gelangten die Zuckerplantagen im Süden der Insel zu einer gewissen Bedeutung. Heute lebt die Insel vor allem von Kokosanbau und dem wachsenden Tourismus. Unter Tourismus verstehe ich in diesem Zusammenhang den so genannten Ökotourismus, denn hier gibt es ganz einfach nichts anderes zu tun als die üppige Natur zu erleben, es gibt keine Einkaufszentren, kein Nachtleben, keine modernen mehrgeschossigen Hotelkomplexe, außerdem gibt es auf der Insel keinen Fernsehempfang und kaum Elektrizität.

Gerade die beiden letztgenannten Faktoren haben zum Überleben einer starken volkstümlichen Erzähltradition beigetragen. Wenn sich bereits gegen sechs die Dunkelheit über die Insel senkt, kommt das lebendige Wort zu seinem Recht. Einer hat vielleicht einen Fischzug hinter sich, eine andere hat tief im Wald etwas erlebt, die dritte ist an einem Fluss auf einen verirrtten Amerikaner gestoßen, jede und jeder haben etwas zu erzählen. Auch eine alte Flora von Mythen und Sagen ist noch lebendig, denn auf Taveuni gibt es keine andere Unterhaltung als die selbstgeschaffene. Hierher kommen Taucher und Schnorchler aus aller Welt, um Korallen und Fische in einem wunderbaren Farbspiel zu erleben. Ansonsten kann

die Insel noch eine der exotischsten Vogelbevölkerungen der Welt, seltene Fledermausarten, Ausflüge in Wald und Feld und natürlich Bademöglichkeiten an den Stränden und den heftigen Wasserfällen anbieten.

Was das reiche Vogelleben mit seinen über hundert Arten angeht, von denen etliche nur hier vorkommen - zum Beispiel die berühmte Taube mit der orangefarbenen Brust -, so ist es von großer Bedeutung, dass der indische Mungo niemals hier eingeführt worden ist. Um den Insektenbestand auf den Kokosplantagen unter Kontrolle zu bringen, wurden jedoch Elstern und Kröten eingeführt. Die Elstern haben sich natürlich ihre Nischen gesucht, die Kröten haben die einheimischen Frösche tiefer in die Wälder zurückgedrängt, doch Taveunis einzigartiges Vogelleben ist noch immer erstaunlich intakt. Das gilt auch für die Fledermäuse, sogar für die große Fruchtfledermaus mit ihrer Flügelspanne von bis zu anderthalb Metern, auch Flughund oder Beka genannt. Gekochte Bekas gelten unter der älteren Bevölkerung als Delikatesse.

Taveuni weist über tausend identifizierte Pflanzen auf, von denen nicht wenige nur hier vorkommen. An der Küste gedeihen dichte Mangrovensümpfe und Kokospalmen, während ein üppiger Regenwald mit Farnen und zahllosen einheimischen Baumarten das Inselinnere bedeckt. Heute finden wir eine große Variationsbreite von tropischen Pflanzen wie Orchideen und Hibiskus. Fidschis Nationalblume Tagimaucia wächst nur hier und auf der Nachbarinsel Vanua Levu.

Für diesen Teil der Welt gilt allgemein, dass das reichhaltige Tierleben unter Wasser zu finden ist. Wir brauchen nicht einmal einen Schnorchel, um ein überreichliches Gewimmel von Fischen, Weichtieren, Stachelköpfen, Schwämmen und Korallen zu erleben. Es ist nicht leicht, Redensarten wie »die ganze Palette« oder »alle Farben des Regenbogens« zu vermeiden, wenn vom Meeresleben im südlichen Pazifik die Rede ist, und auf Taveuni hatte ich noch dazu den Eindruck, dass viele Exemplare mit besonders feinem Pinselstrich gemalt waren.

Wenn wir uns an die ursprünglichen Landwirbeltiere der Insel halten, dann sind sämtliche Klassen vertreten, doch abgesehen vom reichhaltigen Vogelleben nur durch wenige Arten. Ehe 1936 die Kröten aus Hawaii importiert wurden, um die Insekten auf den Zuckerplantagen zu bekämpfen, wurden die Amphibien vor allem von Fröschen repräsentiert. An Kriechtieren gab es neben Iguanen noch einige wenige Arten von Geckos und Schlangen. Das auffälligste Reptil heutzutage ist jedoch der gewiefte Hausgecko Hemidactylus frenatus, der erst seit den siebziger Jahren hier heimisch ist. An Säugetieren gab es ursprünglich nur Fledermäuse, die zum Ausgleich jedoch ihre ganz besonders variantenreiche Nischenanpassung an ein einzigartiges Ökosystem entwickelt hatten. Mit den ersten menschlichen Ansiedlungen vor dreieinhalbtausend Jahren kam vermutlich auch die polynesischen Ratte, die vielleicht als Fleischvorrat eingeführt wurde.

An ursprünglichen Wirbeltieren leben auf Taveuni Fische, Frösche, Echsen, Vögel, Fledermäuse und Fidschibewohner - von denen es zur Zeit zwölftausend gibt. Die Insel kann auf diese Weise ein ungeheuer stilisiertes, fast transparentes Bild der Entwicklung der Wirbeltiere liefern. Wenn wir das kennen, ist es nicht mehr so unüberschaubar, wie die Wirbeltiere sich auf diesem Planeten in klar definierten Schritten vom Fisch zur Amphibie, von der Amphibie zum Kriechtier und endlich vom Kriechtier zu Vogel, Fledermaus und Fidschibewohner entwickelt haben.

Hast du dir je überlegt, wie »altmodisch« die menschliche Anatomie rein evolutionsmäßig gesehen ist oder wie archaisch wir als Wirbeltiere in vieler Hinsicht noch sind? Du hast dir vielleicht deine Gedanken darüber gemacht, wie sehr der Mensch vom Körperbau her Echsen und Salamandern ähnelt. Und dann siehst du auch, dass zum Beispiel Elefanten und Kamele im Vergleich dazu fast fremde Früchte sind, die sehr viel weiter vom Stamm gefallen sind, soweit es sich beim Stamm um das eigentliche Urmuster mit Rückgrat, Schlüsselbein und den vier Gliedern mit fünf Fingern oder Zehen handelt. Die Autobahn vom gurgelnden Leben des Devon bis zur Eroberung des Mondes durch den Menschen war von salamanderähnlichen Amphibien, von säugetierähnlichen Kriechtieren und in der

letzten Phase von Primaten befahren. Und natürlich hat es auch ein faszinierendes Netz aus Ausfahrten und Nebenstrecken gegeben.

Ich glaube schon, deinen Protest zu hören, du findest mich anthropozentrisch, die Entwicklung verlaufe nicht linear, sie sei auch nicht zielgerichtet, die Evolution erinnere viel mehr an Büsche und Blumenkohlköpfe als an Linien oder Stämme. Und mit welchem Recht will ich außerdem ein oder zwei Arten innerhalb einer ganzen Tierklasse als typischer oder zentraler bezeichnen als die anderen? Aber das will ich gar nicht, ich sage nur, dass ich mich in gewisser Hinsicht mit einer Eidechse näher verwandt fühle als mit Säugetieren wie der Fruchtfledermaus oder dem Blauwal. Ich stamme ja weder von der Fledermaus noch vom Wal ab, auch nicht von der Giraffe oder vom Orang-Utan, sondern bin ein direkter Nachkomme eines Quastenflossers, einer Amphibie und eines säugetierähnlichen Kriechtiers.

Die spärliche Auswahl an Wirbeltieren auf dieser Insel ließ sie für mich zu einem einzigen lebenden Schaubild über die Entwicklung des Lebens auf der Erde werden. Ich hielt mich in einem Ausstellungsraum des Darwinismus auf und ich denke dabei nicht nur an die fünffingrigen Glieder von Fröschen, Echsen, Fledermäusen und Fidschianern, obwohl nicht zuletzt die beeindruckend langen Füße und Zehen der Fidschianer meine Überlegungen immer wieder gerade in diese Richtung lenkten; proportional gesehen waren sie ebenso auffällig wie die Extremitäten der Echsen.

Über die Fidschianer lässt sich noch sagen, dass außer von Ratten und Fledermäusen das einzige ihnen zugängliche Fleisch von ihnen selber stammte. Der Kannibalismus war früher sehr verbreitet und wurde bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts praktiziert, wenn wir von jenem japanischen Soldaten absehen, der noch gegen Ende des Zweiten Weltkriegs von dem Fidschianer Viliame Lamasalato verspeist wurde. Nicht zuletzt wegen der langen Praxis des Kannibalismus sind Regenwald und Umwelt auf dieser Insel noch weitgehend unversehrt. Ich denke dabei nicht in erster Linie daran, dass aufgrund des Brauchs, sich gegenseitig aufzuessen, die Bevölkerungszahl in Grenzen gehalten wurde; wichtiger ist sicher, dass dadurch der weiße Mann von möglichen Beutezügen abgehalten wurde. Abel Tasman (1643) und James Cook (1774) haben die Fidschiinseln umfahren, aber sich wegen der vielen Gerüchte über diese »Menschenfresserinseln« nicht an Land getraut. Nach der Meuterei auf der Bounty 1789 segelte der hungrige und erschöpfte Kapitän Bligh mit seinen Offizieren in einem kleinen Boot an mehreren Inseln vorüber, wagte es aber nicht, auch nur eine Kokosnuss an sich zu reißen. Erst im neunzehnten Jahrhundert ließen sich auf diesen Inseln die ersten Europäer nieder. Wir hören von Missionaren, die freundlich aufgenommen und mit der köstlichsten Herrenmahlzeit bewirtet wurden, und das im wahrsten Sinne des Wortes, denn nach dem Essen wurde feierlich verkündet, als Vorspeise habe es Frauenbrust gegeben, als Hauptgericht Männerbrust und als Nachtisch Gehirnmasse, die die Eingeborenen mit einer ganz besonderen vierzinkigen Gabel verspeisten. Ein Missionar - ironischerweise hieß er Pastor Baker - diente im Jahr 1867 selber als Menschenfutter. Dann kamen Kanonen, Kugeln und Schießpulver - der Rest ist Kolonialgeschichte. Die erste Amtshandlung der Europäer auf Fidschi bestand im Abholzen der wertvollen Sandelholzbäume. Später holten sie sechzigtausend Plantagenarbeiter aus Indien, weshalb heute mehr als die Hälfte der Fidschibevölkerung indischer Herkunft ist. Doch mit der Einwanderung kamen auch Epidemien und Krankheiten, am schlimmsten wütete die Cholera, die mehrere Inseln entvölkerte, und 1890 fiel ein Drittel der Fidschibevölkerung einer Masernwelle zum Opfer.

Ich sehe darin ein zum Nachdenken anregendes Paradoxon: Das ökologische Gleichgewicht auf einzelnen Fidschiinseln ist einigermaßen intakt geblieben, weil der weiße Mann sich nicht in die Nähe der Kannibalen getraut hat. Es ist ein Paradoxon, obwohl ich es auch sympathisch finden kann, dass eine Tierart sich in Notzeiten von sich selbst ernährt, statt um die Wette alle anderen Arten auszurotten. Natürlich weiß ich, dass der Kannibalismus als Verstoß gegen die »natürlichen Menschenrechte«, wie wir das nennen, betrachtet werden muss, aber das ist auch die ökologische Fahrlässigkeit der westlichen Welt. Der Begriff

»natürliche Rechte« kann auf eine mehr als zweitausend Jahre lange Geschichte zurückblicken und da möchte ich doch fragen: Wann werden wir reif genug sein für den Begriff »natürliche Verpflichtungen«?

Und wenn ich schon auf diese zweitausend Jahre eingehe, möchte ich auf ein weiteres erstaunliches Paradoxon hinweisen, das mit der »Garden Island of Fiji« verbunden ist. Das Schicksal hat diese Insel mitten auf die Datumsgränze gelegt, weil sie sich zufällig genau hundertachtzig Grad vom Royal Observatory in Greenwich entfernt befindet. Das bedeutet streng genommen, dass die halbe Insel im Heute liegt und die andere Hälfte im Morgen. Umgekehrt natürlich auch: die eine Hälfte gehört dem Heute, die andere dem Gestern. Wenn ich das für einen schicksalhaften Umstand halte, dann weil Taveuni der erste bewohnte Ort sein wird, der ins dritte Jahrtausend eintritt. Und das wird nicht unbemerkt geschehen.

Ich war nicht der Einzige, der vom Landrover abgeholt wurde, es stiegen noch zwei weitere Gäste ein, die dasselbe Ziel hatten wie ich. Während wir am Flughafen auf unser Gepäck und die Transportmöglichkeit für die letzten verbliebenen Kilometer warteten, hatten wir einige Worte gewechselt. Der eine Gast war Laura, die sehr fluginteressiert mit dem betagten Piloten geflirtet hatte, während ich mich - Seite für Seite - von der ersten Zellteilung im archaischen Präkambrium bis zur mir zugemessenen Zeitspanne auf der Erde durch das Familienalbum dieses Erdballs geblättert hatte.

Laura kam aus Adelaide und war eine adrette Frau von Ende zwanzig. Mit ihrer goldenen Haut und ihren langen dunklen Zöpfen hatte sie ein wenig Ähnlichkeit mit einer Indianerin. Ihr besonderes Kennzeichen waren ihr braunes und ihr grünes Auge. Vielleicht war im grünen ja ein Hauch von Braun zu sehen und eine Faser Grün im braunen, aber sie hatte nun einmal ein grünes und ein braunes Auge, eine genetische Seltenheit, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Ich bemerkte außerdem einen World-Wildlife-Fund-Anstecker an ihrem praktischen Stoffrucksack. Laura war anziehend und exzentrisch genug, um in mir Kontaktbereitschaft zu wecken. Sie jedoch hatte es nicht auf oberflächliche Flugplatzbekanntschaften abgesehen, sondern vertiefte sich in das Buch »Lonely Planet«, in dem auch die Insel vorgestellt wurde, auf der sie sich jetzt befand.

Der andere Gast war Bill, ich glaube, er hat auch seinen Nachnamen genannt, aber den habe ich längst vergessen. Er war Ende fünfzig, kam aus Monterey in Kalifornien und war offenbar einer dieser jüngeren, wohlhabenden und erlebnishungrigen Rentner. Mir erschien er bald als typischer Vertreter eines ganz besonderen nordamerikanischen Charakterzuges, nämlich einer hemmungslosen Freude daran, von der Welt möglichst viel auf eigene Faust und ohne störenden Ehepartner, Kinder oder Freunde zu erleben. Bill war einer der muntersten Knaben vor dem Herrn. Ich weiß noch, dass ich dachte, dass manche Menschen niemals richtig erwachsen werden, sie werden nur sehr reich - und oft auch sehr alt.

Der Mann, der uns abholte, war ein Brite namens John. Er war ein kräftiger Bursche von Mitte sechzig, auf Socken maß er mindestens eins neunzig, er hatte graue Haare und einen fast weißen Backenbart. Erst später an diesem Tag ging mir auf, dass er gar nicht zum Personal des Maravu gehörte, er war ein Gast wie wir, hatte sich jedoch wegen eines organisatorischen Engpasses angeboten, die zwei Kilometer zum Flugplatz zu fahren und uns abzuholen. Er schien von einem seltsamen Interesse erfüllt zu sein, sich von den neuen Gästen so schnell wie möglich ein Bild zu machen.

Als das Auto von der Landstraße abfuhr und das Maravu Plantation Resort erreicht hatte, war ich überwältigt von der Schönheit der Gegend. Die Anlage bestand aus zehn Hütten und einem Hauptgebäude, die weit über das Gelände der alten Kokosplantage verstreut waren. Die Hütten - oder »bures«, wie sie auf den Inseln heißen - standen zwischen dichten Büschen und wehenden Kokospalmen auf einer Anhöhe mit Seeblick. Es war unmöglich, von Hütte zu Hütte oder von Tür zu Tür zu schauen. Das Hauptgebäude sah aus wie die herkömmlichen Versammlungshäuser auf der Insel mit offenen Wänden und hohen Giebeln und mit einem Dach aus Palmrohr.

Es gab fließende Übergänge zwischen Rezeption, Bar, Restaurant - das den klangvollen Namen Wanनावु trug - und einer großen Tanzfläche.

Wir wurden in der Bar willkommen geheißen und mit einer kunstfertig mit Hibiskusblüten und Trinkhalm verzierten halben Kokosnuss beglückt, während die Formalitäten erledigt wurden. Wir plauderten einige Minuten, und alle Angestellten des Maravu begrüßten uns der Reihe nach. »Bula«, sagten sie, »bula«. Dieses höchst bodenständige Grußwort wird auf den Fidschiinseln so oft wiederholt, dass es fast schon wie ein Mantra wirkt. Und wie ähnliche Wörter in vielen Sprachen hat auch »bula« mehrere Bedeutungen. »Bula« kann alles heißen zwischen »hallo«, »na« und »guten Tag« bis zu »wie geht's?«, »mach's gut« und »auf Wiedersehen«.

Alle wussten, dass ich »Frank« war, Bill war »Bill« und Laura »Laura«. Während der letzten drei Wochen schien die ganze Belegschaft nichts anderes getan zu haben, als sich auf unser Eintreffen vorzubereiten. Wir sollten uns wie ganz seltene und auserwählte Persönlichkeiten fühlen, wir waren ins Maravu gekommen, um als Individuen geläutert und wieder geboren zu werden. Bill ließ sich erklären, dass das Fidschi-Wort »maravu« »still und ruhig« bedeutet, Laura wollte wissen, wann und wo sie die berühmten Papageien der Insel am besten beobachten könne.

Ich wurde an einem Schwimmbecken vorbei und durch einen Palmengarten zu »bure 3« gelotst, wo ich nur das Notwendigste erledigte. Dann setzte ich mich auf die überdachte Veranda, blickte aufs Meer und genoss in nachdenklicher Ehrfurcht einen Rohstoff, von dem es auf der Welt nur noch sehr wenig gibt: die Stille, denn auch die haben die Menschen fast ausgerottet.

Ich befand mich zwar wieder auf festem Boden, kann aber nicht behaupten, ich sei schon gelandet gewesen oder hätte den Flug verdaut gehabt, obwohl ich mich gleich davon überzeugt hatte, dass mir der Platz im Linienflug zurück nach Nadi sicher war. Ich befand mich in einem ruhelosen Zustand, einem Zustand, aus dem ich nie wieder hinausfinden würde, davon war ich in diesem Moment überzeugt. Ich schien den übermäßig klarsichtigen Rausch des Alkohols zu genießen, während ich doch einsah, dass ich diesmal einen Wein getrunken hatte, von dem mein Körper sich nie wieder befreien würde.

Ich hatte von Ärzten gehört, die unter Hypochondrie, von Bergsteigern, die unter Höhenangst litten und von Geistlichen, die den Glauben verloren hatten. Ich selbst war mindestens so übel dran. Ich war ein Paläontologe, der sich in Knochenangst verlor. Ich war ein Zoologe, der sich nicht mit der Tatsache abfinden konnte, dass er ein Tier ist. Ich war der Evolutionsbiologe, der nicht einsehen konnte, dass seine Zeit auf der Welt begrenzt ist. Mein halbes Leben lang hatte ich Knochenreste von Wirbeltieren studiert, mit wissbegierigem Appetit hatte ich mich über die Analyse der Überreste toter Tiere hergemacht, und nun hatte gerade ich diese panische Beziehung zu der Tatsache entwickelt, dass ich eines Tages zu diesem Material, in dem ich mich gesuhlt hatte, selber auch mein Scherflein beitragen würde. Ich war bankrott, und das erschien mir nicht als Zwangsvorstellung, sondern als klar und unausweichlich. Buddha hatte einen Kranken, einen Greis und eine Leiche gesehen. Ich war als Kind im Wald über ein totes Reh gestolpert und jetzt - nach diesem riskanten Flug von Nadi nach Matei - hatte die alte Wunde sich wieder geöffnet.

Ich ließ aufs Neue den langen Film ablaufen, der mit der Entstehung des Lebens auf der Erde vor vier Milliarden Jahren anfang. Hier sah ich meine eigene Geschichte, meine eigenen Vorfahren und damit meine ich nicht nur, dass ich in direkter Linie von kleinen säugetierähnlichen Kriechtieren abstamme, die vor zweihundert Millionen Jahren gelebt haben - und dann auch von einem primitiven Kriechtier, einer Amphibie, einem Quastenflosser, einem wirbellosen Tier und endlich von der allerersten lebenden Zelle auf diesem Erdball. Ich stamme nicht nur von primären Lebensformen ab, die bis zu vier Milliarden Jahre zurückliegen, sondern auch jede einzelne Zelle in meinem Körper weist Gene auf, die genauso alt sind. Ich bin das letzte Glied in einer einzigen ungebrochenen Reihe von

mehr oder weniger bekannten biochemischen und - wenn wir so wollen - molekularbiologischen Prozessen. Mir ging auf, dass ich mich nicht sonderlich von diesen einzelligen Organismen, von denen ich im Grunde ja abstamme, unterscheide. Streng genommen bin ich nichts anderes als eine Zellkolonie - nur mit dem einen wichtigen Unterschied, dass meine Zellen ein ungeheuer viel dichteres und integrierteres Zusammenspiel schaffen als die Zellen einer Bakterienkultur; sie sind differenzierter und deshalb zu einer radikaleren Aufgabenteilung fähig. Aber auch ich bin aus Einzelzellen aufgebaut und jede dieser Zellen ist um das kleinste gemeinsame Vielfache herum aufgebaut, nämlich um den genetischen Code, den eigentlichen Generalplan, der in jeder einzelnen Körperzelle niedergelegt ist. Dieser DNS-Code stellt eine mikroskopisch kleine Akkumulation des leichtfertigen Spiels dar, das viele hundert Millionen Jahre hindurch mit der Nukleinsäure betrieben worden ist. Aber dennoch: In genetischer Hinsicht bin ich weiterhin nichts anderes als eine monströse Anhäufung von eineiigen Zwülingszellen. Wie diese Klone überhaupt miteinander kommunizieren und außerdem ihre Gene ein- und ausschalten können, je nachdem, was gerade dem Allgemeinwohl dient, ist eins der allergrößten Rätsel der Biosphäre.

Die eigentliche Triebkraft in der Evolution ist die schlichte Tatsache, dass immer nur ein kleiner Teil jeder Generation heranwachsen und sich fortpflanzen konnte, denn sonst würde es auch keine natürliche Auslese geben, und ohne diese Auslese wäre keine Entwicklung möglich. Die Evolution beruht auf einem permanenten Absterben der neuen Brut und auf einem ebenso permanenten Kampf ums Dasein. Doch hier saß ich nun. Hier saß ich auf einer kleinen Insel in Ozeanien als ungeheuer seltene Ausnahme der Regel, dass man nicht tausendmal hintereinander sechs Richtige im Lotto haben kann. Ich - oder meine Sippe, mein Stammbaum, meine eigene ununterbrochene Reihe von Zygoten und Zellteilungen - hatte viele Millionen von Generationen überlebt. In jeder einzelnen Generation hatte ich es geschafft, mich zuerst zu zellteilen, mich dann fortzupflanzen, meine Eier zu befruchten oder abzulegen und in der letzten Phase lebendige Junge zu gebären. Wenn nur einer meiner vielen Millionen Vorfahren, zum Beispiel eine Amphibie, die im Devon ihr feuchtes Dasein gefristet hatte, oder ein ganz bestimmtes Kriechtier, das im Perm zwischen den Farnpflanzen herumgekrochen war, wenn nur ein einziges Individuum vor Erreichen der Geschlechtsreife zu Grunde gegangen wäre - wie das arme Rehkitz zu Hause in Vestfold -, dann hätte ich nun nicht auf dieser Veranda gesessen. Und sag jetzt nicht, ich dehnte meine Perspektive zu weit aus. Ich könnte ja auch noch weiter zurückgehen: Wenn vor zwei oder drei Milliarden Jahren bei der Zellteilung einer bestimmten Bakterie eine einzige fatale Mutation passiert wäre, dann hätte ich niemals das Licht der Welt erblickt. Ich stamme ja schließlich von dieser Bakterie ab, noch dazu nur von dieser ganz bestimmten Zelle - nennen wir sie Zelle ZYG 31.514.718.120.211.212.091.514 in der Zellkolonie KAR 251.521.118.512.391.414.518 auf dem 180°-Meridian einige Grade nördlich vom Wendekreis des Steinbocks. Eine weitere Chance hatte ich nicht und hätte sie auch nie bekommen ich nicht. So hatte ich schon viele Milliarden Mal die schlimmsten Gefahren überlebt, aber egal, meine Vorgänger hatten es immer geschafft, immer hatten sie die genetische Staffel weitergereicht und das unverseht, immer unverseht, Vera, wenn auch in regelmäßigen Abständen mit winzigen positiven Veränderungen der Erbmasse. So kam es immer zu einer neuen Etappe, denn noch waren viele Millionen von Etappen zu bewältigen, ehe jeglicher Wahrscheinlichkeit zum Trotz ich an die Reihe kommen sollte. Aber es kam zu einer neuen Etappe und dann abermals zu einer neuen Etappe und vielleicht wächst auch eine neue Generation heran, aber dann werden wir staunen, doch es kann so kommen, wie es immer wieder gekommen ist, denn niemand ist in die Falle gegangen, alle haben sich davor gehütet, viele hundert Millionen Mal ist die genetische Staffel an die nächste Generation weitergereicht worden. Und deshalb saß ich hier.

So dachte ich und das hatte ich gewissermaßen den Sunflower Airlines zu verdanken, denn diese Fluggesellschaft hatte mein jahrmillionenaltetes Sippengepäck noch einmal aufs Spiel gesetzt. Ich dachte, dass ich die Überlegungen dieses Vormittags schon damals vorbereitet hatte, als Urgroßvater und Urgroßmutter Quastenflosser, die zufällig nebeneinander hausten, noch im

Devon zwischen den Pfützen herumkrochen, um nicht an Sauerstoffmangel einzugehen. Aber - und das tat ja gerade weh - dieser endlos lange und dennoch fast peinlich durchsichtige und überschaubare Staffellauf hatte jetzt sein Ende erreicht. Das endlose Dominospiel, das Stein für Stein abgelaufen war und in drei Milliarden Jahren auch nicht eine Sekunde der Unterbrechung erlebt hatte, war jetzt gegen die Wand gelaufen. Ich hatte schon angefangen, die Steine einzusammeln.

Ich fühlte mich so unendlich reich. Wie viele Generationen konnte ich wohl seit der ersten Amphibie ansetzen?

Wie viele Zellteilungen konnte ich seit den allerersten Zygoten auf meinem Konto verbuchen? Ich fühlte mich so beklemmend reich an Vergangenheit. Aber ich hatte keine Zukunft. Danach würde ich nichts mehr sein.

So dachte ich und vielleicht sollte ich noch hinzufügen, dass ich so für uns beide dachte. Ich dachte natürlich auch daran, dass wir kein Kind mehr haben. Es machte mir ganz besonders zu schaffen, dass ich in einer einzigen langen und umfassenden Sippe, die vor mir hundert Millionen Generationen hervorgebracht hatte, die erste kinderlose Generation darstellte. Denn Kinderlosigkeit ist bekanntlich nicht erblich, auch das ist ein Gesetz der Evolutionsbiologie, Kinderlosigkeit ist eine dermaßen ungünstige Eigenschaft, dass sie sofort ausgemerzt wird. Nur die, die eigene Kinder bekommen, können von Enkelkindern träumen und ohne Enkelkinder können wir niemals Urgroßvater oder Urgroßmutter werden.

Und das gerade jetzt, wo alles so gut lief, dachte ich. Gerade jetzt, wo ich eben erst das kostbare Erbsilber bewundert hatte. Einerseits war ich steinreich, in meiner Truhe lagen Millionen von alten Familienschätzen. Aber ich pfiff jetzt auf dem letzten Loch. Ich war fast vierzig Jahre alt, doch von irgendwelchen Nachkommen konnte ich nicht einmal die Umrisse ahnen. Ich war so allein auf der Welt, so unendlich mir selber überlassen.

* Adams fehlendes Erstaunen *

Ich versuchte, einen Blick auf meine Notizen zu werfen, die ich in Auckland nach meinen vielen Besprechungen mit der Naturverwaltung gemacht hatte. Zweimal hörte ich ein dumpfes Dröhnen, beim ersten Mal hielt ich es noch für fernen Donner, dann ging mir aber auf, dass es sich um Kokosnüsse handelte, die von den hohen Palmwipfeln herunterfielen.

Nach der dritten Kokosnuss hörte ich Stimmen näher kommen und ich sah einen Mann und eine Frau, die an meiner Hütte vorbeikamen und dann durch den Palmenhain weiter zum Strand und zur Landstraße gingen. Er hatte den rechten Arm um ihre Schultern gelegt, so herzlich, dass ich ein wenig in Verlegenheit geriet. Mir fiel ein, wie Gott der Herr durch das Paradies gewandert war, um seine Geschöpfe im Auge zu behalten. Jetzt war diese Rolle mir zugefallen, wenn auch nach dem Sündenfall, denn diese beiden Geschöpfe gingen nicht nur eng umschlungen dahin, sie waren auch nicht mehr nackt. Gott der Herr hatte die Frau in ein mohnrotes Kleid gesteckt, der Mann trug einen schwarzen Leinenanzug. Sie sprachen Spanisch - und ich spitzte die Ohren.

Plötzlich blieb der Mann stehen. Er nahm den rechten Arm von Evas Schulter und zeigte auf den Garten und aufs Meer. Dann sagte er laut und deutlich:

»Es ist kein Wunder, dass der Schöpfer angeblich einen Schritt oder zwei zurückgetreten ist, nachdem er den Mann aus Lehm geformt und ihm Leben eingehaucht hatte, um aus ihm ein lebendiges Geschöpf zu machen. Doch das eigentlich Überraschende daran ist Adams fehlendes Erstaunen.«

Es war heiß, denn inzwischen hatte das Wetter nach einigen heftigen Morgenschauern aufgeklart, aber mich überlief ein eisiges Frösteln. Hatte der Mann meine Gedanken gelesen?

Die Frau lachte. Sie sah den Mann an und erwiderte mit klarer Stimme:

»Wir müssen natürlich zugeben, dass es sehr beeindruckend ist, eine ganze Welt zu erschaffen. Aber noch beeindruckender wäre es, wenn eine ganze Welt sich selber erschaffen hätte. Und umgekehrt: Die bloße Erfahrung, erschaffen worden zu sein, ist nichts im Vergleich zu dem überwältigenden Bewusstsein, sich selbst aus dem Nichts hervorgebracht zu haben und damit ganz und gar auf eigenen Füßen zu stehen.«

Jetzt lachte er, nickte nachdenklich und legte wieder den Arm um sie. Als sie weitergingen und dann bald hinter den Kokospalmen verschwanden, hörte ich ihn sagen:

»Die Perspektiven sind so vielfältig, dass wir mehrere Möglichkeiten offen halten sollten. Wenn es einen Schöpfer gibt, wer ist er dann? Und wenn es keinen Schöpfer gibt, was ist dann diese Welt?«

Ganz zu schweigen von der Frage, wer diese beiden Orakel sein mochten. Ich war wie gelähmt.

War ich einfach zum Zeugen eines eingeübten Morgenrituals geworden? Oder hatte ich nur zufällige Bruchstücke aus einem längeren Gespräch aufgeschnappt? Dann hätte ich nur zu gern alles gehört. Ich fischte mein kleines Tagebuch hervor und versuchte aufzuschreiben, was die beiden gesagt hatten.

Als ich mich etwas später auf einen Entdeckungsspaziergang machte, begegnete ich den beiden wieder, diesmal von Angesicht zu Angesicht. Ich war zu der Landstraße hinuntergegangen, die sich, abgesehen von den steilsten Partien im Südosten, direkt an der Küste entlang um die Insel zieht. Ich folgte dieser Straße für ein oder zwei Kilometer und erreichte dann den Prince Charles Beach, wie ich meiner Karte entnehmen konnte. Für eine kleine Lagune, die bestimmt nicht jeden Tag Badegäste sieht, fand ich den Namen etwas zu pompös, aber vielleicht war der Thronerbe des Empires einmal hergeführt worden - falls die Einwohner Lust gehabt hatten, ihm den idyllischsten Badestrand der Insel zu zeigen. Eine bessere Wahl hätten sie wohl kaum treffen können.

Durch die Mangroven konnte ich sehen, dass Adam und Eva barfuß am Wasser entlang gingen, sie schienen Muscheln zu sammeln. Ich fühlte mich zu ihnen hingezogen und beschloss, rein zufällig auf den Strand zu geraten. Als ich zwischen den Bäumen hervortrat, kam mir ein Gedanke: Ich brauchte meine Spanischkenntnisse ja nicht zu verraten. Bis auf weiteres könnte es nützlich sein, diesen Vorteil zu wahren.

Sie hörten mich kommen und begrüßten mich mit einem aufmerksamen Blick. Ich glaube, die Frau sagte zu dem Mann, dass sie nicht mehr allein seien.

Sie war genauso schön wie im alten Mythos - mit dunklen Haaren, die in üppigen Locken über ihr rotes Kleid hingen, kreideweißen Zähnen und ganz schwarzen Augen. Ihr goldener Leib war groß, elegant und stolz und sie bewegte sich auf eine ungewöhnlich graziöse Weise. Er war kleiner als sie und wirkte reservierter, fast so, als sei er auf der Hut, dachte ich, doch als ich auf sie zuing, huschte ein schelmisches Lächeln über sein schmales Gesicht. Seine Haut war blass, er hatte blonde Haare und blaue Augen. Er mochte in meinem Alter sein und war auf jeden Fall zehn Jahre älter als sie.

Bereits vor dieser ersten Begegnung hatte ich den Eindruck, dieser jungen Frau schon einmal begegnet zu sein. Obwohl ich das nie für möglich gehalten hätte, glaubte ich fast, sie in einem früheren Leben oder in einem ganz anderen Dasein getroffen zu haben, denn in aller Eile überlegte ich, was ich in den letzten

Jahren gemacht und wen ich getroffen hatte, konnte sie aber nirgendwo unterbringen. Doch ich hatte sie schon einmal gesehen und das konnte, so jung wie sie war, noch nicht lange her sein.

Ich begrüßte die beiden auf Englisch, sagte etwas Nettes über das Wetter und dass ich eben erst auf der Insel eingetroffen sei. Sie stellten sich als Ana und Jose vor. Ich sagte, mein Name sei Frank. Wir stellten sofort fest, dass wir alle drei im Maravu wohnten, eine andere Möglichkeit gab es im Umkreis von mehreren Kilometern ja nicht. Sie sprachen gut Englisch.

»Urlaub?«, fragte Jose.

Ich holte tief Luft, dieses Gespräch brauchte nicht allzu lange zu dauern. Aber ich erzählte, dass ich nach wochenlanger Feldforschung im südlichen Pazifik jetzt auf der Heimreise sei. Als ich einige Worte über die Bedrohungen verlor, denen das uralte Pflanzen- und Tierleben in diesem Teil der Welt ausgesetzt ist, horchten die beiden auf. Sie tauschten vertrauliche Blicke und schienen ohnehin in jeder Hinsicht dermaßen gut miteinander zu harmonieren, dass ich ganz verlegen wurde. Wieder dachte ich, welch ungerechter Vorteil es in einer solchen Situation doch sei, zu zweit zu sein.

»Und Sie?«, fragte ich. »Auf Hochzeitsreise?«

Ana schüttelte den Kopf: »Wir sind vom Film.«

»Vom Film«, wiederholte ich.

Ich nutzte dieses Stichwort zu einem letzten Versuch, herauszufinden, wo mir diese elegante Frau schon einmal begegnet sein mochte. Handelte es sich vielleicht um einen berühmten Filmstar, der mit seinem etwas älteren Mann derzeit im Pazifik Urlaub machte, also mit dem bekannten Regisseur, Kameramann oder was er sonst sein mochte? Denn sie musste mir ja nicht unbedingt im wirklichen Leben über den Weg gelaufen sein, vielleicht hatte ich sie auf der Leinwand gesehen. Aber das ergab für mich keinen Sinn, ein eifriger Kinogänger war ich nie gewesen, schon gar nicht, seit Ana erwachsen geworden war.

Sie sah ihren Mann an, zögerte kurz und richtete ihren Blick dann wieder auf mich. Sie nickte herausfordernd.

»Wir arbeiten für einen spanischen Fernsehsender.«

Wie zum Beweis für ihre Aussage hob sie eine Kompaktkamera hoch und machte einige Bilder vom Strand und von Tose und mir. Sie lächelte vielsagend und ich hatte den Verdacht, dass sie sich über mich lustig machte. Es wäre mir nicht schwer gefallen, ihr zu verzeihen, denn ich war nicht nur vom weißen Korallensand geblendet und auch nicht nur von der Sonne, die bereits ihren Zenit erklommen hatte.

Der Mann fragte die Frau nach der Uhrzeit und ich weiß noch, dass mir das ein wenig seltsam vorkam, denn mir war aufgefallen, dass sie beide keine Uhren trugen. Ich sagte, es sei Viertel nach zwölf, dann winkte ich ihnen zu und erwähnte, ich wolle jetzt die Insel erforschen. Als ich ihnen den Rücken zukehrte und die Landstraße ansteuerte, hörte ich die Frau mit feierlichem Nachdruck flüstern:

»Wenn wir sterben - wenn die Szenen auf den Film gebannt und die Kulissen abgerissen und verbrannt sind -, dann sind wir in der Erinnerung unserer Nachkommen Phantome. Dann sind wir Gespenster, Lieber, sind wir Mythen. Aber noch sind wir beieinander, noch sind wir zusammen Vergangenheit, ferne Vergangenheit sind wir. Unter einer Glocke aus mythischer Vergangenheit höre ich noch immer deine Stimme.«

Ich versuchte weiterzugehen, als hätte ich nichts gehört, jedenfalls nichts verstanden. Als ich um die nächste Ecke gebogen war, zog ich mein kleines Notizbuch hervor und versuchte aufzuschreiben, was die Frau gesagt hatte. »Unter einer Glocke aus mythischer Vergangenheit höre ich noch immer deine Stimme ...«

Es kam mir so vor, als hätte mir Ana eine Spur aufgezeigt, der ich nachgehen sollte. Vielleicht musste ich die Antwort auf die Frage, woher ich sie kannte, in einer »mythischen Vergangenheit« suchen.

Meine Begegnung mit dem spanischen Paar hatte mich dermaßen erregt, dass ich beschloss, an der Küste entlang die fünf Kilometer zum 180°-Meridian zu wandern, wo es eine Art Monument für die Grenze zwischen den zwei Tagen geben sollte. Es wurde ein langer Marsch, aber auf diese Weise bekam ich auch einen Eindruck von der Inselbevölkerung. Ich kam an zwei lebhaften Dörfern vorbei und wurde von lächelnden Menschen in farbenfrohen Kleidern begrüßt. In den Flüssen wimmelte es nur so von badenden Kindern, auch Erwachsene waren im Wasser zu sehen. Mir fiel auf, dass vor allem die Männer kleine Kinder auf dem Arm trugen. Die Frauen hatten zu arbeiten.

Ich konnte nicht eine einzige besorgte Miene entdecken und an diesem Nachmittag sah ich wahrlich nicht wenige Gesichter. Überall gab es Blumen und Kokosnüsse, Fische und Gemüse. Ansonsten fehlte es, wenn ich westliche Maßstäbe anlegte, so ungefähr an allem. Aber hatten Adam und Eva, ehe sie vom Baum der Erkenntnis gegessen hatten und dazu verdammt worden waren, sich abzuschuften und im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot zu essen, nicht unter genau diesen Verhältnissen gelebt? Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, dass die Frauen auf dieser Insel bei der Geburt irgendwelche Schmerzmittel brauchten. Das Leben ist ein Spiel, dachte ich, alles ist Zuckerzeug.

Meine Füße brannten, als ich endlich das Dorf Waiyevo erreichte, das nur einen knappen Kilometer von der Datumsgrnze entfernt lag. Hier kam ich ins Gespräch mit Libby Lesuma, einer sympathischen Australierin, die mit einem Fidschianer verheiratet war und einen Gemischtwarenladen und einen kleinen Andenkenkiosk betrieb. Sie hatte einige Kinder bei sich, und als eins davon unter einer Kokospalme einen Ball holte, zeigte ich auf den Baum und fragte, ob sie keine Angst hätte, einem Kind könne eine Kokosnuss auf den Kopf fallen. Sie lachte nur und meinte, daran hätte sie noch nie gedacht, ihr machten die Haie größere Sorgen. Sie brachte es aber trotzdem nicht über sich, den Kindern das Baden im Meer zu verbieten, allerdings müssten sie schon bei der winzigsten Schramme an Land bleiben. Die Haie könnten über weite Entfernung hinweg Blut riechen, sagte sie. Ich nickte zustimmend. Als ich ihr erzählte, dass ich den ganzen Weg vom Maravu aus zu Fuß zurückgelegt hätte, fragte sie, ob ich hungrig sei. Vielleicht war ihr das auch beim Stichwort Haie eingefallen. Ich sagte, ich hätte einen Wahnsinnskohldampf, fügte aber scherzhaft hinzu, dass ich nicht damit gerechnet hätte, auf der Landstraße auf einen Imbiss zu stoßen. Sie lächelte warm und mütterlich und wie die gute Fee im Märchen führte sie mich dann in eine kleine Schenke, die hinter den beiden Läden versteckt unten am Strand lag. Als einziger Gast nahm ich ein schlichtes Mittagessen zu mir, während ich nach Gründen suchte, um den restlichen Kilometer zum 180°-Meridian hinter mich zu bringen. Die Schenke hieß »Cannibal Cafe« und auf einem bunten Schild stand in großen roten Buchstaben: »We'd love to have you for dinner.«

Ich dachte darüber nach, welche leichtfertige Beziehung die Urenkel der Kannibalen zu ihrer kulinarischen Vergangenheit hatten. Denn war es nicht unvorstellbar, dass diese immer lächelnden, munteren und rücksichtsvollen Menschen mich vor zwei Generationen einfach in den Kochtopf gesteckt hätten? Ich hatte die ganze Zeit das Gefühl, dass sie alle Fremden genau im Blick behielten, ab und zu kam mir auch der Verdacht, dass sie Touristen ungefähr so einschätzten wie ich den Duft eines Lammkoteletts. Wenn die Fidschianer mich mit ihrem unermüdlichen »bula« begrüßten, fragte ich mich bisweilen, ob sie sich im nächsten Moment wohl die Lippen lecken würden. Ich weiß nicht, ob sich die Lust auf Menschenfleisch auf die Dauer in den Genen festsetzen kann. Vielleicht haben gerade die überlebt, die von Natur aus zu dieser Kost neigen. Diejenigen, die

Menschenfleisch widerlich fanden, waren vielleicht häufiger unterernährt und starben an Proteinmangel, ganz zu schweigen von denen, die selber verspeist wurden, ehe sie Kinder in die Welt setzen konnten, und die auf diese Weise ihr genetisches Stimmrecht einbüßten.

Das Monument an der Datumsgrenze war ziemlich enttäuschend. Hinter einem roten Hinkelstein stand ein Schaubild mit einer dreidimensionalen Karte von Taveuni. Doch immerhin zeigte diese Karte, wie »Garden Island« sich in der Vogelperspektive ausmachte, ich hatte das ja vom Streichholzschachtelflugzeug aus nicht sehen wollen. Quer über das Inselmodell mit den aufgemalten Wegen, Seen und Flüssen war von Norden nach Süden ein Strich gezogen worden; eigentlich war es ein Teil eines Kreises, des Erdumkreises, der sich zu den Polpunkten fortsetzte und dort zum Nullmeridian wurde, der durch Greenwich verläuft. Rechts von diesem Strich - also auf der Halbkugel, auf der ich gekommen war - war heute, links davon war morgen. Darunter stand: INTERNATIONAL DATELINE WHERE EACH NEW DAY BEGINS.

Ich kann nicht behaupten, es sei für mich ein Aha-Erlebnis gewesen, mit einem Fuß im Heute und mit dem anderen im Morgen zu stehen, doch ich dachte daran, dass das dritte Jahrtausend an diesem Strand beginnen und es bis dahin nur noch zwei Jahre dauern würde. Hier würden die Satellitenschüsseln wie die Pilze aus dem Boden schießen, an einem der äußerst wenigen bewohnten Orte auf diesem Erdball, wo es noch kein reguläres Fernsehen gibt. Eine verlorene Außenwelt sollte vom letzten Paradies aus informiert werden und gerade aufgrund dieser Berichte aus dem allerletzten verängstigten Nebenwinkel eines verletzten Planeten sollte die paradiesische Unschuld dieser Inseln ein Ende finden. Wir können nicht aus einem Traum berichten, ohne ihn zu beenden, dachte ich.

Mir fiel etwas ein, das ich über die hiesigen Pläne für die Millenniumsfeiern gelesen hatte. Ein Satz hatte sich mir eingeprägt, ich hatte mich ja immer schon mit meiner Fähigkeit gebrüstet, mir das Wichtigste merken zu können. Der Vorsitzende des Fiji National Millennium Committee, Mr. Sitiveni Yaquona, hatte Folgendes gesagt: »Because Fiji sits directly on the 180° meridian, it will celebrate the first moment on earth in the year 2000, and we have been exploring ways in which the new millennium could be celebrated in Fiji.« Unter Fidschi war in diesem Zusammenhang Taveuni zu verstehen - »directly on the 180° meridian«. Ich befürchtete, die Welt könnte bei ihrem Feiertaumel zum Eintritt in die Zukunft über diese verletzliche Insel einfach hinwegstürmen. Hier würde die Schlacht stattfinden, im wahrsten Sinne des Wortes auf der Grenze zwischen dem zweiten und dem dritten Jahrtausend, »the first moment on earth in the year 2000«.

Abgesehen davon, dass sie für das »Letzte« und das »Verlorene« schwärmen, haben die Menschen von heute einen krankhaften Drang danach, die »Ersten« sein zu wollen, dachte ich, obwohl mir bei genauerem Nachdenken aufging, dass das doch genau dasselbe ist. Wenn Roald Amundsen als Erster den Südpol erreicht hatte, dann war er auch der Letzte gewesen. Er war der allerletzte Mensch auf der Welt, der die Möglichkeit gehabt hatte, dieses Stück unberührte Natur zu erobern, was Scott einen Monat später zu seinem Leidwesen feststellen musste. Die Ersten werden die Letzten sein. So war es auch bei der Eroberung des Mondes. Der erste Mensch auf dem Mond - und das ist etwas, das niemand ihm jemals nachmachen kann - war Neil Armstrong. Und war es nicht gerade deshalb eine großzügige Geste gegenüber allen anderen Menschen, dass er Houston mit den berühmten Worten grüßte, der erste Schritt auf dem Mond sei ein kleiner Schritt für einen Menschen, aber ein großer Schritt für die Menschheit?

Hier, wo ich jetzt stand, würde am 1. Januar des Jahres 2000 vielleicht ein schreckliches Gewimmel herrschen. Zuerst würde das Fest vorbereitet werden müssen und die Vorbereitungen liefen schon; ich hatte schon von allerlei Fernsehreportagen und verschiedenen ersten Berichten von der Datumsgrenze gehört. Dann würden die »Millenniumstouristen« über den Ort hereinbrechen, als letzter verzweifelter Schrei einer bereits arg blasierten Tourismusbranche. Ich hatte Plakate gesehen: »Feiern Sie das neue Jahrtausend in drei Erdteilen.« Alle

Eintrittskarten waren längst ausverkauft und würden an Wert steigen. Viel zu viele Menschen auf diesem Planeten waren bereit, einige tausend Dollar zu bezahlen, um sich die Demütigung zu ersparen, diesen Jahrtausendwechsel nur ein einziges Mal und in einem einzigen Erdteil zu begehen.

Ich wollte nun den langen Marsch zurück zum Maravu antreten, doch als ich gerade solche prekären Koordinaten in Raum und Zeit zog, fuhr vor dem Monument ein schwarzer Jeep vor, heraus sprangen Ana und Jose.

Ana begrüßte mich überschwänglich. Sie schwenkte ihren Fotoapparat und sagte:

»Libby meinte, dass wir Sie vielleicht hier finden würden.«

Ich begriff gar nichts mehr. Dann fiel mir die gute Fee in Waiyevo ein.

»Wir mussten im Dorf etwas erledigen«, fuhr Ana fort. »Und als wir hörten, dass Sie da gewesen sind, dachten wir, Sie wollen vielleicht mit uns zurückfahren.«

Ich muss reichlich verduzt ausgesehen haben, aber ich bedankte mich für das Angebot, ich hatte schließlich ganz die Zeit vergessen und auch nicht bedacht, wie viele Kilometer meine Füße auf der staubigen Landstraße durchhalten müssten. Schon in zwei Stunden würde das Essen auf dem Tisch stehen.

Ana knipste wieder los - das Monument, den Jeep, Jose und mich. Tose erzählte, sie sollten sich über die Verhältnisse auf der Insel informieren und alles für eine größere Reportage über den Jahrtausendwechsel vorbereiten, die dann später in diesem Jahr gedreht würde. Die Reportage sollte zu einer Serie von Sendungen über die Herausforderungen gehören, vor denen die Menschheit beim Eintritt ins neue Jahrtausend stand.

Ana zeigte auf das Schaubild der Insel.

»Hier stehen wir jetzt«, sagte sie. »Und hier beginnt das dritte Jahrtausend, >the only place where you can walk from today to tomorrow without snowshoes<.«

Das war mir schon bekannt. Der 180° Meridian berührt neben zwei Fidschiinseln nur noch die Antarktis und das nördliche Sibirien. Ich fragte:

»Besteht denn großes Interesse an solchen Reportagen?«

Jose nickte resigniert. »Ein viel zu großes, ja.«

Ich schaute auf und er fügte hinzu:

»Wir werden einen mahnenden Zeigefinger heben.«

Ich wollte wissen, was er damit meinte:

»Mahnend, warum denn?«

Er sagte: »Der Jahrtausendwechsel geht in bestimmter Hinsicht die ganze Erde an und alle glauben eine Art Anrecht darauf zu haben, gleich zu Anfang dabei zu sein. Aber es kann für eine verletzliche Pazifikinsel schicksalhafte Folgen haben, der Aufmerksamkeit der ganzen Welt ausgesetzt zu sein. Es wäre jedenfalls besser, wenn die Datumsgrenze durch London oder Paris verlief. Aber zu Kolonialzeiten war es praktischer, sie irgendwo in den Busch zu verlegen. Wenn Sie verstehen, was ich meine ...«

Ich verstand das nur zu gut. Es ist nie schwer zu verstehen, was ein Mensch meint, wenn er genau deine Gedanken ausspricht. Ich hatte so etwas nie für möglich gehalten, doch jetzt hatte ich das Gefühl, einem Gedankenleser gegenüberzustehen. Das ließ mich offener sprechen, denn wir wirklich gegenseitig

Gedanken lesen konnten, dann konnten wir auch gleich die Karten auf den Tisch legen. Ich sagte:

»Und die Sache wird auch nicht besser davon, dass alle Fernsehgesellschaften nun ihrerseits darüber berichten wollen und lauter spektakuläre Reportagen senden, auf welche Weise und wie stark Kultur und Umwelt zerstört werden. Auch das kann einen gewissen Unterhaltungswert haben.«

Ich glaubte, zu weit gegangen zu sein, als ich hinzufügte:

»Gibt es denn überhaupt etwas, das keinen Unterhaltungswert hat?«

Ich sagte das mit einem resignierten Lächeln und Ana lachte; Jose lächelte wie ich. Ich glaube, wir lagen auf einer Art Hochfrequenz weilenlänge.

Ana ging zum Jeep und holte eine kleine Videokamera, von Familiengröße sozusagen. Sie richtete die Kamera auf mich und sagte:

»Der norwegische Biologe Frank Andersen hat in letzter Zeit auf mehreren Inseln im Pazifik die Naturverhältnisse studiert. Was können Sie dem spanischen Fernsehpublikum erzählen?«

Ich war so verdutzt und verwirrt, dass ich nicht wusste, was ich antworten sollte. Woher wusste sie überhaupt, dass ich Norweger war? Und woher kannte sie meinen Nachnamen? Hatte sie im Gästebuch des Maravu nachgesehen? Oder wusste sie, wo wir uns schon einmal begegnet waren?

Sie war so kindlich und spontan, dass ich nicht eine Sekunde lang auf den Gedanken kam, aus ihrem Spiel auszusteigen. Ich glaube, ich redete sechs oder sieben Minuten lang, viel zu lange, aber ich spannte einen weiten Bogen von den Umweltschäden in Ozeanien über die biologische Vielfalt bis zu den Menschenrechten und Menschenpflichten.

Als ich meinen Spruch aufgesagt hatte, legte Ana die Kamera auf den Boden und klatschte in die Hände.

»Bravo!«, rief sie. »Das war großartig.«

Aus dem Hintergrund hörte ich Joses Kommentar:

»So ungefähr habe ich das mit unserem mahnenden Zeigefinger gemeint.«

Wieder ließ ich mich von den schwarzen Augen verführen.

»Haben Sie mich wirklich gefilmt?«, fragte ich.

Sie nickte geheimnisvoll. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass diese kleine Videokamera etwas mit der angeblichen Fernsehreportage zu tun haben könnte. Überhaupt konnte ich die Sache mit dem Fernsehauftrag aus irgendeinem Grund nicht so recht glauben. Ich hatte als Erster gesagt, ich sei hier, um zu recherchieren, und nun versuchten die beiden, sich interessant zu machen. Oder vielleicht glaubten sie mir auch nicht, ja, das kam mir wahrscheinlicher vor, und hielten mich für einen Aufschneider, denn es war durchaus nicht so unvorstellbar, dass ein einsamer Mann, der allein im Pazifik Urlaub macht, den Eindruck erwecken will, für ihn sei diese lange Reise nicht irgendein normaler Urlaub.

Und dann war da noch etwas. War das spanische Paar aus purem Zufall an meiner Hütte vorbeigegangen, als es seine tiefsinnigen Sprüche über die Existenz Gottes und Adams fehlendes Erstaunen von sich gegeben hatte? Oder war es ein ebensolcher Zufall wie vorhin ihr Auftauchen an der Datumsgrenze? Oder erlaubten sie sich aus irgendeinem Grund einen Jux mit mir?

Verspielt waren sie auf jeden Fall. Ana hatte gespielt, sie sei im Pazifik auf Reportagereise, und ich hatte mitgemacht, denn ich hatte mir die Sache mit der Hochzeitsreise noch nicht ganz aus dem Kopf geschlagen. »Noch sind wir zusammen ...« Es würde sie sicher in ziemliche Verlegenheit stürzen, zu erfahren, dass ich alles gehört hatte, aber das Gefühl der Verlegenheit würde dann auf Gegenseitigkeit beruhen.

Jose war zum Wasser hinuntergegangen. Er kehrte uns den Rücken zu und sagte etwas auf Spanisch. Sein Tonfall ließ annehmen, dass er eine Art Bilanz zog, und wieder leierte er einen Spruch herunter, den er vermutlich schon oft gesagt oder sogar auswendig gelernt hatte. Er sagte:

»Es gibt eine Welt. Der Wahrscheinlichkeit nach grenzt das ans Unmögliche. Es wäre viel begreiflicher, wenn es einfach gar nichts gäbe. Dann könnte sich auch niemand fragen, warum es nichts gibt.«

Ich versuchte, mir das alles einzuprägen, doch das war nicht leicht, denn gleichzeitig schaute mir die schöne Frau in die Augen, wie um nach einer Reaktion darauf zu suchen, dass Jose uns den Rücken kehrte und in einer Sprache losredete, die ich nicht beherrschte. Ich hatte ihn gehört, aber hatte ich ihn verstanden? Und wenn nicht: Würde ich danach fragen, was er gesagt hatte?

Es fiel mir ungeheuer schwer, in Anas schwarze Augen zu blicken, ohne zu verraten, dass ich Joses beschwörende Worte verstanden hatte, Worte, die ich mir unbedingt einprägen wollte. Und während ich innerlich wirklich aufgewühlt war, konnte ich den Blick nicht von Anas forschenden Augen abwenden.

Ich glaube, ich trug in dieser Konfrontation den Sieg davon, denn gleich darauf hob Ana die Videokamera vom Boden auf und legte sie auf den Vordersitz des Autos. Für einen Moment lehnte sie sich an den Wagen, ihr schien schwindlig zu sein. Und wurde ihr Gesicht nicht auch ein wenig blass? Es dauerte nur wenige Sekunden, dann richtete sie sich wieder auf, achtete nicht mehr auf mich, sondern lief die wenigen Schritte zu Jose und nahm seine rechte Hand in ihre linke. So standen sie einige Sekunden lang im tropischen Nachmittagslicht wie eine Skulptur von Amor und Psyche. Bald sagte Psyche etwas auf Spanisch, dann folgte eine eingeübte Antwort auf Amors Behauptung, dass es eine Welt gibt, dass es aber begreiflicher wäre, wenn es einfach gar nichts gäbe. Sie sagte:

»Wir tragen in uns eine Seele, die wir nicht kennen, und werden von ihr getragen. Wenn sich das Rätsel auf zwei Beine stellt, ohne gelöst zu werden, dann sind wir an der Reihe. Wenn die Traumbilder sich in den Arm kneifen, ohne zu erwachen, dann sind wir das. Denn wir sind das Rätsel, das niemand löst. Wir sind das in sein eigenes Bild eingesperrte Märchen. Wir kommen und gehen, ohne Klarheit zu erlangen.«

Während sie mir noch den Rücken zuehrten, zog ich mein kleines Notizbuch hervor und versuchte, das aufzuschreiben, was sie auf so spielerische und verletzliche, zugleich aber auch gebieterische und programmatische Weise formuliert hatten. »Wir kommen und gehen, ohne Klarheit zu erlangen.«

Ob sie vielleicht spanische Gedichte auswendig lernen wollten und sich jetzt die ganze Zeit gegenseitig abhörten? Aber wegen ihrer fast feierlichen Vortragsweise kam ich zu der Überzeugung, sie deklamierten Sentenzen, die von ihnen selbst stammten und sich nur an sie selbst richteten.

Auf der Rückfahrt zum Maravu sprachen wir über Gott und die Welt und schließlich auch über meine Naturstudien. Die Sonne hing tief am Himmel und wurde von der unabwendbaren Gravitation des Tageslaufs zum Meer gezogen. Ich wusste, dass es in einer guten Stunde völlig dunkel sein würde. Im strahlend gelben Licht sahen wir Frauen, die Wäsche von der Leine nahmen, Kinder, die sich noch immer in den Flüssen abkühlten, Jungen, deren Rugbyspiel noch nicht entschieden war.

»Wir sind das Rätsel, das niemand löst...«

Mir ging auf, wie sehr ich bisher die Welt ganz allgemein und mein eigenes kurzes Erdenleben in reduktionistischer Perspektive betrachtet hatte. Ana und Jose hatten em in mir schlummerndes Gespür dafür geweckt, welches Abenteuer das Leben doch ist und das nicht nur hier im Südseeparadies, sondern überall auf der Welt, auch in den Großstädten, selbst wenn wir dort die Magie der Menschenwelt leicht übersehen, da wir uns in Tun und Lassen, in ablenkendem Amüsement und sinnlichem Begehren ertränken.

Als wir am Dorf Somosomo vorbeifuhren, wandte Jose sich an Ana und zeigte auf eine kleine Gruppe von Leuten, die vor der Baptistenkirche stand. Wieder sagte er etwas auf Spanisch und mir erschien seine Aussage fast als Kontrapunkt zu meinen eigenen Überlegungen, die ich angestellt hatte, während ich im Rhythmus der vielen Schlaglöcher immer wieder mit dem Kopf an die Decke gestoßen war. Er sagte:

»Die Elfen sind schon immer eher lebendig als bei klarem Verstand, sie sind eher märchenhaft als zuverlässig und geheimnisvoller, als sie mit ihrem geringen Verstand begreifen können. Wie Hummeln, denen schwindlig ist, an einem dunstigen Augustnachmittag von Blume zu Blume schwirren, kleben die Zuckerelfen der Saison an ihren urbanen Welten im Himmelsraum. Nur Joker hat sich losgerissen.«

Die Zuckerelfen der Saison ... Bei diesem seltsamen Ausdruck fuhr ich zusammen. Ich glaube sogar, dass ich mir die Hand vor den Mund schlug, um ihn nicht laut zu wiederholen. Vielleicht fragst du jetzt, warum ich das nicht wollte. Warum konnte ich Ana und Jose nicht mit ihren seltsamen poetischen Auswürfen konfrontieren? Wenn ich sie einfach danach gefragt hätte, dann hätten sie ihre Aussprüche vielleicht ins Englische übersetzt und mir möglicherweise sogar eine Erklärung gegönnt. Denn ein Ausdruck wie »die Zuckerelfen der Saison« kann immer eine Präzisierung gebrauchen.

Ich habe mir diese Frage oft selbst gestellt und ich weiß nicht, ob meine Antwort etwas taugt, aber ich glaube, ich habe damals gedacht, dass diese seltsame Kommunikation zwischen Ana und Jose nur die beiden etwas anging. Sie waren zu zweit, Vera, vielleicht will ich das die ganze Zeit sagen, sie waren so sehr zu zweit, so unauflöslich miteinander verwachsen in ihrer mentalen Symbiose. Ich deutete ihr Gespräch vor allem als Ausdruck einer engen Bindung zwischen zwei Liebenden und wir lesen nicht so einfach die Liebesbriefe anderer Leute, zumindest nicht in deren Anwesenheit. Wenn ich verraten hätte, dass ich verstand, was sie sagten, hätte ich mich außerdem um die Möglichkeit gebracht, noch weitere Sprüche notieren zu können.

Na gut, denkst du jetzt, natürlich brauchte ich nicht zu verraten, dass ich ihre Sprache beherrschte, aber ich hätte ja trotzdem zwischendurch einmal fragen können, worüber sie da redeten, denn es musste doch noch seltsamer wirken, dass ich alles mit anhörte, ohne ein einziges Mal auf ihr merkwürdiges Verhalten zu reagieren. Aber es ist schließlich nicht weiter verwunderlich, dass zwei Menschen, die normalerweise mit allen, die ihre eigene Sprache nicht verstehen, Englisch sprechen, zwischendurch ein paar Worte in ihrer Muttersprache wechseln. Das nennt man Privatleben oder Intimsphäre und ich verstand ja offiziell nicht, was sie sagten, deshalb war es doch sehr gut möglich, dass sie einander nur mitteilten, er habe Bauchweh und sie Hunger und Durst und freue sich schon aufs Essen. Wenn die Person, mit der wir das Bett teilen, plötzlich anfängt im Schlaf zu sprechen, dann wecken wir sie vermutlich nicht sofort, was vielleicht das Anständigste wäre, nein, wir versuchen, mäuschenstill dazuliegen und nicht mit der Bettdecke zu rascheln, um so viel wie möglich von der im Schlaf verkündeten Botschaft mitzubekommen und ein einziges Mal eine einigermaßen ungeschminkte Version zu hören.

Ana beugte sich zu Jose hinüber, er legte den linken Arm um ihre Schulter und fasste das Steuer mit der rechten Hand fester. Mit glühendem Blick sah sie ihn an und sagte:

»Die Elfen sind jetzt im Märchen, doch sie sind das, wofür es keine Worte gibt. Wäre das Märchen ein echtes Märchen, wenn es sich selbst sehen könnte? Wäre der Alltag eine Sensation, wenn er ununterbrochen Rechenschaft über sich ablegen würde?«

Ich lehnte mich zurück und mir kamen die vielen überfahrenen Kröten auf der Landstraße wieder in den Sinn; auf dem Weg zur Datumsgrenze hatte ich über hundert gesehen, und sie waren wirklich krötenplatt, wenn alles Wasser aus ihnen herausgequetscht worden war. Aber über die Kröten konnte ich jetzt nicht nachdenken. Ich fragte mich, ob ich mich in meiner Wissenschaft verirrt und die Fähigkeit verloren hatte, in jeder einzelnen Sekunde auf der Erde das magische Abenteuer zu sehen. Ich dachte darüber nach, in wie hohem Maße die Naturwissenschaft es sich zum Programm gemacht hat, absolut alles erklären zu wollen. Worin sich natürlich die Gefahr versteckt, allem gegenüber, das sich nicht erklären lässt, vollständig blind zu werden.

Als wir durch das letzte Dorf fuhren, mussten wir unser Tempo drosseln und fast ganz anhalten, denn mitten auf der Straße gingen und tänzelten einige Frauen und Kinder. Sie winkten und lächelten und wir winkten und lächelten zurück. »Bula!«, riefen sie uns zu. »Bula!« Eine Frau war im achten oder neunten Monat schwanger.

Ana hatte sich aus Joses Arm befreit und sich gerade aufgesetzt, er hielt das Lenkrad wieder mit beiden Händen. Als sie sich zu den Frauen umdrehte, sagte sie:

»In der Dunkelheit der schwellenden Bäuche schimmern in jedem Moment einige Millionen Kokons voller funkelneuem Weltbewusstsein. Unbeholfene Zuckerelfen werden der Reihe nach herausgepresst, wenn sie reif und fähig zu atmen sind. Noch können sie keine andere Nahrung zu sich nehmen als süßliche Elfenmilch, die aus zwei weichen Knospen aus Elfenfleisch strömt.«

»Elfenfleisch«, Vera. Ich hatte uns für die »Elfen« in diesem Joseana-Universum gehalten, also die Menschen auf der Welt. Jetzt, da die Fidschianer damit gemeint zu sein schienen, kam es mir noch brutaler vor, dass deren Vorfahren ganz unbeschwert Elfenfleisch gegessen und Elfenblut gelöffelt hatten. Waren solche ätherischen Filets für den Verzehr denn nicht viel zu edel?

Wir fuhren beim Maravu von der Hauptstraße ab. Als wir die Hütten erreicht hatten, blieb ich einige Minuten auf der Veranda stehen, um mir den Sonnenuntergang anzusehen. Ich glaubte, dem Tag diese letzte Ehre schuldig zu sein, da die riskante Flugreise ja trotz allem gut gegangen war. Das war in den Morgenstunden gewesen, als die Sonne gerade aufgestanden war. Jetzt folgte ich der blassroten Sonnenscheibe mit meinen Blicken, bis sie sich auf den Rücken legte und über die Meereskante rollte. Die Sonne ist nur einer der vielen hundert Milliarden Sterne in dieser Galaxis. Doch sie ist mein Stern.

Wie viele Runden mir wohl noch als Fahrgast auf diesem Erdball blieben, der sich um seinen Stern in der Milchstraße dreht, fragte ich mich. Hinter mir lagen fast vierzig Passagen, vierzig Mal Schweben um die Sonne. Und damit hatte ich auf jeden Fall die halbe Reise hinter mich gebracht.

Ich räumte meinen Koffer aus, duschte und zog mir das weiße Hemd an, das ich in Auckland gekauft hatte. Ehe ich zum Essen ging, stahl ich mir einen kleinen Schluck aus meiner Ginflasche und stellte sie dann auf den Nachttisch. Dieses Ritual hielt ich auf jeder Reise gewissenhaft ein. Ich wusste, dass ich vor dem Schlafengehen noch größere Schlucke trinken würde. Eine andere Nervenmedizin hatte ich nicht.

Mir fiel ein, wie sehr ich mich in dem kleinen Flugzeug von Nadi in meiner Not nach dieser Flasche gesehnt hatte, rür einige dramatische Viertelstunden waren wir voneinander getrennt gewesen und die Sunflower Airlines hatten

sich an diesem Morgen besser um die Flasche gekümmert als um deren Besitzer.

Als ich die Tür hinter mir abgeschlossen hatte und durch den Palmengarten ging, hörte ich, wie etwas über die Dachbalken fegte. Ich konnte mir schon denken, was das war, aber ich ging nicht zurück, um mir die Sache genauer anzusehen.

* Avantgardistische Amphibien *

Draußen war es stockfinster. Die einzigen Lichtquellen in dem großen Palmengarten waren zwei diskrete Gasfackeln, doch über den Kokoskronen glitzerten außerdem einige tausend winzige Lichter einer dichten Dolde aus stellaren Lichtverschlingungen. Wenn wir erst einmal die großen Städte verlassen haben, dann befinden wir uns bei Anbruch der Nacht sofort weit draußen im Weltraum, dachte ich. Aber ein ständig wachsender Teil der Menschheit lässt sich in einen optischen Treibhauseffekt einwickeln und vergisst so, wer wir sind und woher wir kommen. So wie Natur für viele synonym geworden ist mit Fernsehbildern, Topfblumen und Vögeln im Käfig, ist der Weltraum etwas, das wir uns im Planetarium ansehen.

Es fiel mir nicht leicht, den Weg zum Restaurant zu finden, aber ich kämpfte mich auf einen schwachen Lichtschein eines Versammlungshauses in der Ferne zu, bahnte mir einen Weg durch dichte Büsche, die zwischen den Palmen wuchsen, und erreichte endlich das Schwimmbecken, bei dem alle Unterwasserlichter eingeschaltet waren. Im Becken schwammen drei oder vier Kröten umher. Vielleicht machten sie gerade ihren Freischwimmer, denn wirklich saß am Beckenrand eine weitere Kröte und behielt das Ganze im Auge. Hier wird alles geregelt, wie es sich gehört. Tagsüber haben die Primaten das Schwimmbecken für sich. Die Kröten dürfen sich nicht einmal sehen lassen. Nachts können sich dann die Amphibien am modernen Komfort erfreuen.

Ich betrat das offene Restaurant, wo auf allen zehn Tischen Kerzen brannten. Im Maravu gab es zehn Hütten oder »bures« und ebenso viele Tische im Restaurant.

Ana und Jose hatten sich schon an einen der Tische gesetzt. Sie trug noch immer ihr rotes Kleid, aber mir fiel auf, dass sie auf schwarze hochhackige Schuhe übergewechselt war. Jose steckte im selben schwarzen Leinenanzug, der einzige Unterschied zum Nachmittag war, dass jetzt in seinem Halsausschnitt ein rotes Tuch prangte. Das Tuch war in genau demselben Farbton gehalten wie Anas Kleid, vielleicht war es aus demselben Stoffballen zugeschnitten worden.

Ich setzte mich an den Nachbartisch und wir tauschten ein kurzes Nicken. Als allein stehender Reisender hatte ich die Kunst lernen müssen, nicht um barmherzige Einladungen zu betteln. Jetzt war Abend, die nachmittägliche Expedition war vorbei und Ana und Jose gehörten nicht mehr mir, sie gehörten einander.

Ich nickte auch Laura zu, sie hatte an einem Tisch am anderen Ende des Restaurants Platz genommen. An einem weiteren Tisch saß ein dunkler Herr mit grau meliertem Bart, er mochte an die zehn Jahre älter sein als ich und später an diesem Abend sollte ich ihn als den Italiener Mario kennen lernen. An seinem Nachbartisch saß ein junges Paar, das ganz bestimmt auf Hochzeitsreise war. Die beiden konnten kaum älter sein als zweiundzwanzig und sie beugten sich nicht nur Händchen haltend über den Tisch, es kam auch vor, dass die beiden ihre Köpfe aneinander schmiegt und in einem leidenschaftlichen Kuss miteinander verschmolzen. Am folgenden Abend sollte ich auch mit diesen beiden jungen Leuten einige Worte wechseln, sie kamen aus Seattle und hießen Mark und Evelyn.

Ein Stück von uns entfernt saß John, der Engländer, der uns vom Flugplatz abgeholt hatte. Er machte sich offenbar Notizen, das weiß ich noch genau, denn es kommt durchaus vor, dass ich mich selber auf diese Weise beschäftige, wenn

ich auf das Mittag- oder Abendessen warte. Mir fehlt dann einfach die nötige Ruhe, um einen Roman zu lesen.

Später sollte ich erfahren, dass der Mann mit den Notizen der britische Schriftsteller John Spooke aus London war, genauer gesagt aus Croydon, das südlich der City liegt. Als ich erst erfahren hatte, dass er Schriftsteller war, ging ich davon aus, dass er zu der kleinen Clique von Bestsellerautoren gehörte, die es sich leisten können, im Winterhalbjahr einige Monate auf einer Südseeinsel zu verbringen, um sich zu einem neuen Roman inspirieren zu lassen. Allerdings war er erst seit zwei Tagen hier, weil er noch an einer Fernsehsendung mitgearbeitet hatte. Sicher, sicher - an einer Sendung über Jahrtausendwechsel, Datumsgränze, globale Herausforderungen und alles, was dazu gehört. Alles, was dazu gehört, Vera, alles, was dazu gehört!

Bill ließ sich nicht blicken. Vielleicht machte er auf seinem Zimmer einige Yoga-Übungen in der Hoffnung, dadurch noch sechzig weitere Jahre zu leben.

Das Essen wurde von zwei hoch gewachsenen Männern in traditionellen Fidschi-Röcken serviert. Auch trugen sie rote Blumen hinter den Ohren; der eine hatte seine Blume hinter dem linken Ohr stecken, was bedeutete, dass er noch an keine Frau gebunden war. Bei dem anderen saß die Blume hinter dem rechten Ohr, er war also verheiratet. Wenn ich auf Taveuni leben würde, hätte ich also einige Monate zuvor die Demütigung hinnehmen und meine Blume vom rechten aufs linke Ohr umstecken müssen.

Ich bestellte eine halbe Flasche weißen Bordeaux und eine Flasche Mineralwasser. Im Maravu konnte man immer zwischen zwei Gerichten wählen. Als ich auf Fidschi ankam, hatte ich dermaßen viele Vorstellungen über die Ernährungsgewohnheiten im Kopf, dass ich am ersten Abend sicherheitshalber Fisch genommen hatte, was ich auch nun wieder tat.

Ana und Jose sprachen so leise miteinander, dass ich anfangs nur Gesprächsfetzen aufschnappen konnte. Doch selbst diese Bruchstücke stachelten meine Neugier an. Sie schienen irgendwelche Verhandlungen zu führen oder letzte Hand an eine gemeinsame Erklärung zu irgendeinem Thema zu legen.

Jose sagte: »Wir sind veredelte Kunstwerke, deren Produktion Jahrmilliarden in Anspruch genommen hat. Aber wir sind aus einem allzu billigen Material zusammengeflickt worden.«

Dann verpasste ich einen oder zwei Sätze, konnte schließlich aber einige weitere Worte von Jose aufschnappen. »Die Tür zum Märchen steht sperrangelweit offen«, sagte er.

Ana nickte feierlich und sagte: »Wir sind die Diamanten des Geistes im Stundenglas.«

Ungefähr so verlief das Gespräch oder genauer gesagt, so lauten die Gesprächsfetzen, die in unversehrter akustischer Form meine Ohren erreichten, sodass ich den Sinn der Worte erfassen konnte.

Während Ana und Jose diese Überlegungen anstellten, kam Bill aus dem Palmengarten ins Restaurant geschlendert. Er trug gelbe Bermudashorts und ein blau geblühtes Hawaiihemd. Laura schien ihn vor mir entdeckt zu haben, denn unmittelbar vor seinem Eintreffen hatte sie »Lonely Planet« mit festem Griff gepackt und sich dermaßen intensiv in ihre Lektüre vertieft, dass sie garantiert keine einzige Silbe mitbekam. Aber das hat ihr auch nicht geholfen. Bill blieb einige Sekunden auf der Veranda stehen und musterte die Tischordnung des Abends mit gierigem Blick, dann setzte er sich ohne weiteres zu Laura. Sie sank über ihrem Buch zusammen, ich konnte ihren Nacken nicht mehr sehen, auf jeden Fall schaute sie ihn nicht an. Sie sah ein wenig aus wie eine beleidigte Schildkröte, die Zuflucht in ihrem Panzer sucht, und ich weiß noch, dass sie mir ein wenig Leid tat. Ich dachte aber auch, sie hätte auf dem Flugplatz einem Zoologen

gegenüber nicht so abweisend sein dürfen. Kann sein, dass diese Überlegung mit einem Körnchen Schadenfreude gewürzt war.

An meinem Nachbartisch klang die Unterhaltung jetzt entschiedener. Ana sagte: »Es dauert mehrere Milliarden Jahre, einen Menschen zu erschaffen. Und es dauert einige Sekunden zu sterben.«

Ganz heimlich fischte ich mein Notizbuch aus der Hemdentasche. Aber ich hatte keinen Kugelschreiber. Mein Ärger wuchs noch, als Jose seine Stimme ein wenig hob und deutlich vernehmbar folgende Wahrheiten deklamierte: »Einem ungetrübten Blick erscheint die Welt nicht nur als unwahrscheinliches Ereignis, sondern auch als andauernde Belastung für die Vernunft. Wenn es überhaupt eine Vernunft gibt, wenn es eine objektive Vernunft gibt. So lautet die Stimme von innen. So lautet Jokers Stimme.«

Ana nickte viel sagend. Dann fügte sie hinzu: »Joker spürt, dass er wächst, spürt es in Armen und Beinen, und er spürt, dass er sich das alles nicht nur einbildet. Er spürt, dass im anthropomorphen Tiermaul Emaille und Elfenbein wachsen. Er spürt das leichte Gewicht der Primatenrippe unter dem Schlafrock, spürt den rhythmischen Puls, der schlägt und schlägt und die heiße Flüssigkeit durch seinen Körper pumpt.«

Ich kann nicht sonderlich klar gedacht haben, denn jetzt erhob ich mich von meinem Tisch und ging quer durch das Lokal zu dem Engländer, der sich so eifrig Notizen gemacht hatte, während er auf das Essen wartete. Er hatte die Vorspeise schon verzehrt und Papier und Kugelschreiber neben sich gelegt. Ich verbeugte mich und fragte:

»Entschuldigung ... Sie haben sich vorhin Notizen gemacht. Könnten Sie mir wohl für einen Moment Ihren Kugelschreiber leihen?«

Er schaute mit neugierigem und entgegenkommendem Blick zu mir hoch.

»Mit dem größten Vergnügen«, sagte er. »Nehmen Sie den hier!« Damit zog er einen schwarzen Filzstift Marke Pilot aus der Tasche. Zwei Sekunden lang spielte er demonstrativ mit dem Stift, dann reichte er ihn mir.

»Ich bringe ihn gleich zurück«, beteuerte ich.

Er schüttelte nur weltmännisch den Kopf und erklärte, wenn es ihm an etwas nicht mangle - und schon gar nicht an einem gottverlassenen Flecken wie diesem -, dann an schwarzen Filzstiften.

Ich bedankte mich herzlich und wir stellten uns dann einander ausführlicher vor als bei unserer ersten Begegnung am Flugplatz.

Ich versuchte, ihn mit wenigen Worten über meine Feldforschungen zu informieren, und der hoch gewachsene Mann mit dem weißen Backenbart hörte mir aufmerksam zu. Ich bin jetzt in einem Alter, in dem ich Aufmerksamkeit auf ganz neue Weise zu schätzen weiß. Er reichte mir die Hand und stellte sich vor:

»John Spooke«, sagte er. »Schriftsteller aus London.«

»Und sind Sie zum Schreiben hier?«, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf und erzählte, er sei von der BBC auf die Insel geschickt worden, um eine Sendung über den Jahrtausendwechsel vorzubereiten. Angeblich fängt hier die Zukunft an, sagte er sarkastisch, erst zwölf Stunden später bricht in London das neue Jahrtausend los. Ansonsten nannte er die Titel einiger Romane, die er geschrieben hatte, einer war angeblich ins Norwegische übersetzt worden.

Als ich mich noch einmal für den Filzstift bedankte und wieder zu meinem Tisch zurückging, sagte er munter:

»Schreiben Sie was Schönes.«

Ich fuhr herum und er fügte hinzu:

»Und grüßen Sie von mir!«

Jetzt weiß ich nicht so recht, Vera, vielleicht sollte ich zum Dank für diese Leihgabe dir einen schönen Gruß von diesem sympathischen Engländer ausrichten - obwohl ich an diesem Abend im Grunde ja nicht an dich geschrieben habe. An dich schreibe ich jedoch jetzt und ich schreibe über meine Erlebnisse in der ersten Nacht im Maravu Plantation Resort, damit du besser verstehen kannst, was einige Monate danach in Salamanca passiert ist.

Bill gab sich alle Mühe, Laura vom »Lonely Planet« loszueisen. Aber sie schien sich auf einige äußerst minimale Kommentare zu den mehr oder weniger zudringlichen Versuchen ihres Tischherrn, ein Gespräch zu beginnen, zu beschränken.

Das junge Paar tauschte über den Salatschüsseln gierige Küsse und wieder musste ich an den Kannibalismus denken. Ich gehöre einer Kultur an, in der es akzeptiert ist, aneinander herumzusaugen und zu lecken, sogar in aller Öffentlichkeit, sogar beim Essen. Die Tabugrenze verläuft erst bei den mehr unwiderruflichen kulinarischen Eingriffen. Ich konnte mir vorstellen, dass es in der alten Fidschi-Kultur genau umgekehrt gewesen war. Dort wurde nicht in aller Öffentlichkeit herumgeknutscht, schon gar nicht beim Essen. Zum Ausgleich akzeptierte man den Verzehr von toten Menschen.

Der Italiener starrte melancholisch in sein Rotweinglas. Von allen, die hier saßen, wirkte er am verlassensten. Er bedachte das Paar aus den USA mit einem traurigen Blick, der mich an einen herrenlosen Hund erinnerte.

Ich setzte mich wieder und hörte, dass Jose etwas über »alltagsexotische Ereignisse« sagte. Dann wurde etwas Unverständliches gemurmelt und darauf sagte Jose einige Worte, bei denen der Frau in Rot offenbar ein Licht aufging, denn gleich darauf lächelte sie breit, setzte sich gerade und deklamierte voller Inbrunst:

»Eine Sehnsucht geht durch die Welt. Je größer und mächtiger etwas ist, umso tiefer empfinden wir die Sehnsucht nach Erlösung. Wen interessiert, was ein Sandkorn vermisst? Wer leiht der Sehnsucht der Laus ein Ohr? Wenn es nichts gäbe, würde niemand etwas vermissen.«

Dabei ließ sie zweimal ihren Blick durch das Lokal wandern, ließ ihn dann aber so schnell wieder sinken, dass sie unmöglich bemerkt haben konnte, dass ich das, was sie sagte, mitstenografierte. Sie wusste nicht, dass ich Spanisch verstehe, sie konnte nicht sicher sein, dass ich überhaupt genug hören konnte, ich konnte genauso gut in meine eigenen Notizen vertieft sein, zum Beispiel in die über die Echsenarten, die ich in Ozeanien studiert hatte.

Lange Zeit musste ich mich danach mit den Fetzen trösten, die ich aus dem leisen Gemurmel zwischen Schwarz und Rot aufschnappen konnte. »Je weiter die Elfen sich der ewigen Auslöschung nähern, umso belangloser wird ihre Rede«, behauptete Ana und bedachte dabei ihren Gefährten mit einem fragenden Blick. Der sagte: »Ohne jene Anomalie, die der untröstliche Narr darstellt, wäre die Welt der Elfen so blind wie ein heimlicher Garten.«

Ich konnte mir schon denken, dass diese Brocken, die ich da aufgeschnappt hatte, zu einem größeren Puzzlespiel gehörten, zu einem Mosaik, das mir immer größere Probleme bereiten würde, je mehr Steinchen mir fehlten. Doch bald wurde das Essen serviert, und ich legte mein Notizbuch zur Seite. Das wenige, was ich

jetzt noch aufschnappen konnte, war gar zu unzusammenhängend. Erst gegen Ende der Mahlzeit hob Jose wieder seine Stimme. Er sagte: »Joker schleicht ruhelos zwischen den Elfen umher wie ein Spion im Märchen. Er macht sich Gedanken, kann sie aber niemandem gegenüber äußern. Nur Joker ist, was er sieht. Nur Joker sieht, was er ist.«

Ana dachte kurz nach, dann kam ihre Antwort:

»Die Elfen versuchen Gedanken zu denken, die so schwierig sind, dass sie sie nicht denken können. Aber das schaffen sie nicht. Die Bilder auf der Leinwand springen nicht in den Kinosaal, um auf den Filmvorführer einzuschlagen. Nur Joker findet den Weg zu den Bänken.«

Ich kann nicht beschwören, dass genau diese Worte fielen. Aber die beiden sprachen über solche Themen.

Die Tische wurden abgeräumt, jetzt kam der Italiener in unsere Richtung. Er nickte Ana und Jose herausfordernd zu, dann ging er zu meinem Tisch weiter, reichte mir die Hand und stellte sich vor. Er hieß Mario und hatte während der letzten Jahre von Suva aus mit seiner selbst gebauten Yacht Charterfahrten unternommen. Er hatte das eigentlich nie vorgehabt, aber fünfzehn oder zwanzig Jahre zuvor war er durch den Suezkanal nach Indien, Indonesien und Ozeanien gefahren und hatte noch immer nicht genug Geld gespart, um nach Hause, nach Neapel, zurückkehren zu können.

Er wollte etwas von mir.

»Spielen Sie Bridge?«, fragte er.

Ich nehme an, ich habe leicht mit den Schultern gezuckt, denn ich bin zwar ein passabler Bridgespieler, aber an diesem Abend war ich mir nicht sicher, ob mir der Sinn nach den Karten stand, dazu war diese Tropennacht zu magisch. Doch als er hinzufügte, dass wir gegen das spanische Paar spielen würden, war ich ohne zu zögern bereit. An den vergangenen Abenden hatten sie mit einem Niederländer gespielt, erzählte Mario, der aber hatte am frühen Nachmittag die Fähre nach Vanua Levu genommen.

Auf diese Weise taten wir uns mit dem spanischen Paar zusammen und spielten einige Rubber. Ana und Jose gelang es jedesmal, ihre Meldung zuerst loszuwerden oder den Italiener und mich um den letzten entscheidenden Stich zu bringen. Sie spielten nicht nur mit beeindruckender Präzision, sondern auch auf eine dermaßen lässige und lockere Weise, dass sie sich zwischendurch zurücklehnen und das irrwitzige Spiel mit ihren Sprüchen wieder aufnehmen konnten. Mir fielen Wörter und Ausdrücke auf wie »der uralte Paukenschlag, der schamlose Kokon, der einfach in alle Richtungen wächst und wächst, der fescche Primat, der gefeierte Halbbruder des Neandertalers, der Dornröschenschlaf des Alltags, ein warmer Strom aus halbverdauten Irrbildern, Seelenplasma, der Prallsack des Proteinfestivals, organische Festplatte, Gelee der Erkenntnis«.

Ich war zweimal der Dummy und konnte mich vom Tisch fortschleichen, um die aufgeschnappten Wörter zu notieren. Denn es fielen nur solche Wörter, nur alte und vertraute Wörter und Ausdrücke wie »Seelenplasma«, »Prallsack des Proteinfestivals«, »Gelee der Erkenntnis« und »der gefeierte Halbbruder des Neandertalers«. Ich hatte Ana und Tose schon als Dichterin und Dichter mit Tourette-Syndrom diagnostiziert und ich will nicht ausschließen, dass ich wesentlich besser gespielt hätte, wenn ich mich nicht die ganze Zeit auf dieses Gemurmel zwischen Nord und Süd hätte konzentrieren müssen. Vielleicht war das ja gerade der Sinn der Sache, überlegte ich, die Aufmerksamkeit von Ost und West abzulenken.

Es war Mario, der dem Spiel dann schließlich ein Ende machte. Ich möchte nicht behaupten, er habe die Karten auf den Tisch geknallt, aber er legte sie so

bestimmt hin, dass ich zusammenfuhr. Er schüttelte mit ernster Miene den Kopf und sagte:

»Sie sind Hellseherin!«

Ana schaute ihn mit fast boshafter Zufriedenheit an.

Mario suchte in mir einen Verbündeten:

»Treff-Fünf!«, brüllte er fast. »Aber nach dieser Runde hätte genauso gut Frank das Ass haben können. Die beiden scheinen die ganze Zeit zu wissen, was wir auf der Hand haben.«

Ich sagte mir, dass er damit der Wahrheit näher sein könnte, als er ahnte. Vielleicht konnte dieses so eng miteinander verwachsene Paar, das ganz bestimmt nicht auf Hochzeitsreise war, wirklich Gedanken lesen. Und warum auch nicht? Hier sitzen wir vier ausgesprochen aufmerksamen Primaten in einer verhexten Tropennacht unter einem funkelnden Sternenteppich in unserem eigenen, fast provinziellen Spiralarm der Galaxis Milchstraße. Von diesem Erdball, auf dem wir uns mühselig aus primitiven Wirbeltieren entwickelt haben, von dieser unscheinbaren Lagune im galaktischen Archipel, von hier aus haben unsere Artgenossen Raumsonden und Radiowellen ausgesandt, um allen Ernstes zu versuchen, eine Art Kontakt zu ähnlich entwickelten biologischen Wesen auf einem anderen Strand in einem anderen Sonnensystem viele Lichtjahre von unserem eigenen Laufstättchen entfernt in die Wege zu leiten - ohne einen Gedanken an die höchst eigene Entwicklungsgeschichte dieser Geschöpfe, denn vielleicht haben sie ja eher Ähnlichkeit mit Seesternen als mit Säugetieren wie uns. Sollten dann nicht zwei miteinander verbundene Seelen, die nicht nur zur selben Biosphäre gehören, sondern zur selben Art und zum selben Volk und die dazu nicht viel mehr zu tun haben, als sich den ganzen Tag ineinander zu spiegeln, sollten sie nicht dazu imstande sein, untereinander einige elektromagnetische Signale auszutauschen, die mit Farbe und Wert der zweiundfünfzig Karten zu tun haben? Ich war sicher schon von der Euphorie der Tropennacht angesteckt worden und nicht zum ersten Mal fiel ich dieser besonderen Form von Kritiklosigkeit zum Opfer.

Dieser Zustand sollte sich zunächst auch nicht ändern. Wenn alle, die am Tisch saßen, gleichermaßen gut Bridge spielten, wollte Mario jetzt wissen, wie hoch war dann die Wahrscheinlichkeit, dass die eine Seite acht Rubber am Stück gewinnen könnte? Ich hielt das für eine Frage der Kartenfolge, doch die Chance, dass eine Seite ganze acht Mal hintereinander die besseren Karten erwischt, muss so verschwindend gering sein, dass es da schon leichter fällt, sich mit der Tatsache abzufinden, dass Ana und Jose das Spiel einfach besser beherrschten.

Ana strahlte in diesem Glanz. Sie versuchte nicht zu verhehlen, dass sie sich köstlich amüsierte, ich nahm an, dass sie nicht zum ersten Mal bei einer Kartenpartie den Sieg davongetragen hatte. Sie erlaubte es sich sogar, Mario eine tröstende Hand auf die Schulter zu legen - eine Geste, der er sich mit mürrischer Miene entzog.

Jose übertrug nun die Frage nach Wahrscheinlichkeit und Kartenfolge auf etwas, das mit meinem Fach zu tun hatte. Ich glaube, als erstes fragte er, ob ich glaubte, die Entwicklung des Lebens auf der Erde werde einfach nur von etwas dermaßen Unvorhersagbarem wie einer Serie von zufälligen Mutationen vorangetrieben. Oder könne es auch irgendeinen Mechanismus geben, den die Naturwissenschaft bislang übersehen hatte? Ob ich es für unangebracht hielte, auch Fragen über Ziel oder Zweck der Evolution zu stellen?

Ich glaube, ich stieß einen leisen Seufzer aus, nicht unbedingt, weil ich diese Frage für naiv hielt, sondern weil Jose ein weiteres Mal das Gespräch auf eine Problematik gelenkt hatte, mit der ich an diesem Tag nicht gut umgehen konnte. Aber ich gab ihm die klassische Lehrbuchantwort auf seine Fragen und hielt den Fall damit für erledigt.

Er sagte:

»Wir haben zwei Arme und Beine. Das macht sich zum Beispiel bezahlt, wenn wir an einem Tisch sitzen und Bridge spielen. Und es ist auch gar nicht schlecht, wenn ein Raumschiff zum Mond gelenkt werden soll. Aber ist es ein Zufall?«

»Kommt darauf an, was Sie unter >Zufall< verstehen«, sagte ich. »Die Mutationen sind zufällig eingetreten. Aber ihre Umgebung entscheidet, welche Mutationen ein Lebensrecht haben.«

Er ließ nicht locker.

»Aber Sie meinen, hinter der Tatsache, dass dieses Universum derzeit eine bestimmte Vorstellung von seiner eigenen Geschichte und seiner eigenen Ausdehnung in Zeit und Raum hat, steckt eine Menge von solchen Zufällen?«

Jose streckte einen Arm aus, als wollte er in die Weltnacht hinauszeigen und spreche im Grunde auch mit ihr. Ich wollte etwas über Mutationen und die natürliche Auslese sagen, kam aber nicht dazu, denn Jose platzte mit der Bemerkung heraus:

»Wenn es das Ziel war, eine mehr oder weniger objektive Vernunft zu entwickeln, dann weiß ich nicht, ob wir wirklich viel anders hätten ausfallen können.«

Ana lächelte listig. Sie legte ihm den Arm um den Hals und küsste ihn rasch auf eine Wange, wie um ihn zum Schweigen zu bringen. Dann wandte sie sich an mich und sagte augenzwinkernd:

»Er ist besessen von der Vorstellung, dass intelligente Geschöpfe auf anderen Planeten im Universum zwangsläufig ein wenig Ähnlichkeit mit uns haben müssen.«

»Dann glaube ich, er irrt sich«, rutschte es mir heraus.

Aber Jose gab sich noch immer nicht geschlagen:

»Sie brauchen einen Sinnesapparat und notwendigerweise ein Organ zum Denken. Und das könnten sie wohl kaum entwickeln, wenn sie nicht auch zwei freie Vorderglieder hätten.«

»Wieso zwei?«, fragte ich überrascht.

Ich glaubte, ihn jetzt festnageln zu können, aber er war nicht aus der Ruhe zu bringen.

»Zwei sind genug«, sagte er.

Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, in der Defensive zu sein. Er hatte an diesem Punkt immerhin nicht Unrecht und das verwirrte mich etwas. Zwei Arme und zwei Beine waren wirklich genug. Doch egal - so argumentiert eine empirische Wissenschaft schließlich nicht. Hatte die Philosophie nicht bereits vor einem halben Jahrtausend die aristotelische Lehre von der »Zweckursache« verworfen?

Jose sagte:

»Und auf die Dauer hat es keinen Sinn, mehr Glieder zu ernähren als unbedingt nötig sind, schon gar nicht Millionen Jahre lang.«

In diesem Moment sprang eine Kröte auf die Veranda,

auf der wir saßen; vielleicht hatte sie zu den Badegästen gehört. Ich deutete auf sie und sagte mit einem gewissen Triumph in der Stimme:

»Wir haben zwei Arme und zwei Beine, weil wir eben von solchen vierfüßigen Geschöpfen abstammen. Ihnen verdanken wir auch die Grundstruktur unseres Sinnesapparates. Dieses Exemplar hier ist ein Bufo, genauer gesagt ein Bufo marinus.«

Ich hob die Kröte hoch und zeigte auf Augen, Nasenhöhlung, Mundhöhle, Zunge, Kehlkopf und Trommelfell. Ich hielt einen kurzen Vortrag über Herz, Lunge, Hauptschlagader, Magen, Gallenblase, Bauchspeicheldrüse, Leber, Nieren, Hoden und Harnleiter solcher Tiere. Das Ganze rundete ich ab mit einigen Kommentaren über den Aufbau ihres Skeletts, über Rückgrat, Rippen und Füße. Als ich das Tier dann wieder auf den Boden setzte, fügte ich noch einige Informationen über die Entwicklung von der Amphibie zum Kriechtief und weiter vom Kriechtief zu Vögeln und Säugetiefen hinzu.

Doch ich hatte Tose unterschätzt, denn er sagte:

»Die Amphibien hatten also ungeheuer gute Karten. Sie konnten damit alle Rubber gewinnen. Und dabei war nicht nur Glück im Spiel. Im Vergleich zu allen anderen Tierreihen bildeten sie die Avantgarde. Sie hatten alles, was nötig ist, um einen Menschen herzustellen.«

»Im Nachhinein ist man immer klüger«, sagte ich.

»Besser spät als nie«, beharrte er. »Dass wir zwei Arme und zwei Beine haben, hat zwei Gründe. Der eine ist, dass wir von solchen vierbeinigen Geschöpfen abstammen. Und der andere, dass es so sinnvoll ist.«

»Und wenn die Amphibie sechs Beine gehabt hätte?«

»Dann würden wir entweder nicht hier sitzen und ein dermaßen vernünftiges Gespräch führen oder zwei der Glieder wären verkümmert. Wir hatten einmal einen Schwanz, der bei allerlei animalischen Aktivitäten natürlich nützlich ist, aber vor einem Computer und in einem Raumschiff nur im Weg wäre.«

Ich glaube, ich musste erst einmal Luft schnappen. Jose hatte genau dieselben Fragen aufgeworfen, über die ich in der letzten Zeit unablässig nachgedacht hatte. Nach dem, was uns da plötzlich zugestoßen war, Vera, hatte ich mir überhaupt sehr viele Gedanken gemacht. Warum mussten wir Sonja verlieren? Ich weiß nicht, wie oft ich mir diese Frage schon gestellt hatte. Warum hatten wir Sonja nicht behalten dürfen? Wenn ein Student mir beim Examen eine solche Frage stellte, dann würde ich mich fragen, ob ich ihn nicht durchfallen lassen müsste. Aber wir sind Menschen und Menschen neigen zu Fragen nach dem Sinn auch dann, wenn es keinen Sinn gibt. Ich sagte:

»Sie haben schon Recht, es war kein Gliedertief, das dann am Ende den Weltraum erobert hat, und ein Weichtief war es auch nicht.«

Er sagte:

»Und die, die uns eines Tages über Radiowellen aus einem anderen Sonnensystem ihre kryptischen Visitenkarten zukommen lassen werden, haben wohl kaum eine Anatomie, die uns an Tintenfische oder Tausendfüßler erinnern würde.«

Ana prustete los.

»Ich hab's ja gesagt!«, rief sie.

Ana und Jose - und nach und nach auch Mario - stellten mir nun eine Reihe von naturwissenschaftlichen Fragen und vielleicht war das bereits erwähnte Tropennachtsyndrom daran schuld, dass ich es im Grunde genoss, dermaßen im Mittelpunkt zu stehen, dass ich mehrere Minivorträge über die derzeit aktuellen Fragen innerhalb von Paläontologie und Evolutionsbiologie herunterleierte. Aber ich brachte auch meinem Opponenten immer mehr Aufmerksamkeit entgegen. Auf

humorvolle Weise stellte Jose einige Male Fragen, die mich immer mehr in fachliche Verlegenheit stürzten. Ich kann nicht behaupten, im Lauf dieser Unterhaltung etwas Neues gelernt zu haben, aber ich glaube doch, ich gewann ein tieferes Verständnis für die Tatsache, dass es in der Naturwissenschaft allerlei zweifelhafte Dinge gibt, an denen ich nie gezweifelt hatte.

Tose war davon überzeugt, dass das Leben auf der Erde nicht einfach nur ein nachweisbarer, sondern von seinem Wesen her auch ein sinnvoller Prozess ist. Er erklärte, eine so wesentliche Eigenschaft wie die menschliche Vernunft könne nicht einfach nur als eine von vielen willkürlichen Eigenschaften im Kampf um das Dasein entstanden sein, sondern müsse den eigentlichen Zweck der Entwicklung bedeuten. Er hielt es fast schon für ein Naturgesetz, dass ein Planet einen immer spezialisierteren Sinnesapparat entwickelt, und er belegte diesen Prozess mit mehreren überzeugenden Beispielen. So, wie das Leben auf der Erde viele Male - und ohne irgendeinen inneren genetischen Zusammenhang - Augen und Sehfähigkeit entwickelt und wie die Natur mehr als einmal ihre Flügel ausgebreitet oder die Fähigkeit des aufrechten Gehens entwickelt hatte, so barg die Natur auch einen latenten Hang zum Erreichen eines intellektuellen Überblicks.

Etwas weh tat dabei, dass ich mir als Junge ähnliche Vorstellungen gemacht hatte, nachdem ich eine Zeit lang von Teilhard de Chardin beeinflusst gewesen war. Dann hatte ich mein Biologiestudium aufgenommen und mir natürlich alle Gedanken an eine zielgerichtete Evolution aus dem Kopf geschlagen. Im Namen der Wissenschaft fühlte ich mich jetzt verpflichtet, ihm einen gewissen Widerstand zu leisten. Ich vertrat eine gewichtige Institution, vielleicht war sie ja zu gewichtig.

Ich gab ihm Recht, dass die Fähigkeit zu sehen, zu fliegen, zu schwimmen oder aufrecht zu gehen sich in der Geschichte des Lebens immer wieder entwickelt hatte. Das Auge war beispielsweise vierzig bis fünfzig Mal erfunden worden, die Insekten hatten über hundert Millionen Jahre früher als die Kriechtiere Flügel entwickelt. Die ersten fliegenden Wirbeltiere waren die Flugechsen. Sie waren vor ungefähr zweihundert Millionen Jahren entstanden und zusammen mit den Dinosauriern ausgestorben. Die Flugechsen bewegten sich fast so wie große Fledermäuse, erklärte ich, sie hatten keine Federn und können nicht die Ahnen der heutigen Vögel gewesen sein. Der älteste Vogel, der Archaeopteryx, ist ungefähr hundertfünfzig Millionen Jahre alt und in Wirklichkeit ein kleiner Saurier. Die Vögel haben also unabhängig von den Flugechsen Flügel und Federn entwickelt...

»Flügel und Federn«, fiel Jose mir ins Wort. »Kommt das über Nacht? Oder >weiß< die Natur, was sie da entwickeln will?«

Ich lachte. Wieder hatte er den kleinen Kern von Unendlichkeit entwickelt, den eigentlichen springenden Punkt, obwohl ich glaube, dass er diesmal eine rhetorische Frage gestellt hatte.

»Kaum«, sagte ich. »Hier ist die Rede von einer ganzen Serie von Mutationen über viele tausende von Generationen hinweg. Und dabei gilt nur ein Gesetz: Das Individuum, das im Kampf ums Dasein einen kleinen Vorteil besitzt, hat größere Chancen, seine Gene weiterzureichen.«

Er fragte:

»Aber welchen Vorteil kann es für ein Individuum bedeuten, einige unbeholfene Flügelansätze weiterzuentwickeln, viele, viele Generationen lang, ehe irgendwer etwas von diesen Flügeln hat? Wären solche rudimentären Flügelstümpfe denn nicht im Weg? Und würden sie das Individuum nicht bei Angriff und Verteidigung behindern?«

Ich versuchte ein Bild von einem Kriechtier zu zeichnen, das auf der Jagd nach Insekten auf einen Baum klettert. Noch der kleinste Federansatz - und Federn sind ursprünglich deformierte Schuppen - wäre von augenblicklichem Vorteil, wenn

das Tier von Baum zu Baum springen müsste. Je mehr deformierte Schuppen dieses Tier besitzt, umso weiter kann es springen, kriechen oder flattern, und umso mehr von seinen Nachkommen haben eine Chance heranzuwachsen. Bereits die allerersten Anflüge von Schwimmhäuten konnten für ein Tier einen wichtigen Vorteil darstellen, wenn dessen Leben sich ganz oder teilweise im Wasser abspielte. Ich griff die Entwicklung der Federn wieder auf und wies darauf hin, dass das Gefieder im Lauf der Zeit auch wichtig für die Regulierung der Körpertemperatur geworden war - was aber nicht das ursprüngliche »Ziel« dieser Entwicklung ausgemacht hatte. Der größte Vorteil der rudimentären Federn hatte vermutlich mit den Bewegungen des Tieres zu tun gehabt. Doch auch die umgekehrte Reihenfolge war möglich. Die Federn konnten ursprünglich den Ahnen der Vögel einen wärmeregulierenden Vorteil geschenkt haben, noch ehe sie für deren Bewegungen eine Rolle spielten. Der vor einiger Zeit gefundene gefiederte Dinosaurier sei ein gewichtiges Argument dafür.

»Dann kamen die Fledermäuse«, sagte er. »Denn auch einige Säugetiere haben schließlich fliegen gelernt.«

Ich erwähnte, dass der Luftraum schon dermaßen von Vögeln besetzt war, dass die Fledermäuse sich auf die nächtliche Jagd beschränken mussten. Doch die Fledermäuse entwickelten nicht nur Flügel, sie entwickelten auch die Fähigkeit zu dem, was wir Echolokalisierung nennen.

»Das ist wie mit dem Huhn und dem Ei«, sagte Jose. »Denn was war zuerst da, die Echolokalisierung oder die Fähigkeit zu fliegen?«

Ich konnte nicht mehr antworten, denn nun kam Laura auf uns zu, und bald saß sie mit uns am Tisch. Als ich zum letzten Mal Dummy gewesen war, hatte sie sich noch nicht von Bill befreien können, aber sie hatte mich mit einem Blick bedacht, der immerhin als Notruf hatte gelten können - und damit vielleicht auch als Bitte um Entschuldigung für die kalte Schulter, die sie mir am Flugplatz gezeigt hatte. Sie hatte einige Minuten mit einem roten Getränk am Tresen gestanden, als sie dann auf uns zukam, blickte ich auf und bot ihr an, sich zu uns zu setzen. Ich fühlte mich schließlich in meinem Element. Mario zog einen Stuhl vom Nachbartisch herüber.

»Gebt mir einen lebenden Planeten«, setzte Jose nun erneut an.

»Hier!«, fiel Laura ihm ins Wort.

Begeistert zeigte sie in den Palmengarten hinaus, wo es jedoch so dunkel war, dass wir gar nichts sehen konnten. Mir fiel der WWF-Anstecker an ihrem Rucksack wieder ein.

Jose lachte.

»Aber gebt mir irgendeinen lebenden Planeten. Ich bin ziemlich überzeugt davon, dass der sich früher oder später das hervorzaubern wird, was wir Bewusstsein nennen.«

Laura zuckte mit den Schultern, Jose redete weiter.

»Um diese Behauptung widerlegen zu können, müssten wir einen Planeten finden, auf dem es vor Leben in allen Formen und Arten nur so brodelt, der aber zu keinem Zeitpunkt ein so kompliziertes Nervensystem entwickelt hat, dass eines schönen Tages ein oder zwei Individuen auftreten, die >to be or not to be< oder >cogito ergo sum< denken können.«

»Ist das nicht ein bisschen anthropozentrisch?«, fragte Laura. »Die Natur ist doch nicht nur für uns da.«

Aber Jose war jetzt nicht mehr zu bremsen.

»Gebt mir irgendeinen lebenden Planeten und ich werde mit größtem Vergnügen auf ein wildes Gewimmel von lebenden Linsen zeigen. Und wartet nur, ehe wir >piep< sagen können, starren wir in eine wache Seele hinein, die sich noch dazu rechtfertigen kann.«

Wieder trat Ana ihm zur Seite:

»Er meint, dass alle Planeten, die diese Voraussetzungen haben, früher oder später eine Art Selbstbewusstsein erlangen werden. Der Weg von den ersten lebenden Zellen zu komplexen Organismen wie uns verläuft vielleicht auf sehr unterschiedliche Weise, doch das Ziel ist dasselbe. Das Universum strebt nach dem Verständnis seiner selbst und das Auge, das ins Universum hinausblickt, ist das Auge des Universums selber.«

»Das stimmt«, sagte Laura und wiederholte Anas letzten Satz:

»Das Auge, das ins Universum hinausblickt, ist das Auge des Universums selber.«

Ich hatte mir den ganzen Abend den Kopf über die Frage zerbrochen, wo Ana mir schon einmal begegnet sein konnte, aber ich wusste es noch immer nicht. Also musste ich versuchen, sie besser kennen zu lernen.

»Wie sehen Sie das denn?«, fragte ich sie. »Sie haben doch sicher auch eine Meinung.«

Sie dachte eine Weile nach, an ihre Antwort kann ich mich wortwörtlich erinnern:

»Wir können nicht begreifen, was wir sind. Wir sind das Rätsel, das niemand löst.«

»Das Rätsel, das niemand löst?«

Wieder dachte sie nach.

»Ich kann nur für mich selbst sprechen«, sagte sie.

Für eine Sekunde blickte sie mir in die Augen. Dann sagte sie:

»Ich bin ein göttliches Wesen.«

Außer lose fiel vielleicht nur mir auf, dass diese Aussage von einem unergründlichen Lächeln begleitet wurde. Mario konnte das nicht bemerkt haben, er riss nur die braunen Augen auf und fragte:

»Sie sind also Gott?«

Sie nickte energisch.

»Yes, Sir«, sagte sie. »Genau das bin ich.«

Das sagte sie so selbstverständlich, als ob er sie gefragt hätte, ob sie in Spanien geboren sei. Warum hätte sie auch zögern sollen? Ana war eine stolze Frau, die keinerlei Versuch unternahm, ihre aristokratische Herkunft zu verleugnen.

»Nicht schlecht«, sagte Mario. »Herzlichen Glückwunsch.«

Mit diesen Worten erhob er sich und ging zum Tresen. Ich glaube, er dachte noch immer an die Bridgepartie. Jetzt wusste er immerhin, warum er die ganze Zeit verloren hatte.

Ana prustete los. Ich konnte nicht begreifen warum, aber ihr Lachen war äußerst ansteckend und bald lachten wir alle.

Jetzt kam John mit einem Glas Bier in der Hand auf uns zu. Er hatte sich mit dem jungen amerikanischen Paar unterhalten, doch immer wieder war er um unseren Tisch gekreist und hatte sicher viel von unserem Gespräch gehört.

Wir zogen weitere Stühle an den Tisch heran und waren bald zu sechst, denn es dauerte nicht lange, da stellte Mario sich mit einem Glas Weinbrand ein, er summte irgendeine Puccini-Arie vor sich hin, ich glaube, aus »Madame Butterfly«. Erst jetzt begrüßte er Laura, Laura stellte sich Ana und Jose vor.

Der Engländer sagte:

»Zufällig habe ich gehört, dass hier über das >Ziel< oder den >Sinn< der Dinge gesprochen worden ist. Das ist gut, ganz ausgezeichnet. Obwohl ich denke, wir sollten auch einsehen, dass solche Fragen in der Regel erst im Rückblick geklärt werden können.«

Niemand verstand, was er damit sagen wollte, was ihn nicht weiter zu überraschen schien. Er fuhr fort:

»Der Sinn eines bestimmten Ereignisses zeigt sich oft erst sehr viel später. Die Ursache, aus der etwas passiert, erschließt sich uns also erst im Nachhinein. Und der Grund, der Grund ist ganz einfach, dass jeder Prozess seine Zeitachse hat.«

Nicht einmal ein anerkennendes Nicken konnte er dafür ernten. Er wurde auch nicht zu einer näheren Erklärung aufgefordert. Doch er redete weiter:

»Stellt euch vor, wir hätten gesehen, was vor, sagen wir, dreihundert Millionen Jahren auf der Erde passiert ist. Ich bin sicher, dass unser Biologe uns ein kleines Zeitbild zeichnen kann.«

Ich nahm diese Herausforderung sofort an und sagte, das sei etwa am Ende der Karbonzeit gewesen. Dann erzählte ich ein wenig über die Flora, über die ersten fliegenden Insekten und schließlich über die allerersten Kriechtiere, die sich entwickelten, als es auf der Erde mehr trockenes Land gab als zuvor. Doch unter den Landwirbeltieren dominierten weiterhin die Amphibien.

John fiel mir ins Wort:

»Zwischen Holzfarn und urtümlichen Schlingpflanzen kriechen also einige riesige salamanderähnliche Amphibien herum, dazu einzelne Reptilien wie die, von denen wir selber dann abstammen sollten. Wenn wir damals dabei gewesen wären, wäre uns das sicher völlig absurd vorgekommen. Erst heute sehen wir den Sinn, wenn wir daran zurückdenken.«

»Denn ohne das, was damals passiert ist, würden wir heute nicht hier sitzen?«, fragte Mario.

Der Engländer nickte kurz. Ich wandte ein:

»Aber Sie können doch nicht behaupten, wir seien die Ursache für das, was vor dreihundert Millionen Jahren passiert ist!«

Jose zeigte deutlich, wie sehr er sich über Johns Bemerkungen freute. Jetzt gab er ihm ein Zeichen weiterzusprechen.

Der Engländer sagte:

»Ich meine ja nur, dass es vor dreihundert Millionen Jahren übereilt gewesen wäre zu behaupten, das Leben auf diesem Planeten habe keinen Sinn, geschweige denn ein Ziel. Nur hatte das Ziel sich noch nicht zu voller Blüte entwickeln können.«

»Und was war das Ziel?«, fragte ich.

Er sagte:

»Das Devon war die Embryonalphase der Vernunft. Ich meine, es muss erlaubt sein, vom Ziel eines Fötus zu sprechen, denn ich bin nicht davon überzeugt, dass die ersten Wochen einer Schwangerschaft an sich schon ein Ziel darstellen, auf jeden Fall nicht für den Fötus. Und ebenso wäre es übereilt zu glauben, wir könnten heute schon den Sinn unseres eigenen Daseins erschöpfend erklären.«

»Sie meinen, wir sind noch immer unterwegs?«, fragte Laura.

Wieder nickte er.

»Heute gehören wir zur Avantgarde, aber unser Ziel haben wir noch nicht erreicht. Erst in hundert oder tausend oder einer Milliarde Jahren wird sich zeigen, wohin wir unterwegs waren. Auf diese Weise ist das, was sich in ferner Zukunft zuträgt, gewissermaßen die Ursache dessen, was sich hier und jetzt abspielt.«

Er brauchte noch eine Weile, um zu erklären, was er unter »Embryonalphase der Vernunft« verstand, und ich glaube, viele aus unserer Tafelrunde hielten das meiste davon für das fabulierende Perspektivenspiel eines Schriftstellers. John sagte:

»Aber wir können ja auch noch weiter zurückgehen. Angenommen, wir hätten die Entstehung unseres Sonnensystems erlebt. Hätten wir uns nicht leicht unwohl gefühlt, diese monströse Vorführung von blinden und dummen Naturkräften mit ansehen zu müssen? Die meisten wären sicher davon überzeugt gewesen, etwas vollständig Sinnloses erlebt zu haben. Aber ich würde diese Reaktion für übereilt halten.«

Ana und Jose nickten und der Engländer fuhr fort:

»Wir können noch einen Schritt weiter zurückgehen. Angenommen, wir könnten beim Urknall und damit bei der Entstehung des Universums, durch die auch Zeit und Raum geschaffen werden, zusehen. Wenn ich das damals erlebt hätte, dann hätte ich mich vor Ekel vermutlich erbrochen. Denn wozu sollte so ein extravagantes Feuerwerk gut sein? Heute würde ich sagen, die Tatsache, dass wir hier sitzen und daran zurückdenken, muss die Ursache des Urknalls gewesen sein.«

»Wir!«, rief Laura. »Warum immer nur wir? Warum nicht ein Frosch oder ein Panda?«

John sah sie an und fasste seine Ansichten noch einmal zusammen:

»Die Behauptung, dass die Existenz des Universums kein Ziel verfolgt, ist vielleicht ein Irrtum. Ich selber habe das starke Gefühl, dass der Urknall gewollt war. Obwohl der Sinn des Ganzen sich erst im Rückblick eröffnet, jedenfalls für uns.«

»Ich finde, Sie stellen alles auf den Kopf«, wandte ich ein. »Wenn wir über Ursachen sprechen, meinen wir immer etwas, das in der Zeit zurückweist. Eine Ursache kann niemals in der Zukunft liegen.«

Er sah mit einem seltsamen Blick auf mich hinunter.

»Vielleicht ist das gerade der Punkt, an dem wir uns irren. Nur wenn das Leben auf diesem Planeten sich nicht über die ersten Amphibien hinaus weiterentwickelt hätte, könnten wir das Leben auf der Erde als absurd und sinnlos bezeichnen. Aber wer hätte in dem Fall die Aufgabe übernommen, als Antwort der Frösche auf Jean-Paul Sartre auf zutreten?«

Laura konnte diesen Perspektiven nicht viel abgewinnen. Sie musterte John mit flammendem Blick und sagte:

»Dann wären die Frösche eben Frösche. Ich begreife nicht, wieso das weniger sinnvoll sein sollte, als dass Menschen Menschen sind.«

Der Engländer nickte entgegenkommend.

»Dann wären die Frösche Frösche, ja. Und sie würden sich nach Art der Frösche verhalten. Aber wir sind Menschen und verhalten uns nach Art der Menschen. Wir fragen, ob das alles einen Sinn oder einen Zweck hat. Und wenn ich sage, dass das Leben im Devon vor Sinn nur so gestrotzt hat, dann rede ich von uns, nicht von den Fröschen.«

Laura war davon nicht weiter beeindruckt und sagte: »Ich sehe das ganz anders. Alles Leben auf der Erde ist gleichermaßen wertvoll.«

Ich konnte nicht einschätzen, inwieweit John wirklich meinte, was er gesagt hatte, aber er war auch noch nicht fertig, denn jetzt bemerkte er:

»Der Zufall hätte es natürlich auch so einrichten können, dass auf diesem Planeten überhaupt kein Leben entstanden wäre. Dann könnten wir zweifellos erklären, dieser Planet habe keinen tieferen Zweck zu erfüllen als seine bloße Existenz. Aber wer hätte diese Erklärung liefern sollen?«

Als von unserer Seite keine Reaktion kam, folgerte er:

»Wenn es niemals einen Urknall gegeben hätte, dann wäre absolut alles vollständig leer und sinnlos gewesen. Aber nur für die Leere selbst und die ist gegenüber Sinnlosigkeit noch unempfindlicher als Frösche und Salamander.«

Ich bemerkte, dass Ana und Jose immer wieder Blicke tauschten, und dachte an die seltsamen Maximen, die sie sich gegenseitig auf Spanisch vortrugen. Konnte da ein Zusammenhang bestehen? Wenn das Ganze hier nun ein abgekartetes Spiel war? Stammten diese merkwürdigen Maximen vielleicht von dem Engländer? Und war es nicht zumindest auffällig, dass fast alle Gäste im Maravu über dieselben Themen sprachen?

Um alle am Tisch in das Gespräch einzubeziehen, fragte Ana jetzt Laura, woher sie komme. Laura erzählte, sie sei Kunstgeschichtlerin und stamme aus San Francisco, arbeite aber seit einiger Zeit in Adelaide als Journalistin. Vor kurzem sei ihr eine Art Arbeitsstipendium von einer Umweltstiftung in den USA zugesprochen worden und ihre Aufgabe sei, kurz gefasst, sich ein Bild der Kräfte zu machen, die sich dem allgemeinen Kampf gegen Umweltzerstörung in den Weg stellen. Genauer gesagt, Laura sollte Protokolle über Menschen, Institutionen und Betriebe anfertigen, die aus Profitgier in der Öffentlichkeit die Gefährdung der Lebensmöglichkeiten auf der Erde bagatellisierten.

Mario wollte wissen, warum diese Art Buchführung so wichtig sei, und Laura nutzte die Gelegenheit für ihre eigene äußerst allgemeine Darstellung des Zustandes der Welt. Ihrer Ansicht nach war das Leben auf der Erde bedroht, würden die erneuerbaren Rohstoffe auf lange Sicht immer weiter reduziert, würde der Regenwald abgeackert und die Artenvielfalt beträchtlich verringert werden. Das seien absolut unwiderrufliche Prozesse, präzisierte sie.

»Gut und schön«, sagte Mario. »Aber welchen Sinn hat denn ein solches Verzeichnis aller möglichen Umweltsünder?«

»Sie müssen zur Verantwortung gezogen werden«, sagte Laura. »Bisher musste die Umweltbewegung die Beweise erbringen. Aber das wollen wir ändern. Wir verlangen klare Aussagen.«

»Und dann?«

Laura machte eine vage Handbewegung.

»Vielleicht kommt es zu gerichtlichen Auseinandersetzungen. Und dann muss irgendwer als Rechtsbeistand der Frösche fungieren.«

»Aber meinen Sie wirklich, dass Ihre Protokolle die Umweltsünder in die Schranken weisen können?«

Sie nickte.

»Viele Großmäuler halten sehr schnell die Klappe, wenn sie hören, warum ich sie interviewe, sie drehen sich um hundertachtzig Grad, wenn ihnen aufgeht, dass ihre Aussagen hinter Glas und Rahmen kommen werden. Für die Enkel ist es doch interessant zu wissen, dass ihr Opa einst die Umweltverbrechen seiner Zeit als harmlos dargestellt hat.«

Mario hatte verstanden.

»Sie wollen sie also persönlich zur Verantwortung ziehen«, sagte er.

Ich habe dabei bestimmt vor mich hingelächelt, denn Lauras Ideen sprachen mich durchaus an.

»Das finde ich witzig«, sagte ich.

Sie blickte mich fragend an. Ich schaute in ein grünes und ein braunes Auge. Wie die meisten idealistischen Menschen war sie immer auf der Hut.

»Vielleicht sollten wir den Pranger wieder einführen«, sagte ich.

John nickte zustimmend und so nachdrücklich, dass er die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf sich lenkte. Er erklärte:

»Der Mensch ist vielleicht das einzige Lebewesen im ganzen Universum, das über ein universelles Bewusstsein verfügt. Und dann ist es nicht nur eine globale Verantwortung, die Lebensmöglichkeiten auf diesem Planeten zu erhalten, sondern auch eine kosmische. Sonst senkt sich die Dunkelheit wieder herab und dann schwebt Gottes Geist nicht mehr über den Wassern.«

Niemand stellte diese Behauptung infrage, sie schien vielmehr die ganze Versammlung zum Nachdenken angeregt zu haben.

Bill schleppte mit einiger Mühe drei Flaschen Rotwein und ein Glas Whisky an unseren Tisch. Hinter ihm kam der Mann mit der Blume am linken Ohr mit sechs Gläsern. Der Amerikaner stellte die Flaschen auf den Tisch und zog sich vom Nachbartisch einen Stuhl herüber. Dann nahm er neben Laura Platz.

Bill verteilte die Gläser und zeigte auf die Flaschen.

»Vom Haus«, sagte er.

Wieder konnte ich beobachten, dass Laura ihm die kalte Schulter zeigte, und ich glaube, hinter ihrem Engagement für die Umwelt verbarg sich ein Hauch von Menschenfeindlichkeit. Schön und seltsam war sie, aber sie war keine, die viel auf andere achtete, sie blickte nicht einmal von »Lonely Planet« auf, als sie auf einem abgelegenen Flugplatz freundlich angesprochen wurde.

Da das Gespräch am Tisch sich noch immer um Umweltfragen drehte, erzählte ich kurz etwas über meine eigene Aufgabe; ich glaube, Ana oder Jose hatten mich darum gebeten. Laura zeigte diesmal ganz offen, dass sie beeindruckt war, endlich hatte ich ihr eine gewisse Achtung eingeflößt. Ich hatte den Eindruck,

dass sie davon ausgegangen war, der einzige Mensch auf der Welt - oder zumindest hier auf der Insel - zu sein, der sich wirklich mit den Umweltproblemen der Erde beschäftigte.

Bill gehörte, wie ich bereits angenommen hatte, zu der großen Schar rüstiger Rentner. Er hatte für eine große Ölgesellschaft gearbeitet, als eine jener Spitzenkräfte, die leckgeschlagene Ölförderanlagen wieder unter Kontrolle brachten. Nicht ohne Stolz erzählte er, dass er einmal sogar mit dem legendären Red Adair zusammengearbeitet hatte. Er war außerdem einige Male von der NASA engagiert worden und gehörte - in aller Bescheidenheit - zu denen, denen es zu verdanken war, dass Apollo 13 nicht noch immer um den Mond kreist.

Wenn ich das hier erwähne, dann deshalb: Wir sprachen noch eine Weile über Umweltprobleme, dann verebbte das Gespräch und ging in eine eher gemütliche Plauderei über.

Bill verbreitete sich - auf allgemeine Aufforderung hin - über einige seiner Heldentaten. Er hatte sich an diesem Abend wirklich nicht in den Vordergrund gedrängt, außerdem war er ein guter Erzähler und gab den Wein aus, den wir tranken. Doch als er gerade einen dramatischen Blowout schilderte, geriet Laura in Wut, stürzte sich auf Bill und fing an, auf ihn einzuschlagen.

»Jetzt zeig ich dir eine kontrollierte Leckage!«, rief sie. »Du mieses Ölschwein!«

Ich hielt das für ungerechtfertigt, der Mann hatte doch gerade erst erzählt, wie er unter Einsatz seines Lebens eine größere Ölkatastrophe verhindert hatte.

Es überraschte mich nicht, dass die junge Dame ein heftiges Temperament besaß und dass ihr die Grenze zwischen Engagement und Fanatismus nicht so ganz klar war. Sie prügelte dermaßen heftig auf Bill ein, dass er mehrere Male die Schultern heben musste, um die Schläge abzuwehren. In dem Gewühl fiel eine der Flaschen auf dem Tisch um und ein kleiner Rest Rotwein blutete in die weiße Damasttischdecke aus.

Nun legte Bill die Hand in Lauras Nacken und sagte gutmütig:

»Aber, aber. Ganz ruhig.«

Worauf der aufsehenerregendste Wendepunkt dieses Abends folgte, denn die junge Frau beruhigte sich ebenso schnell wie sie handgreiflich geworden war. Ich weiß noch, dass ich an einen Tiger und einen Dompteur denken musste, die in gewisser Weise voneinander abhängig sind, denn ohne das Temperament des Tigers hätte der Dompteur nichts zu zähmen und ohne den Dompteur gäbe es nichts, was den Tiger reizen könnte. Dieses Handgemenge hat sich mir jedenfalls als Beispiel dafür eingeprägt, auf welcher genialen Weise Bill unerwartete Explosionen bekämpft haben musste. Was ich am wenigsten verstand war die Ursache der Explosion.

Dieser Zwischenfall bildete gewissermaßen einen natürlichen Abschluss für diesen Abend. Laura erhob sich als Erste, sie dankte für den Wein und bat Bill um Verzeihung, dann machte sie sich auf den Weg zu ihrer Hütte. Ich glaube mich zu erinnern, dass sie sich einmal umdrehte und meinen Blick suchte, als besäße ich ein Heilmittel gegen ihre Seelenqualen.

»La donna e mobile«, nuschelte Mario mit gewaltiger Geste, ehe auch er sich erhob, um ins Bett zu gehen. Er hatte beim Wein am eifrigsten zugelangt.

Der robuste Engländer schaute sich um und nickte zufrieden.

»Das war doch ein sehr verheißungsvoller Anfang«, sagte er. »Wie lange bleiben Sie denn hier?«

Ich antwortete, dass ich drei Nächte auf der Insel verbringen wollte, ebenso Bill, der dann nach Tonga und Tahiti weiterreisen würde. Ana und Jose wollten noch einen Tag länger bleiben.

Das junge Paar aus Seattle hatte sich längst in die Hochzeitssuite zurückgezogen, das Personal löschte schon die Lampen und räumte die Tische ab. John trank noch einen letzten Schluck, um sich danach feierlich zu empfehlen. Als auch Bill sich für den netten Abend bedankt hatte, blieben Ana, Jose und ich noch einen Moment sitzen, dann gingen wir in den Palmengarten. Hier blieben wir stehen und sahen zu, wie die Kröten im Becken umherschwebten. Ich sagte in etwa, dass sie beim Brustschwimmen dieselben Bewegungen machten wie wir.

»Oder umgekehrt«, meinte Jose. »Wir haben das ja schließlich von denen gelernt.«

Über uns funkelten die Sterne wie Morsesignale aus einer verlorenen Vergangenheit. Jose zeigte hinaus in die Weltnacht und sagte:

»Einmal war diese Galaxis mit ihnen schwanger.«

Ich begriff nicht sofort, wen er meinte, und dachte, vielleicht spukten ihm noch immer Laura und Bill durch den Kopf.

»Mit wem?«, fragte ich.

Wieder zeigte er ins Becken hinunter.

»Mit den Kröten. Aber die wissen das sicher nicht. Ich nehme an, sie haben noch immer ein geozentrisches Weltbild.«

Wir blieben stehen und bewunderten die roten, weißen und blauen Funken am Firmament.

»Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit dafür, dass etwas aus nichts entsteht?«, fragte Jose. »Und umgekehrt natürlich auch: Wie groß ist die Möglichkeit, dass etwas immer existiert haben kann? Und können wir berechnen, wie groß die Wahrscheinlichkeit dafür gewesen sein kann, dass die kosmische Materie eines Morgens zu einem Bewusstsein ihrer selbst erwacht ist?«

Ich wusste wirklich nicht, ob diese Fragen sich an mich oder an Ana, an die Weltnacht oder einfach an ihn selbst richteten. Ich hörte, wie banal meine Antwort klang:

»Solche Fragen stellen wir alle. Aber eine Antwort gibt es nicht.«

»Sagen Sie das nicht«, wehrte er ab. »Dass die Antwort nicht in Reichweite liegt, bedeutet doch nicht, dass es keine gibt.«

Jetzt ergriff Ana das Wort und ich zuckte zusammen, als sie mich plötzlich auf Spanisch ansprach. Sie schaute mir in die Augen und sagte:

»Am Anfang war der Urknall, und der ist jetzt sehr lange her. Wir wollen jetzt nur an die Extranummer dieses Abends erinnern. Noch sind nicht alle Eintrittskarten verkauft. Die Zugabe läuft im Grunde darauf hinaus, dass das Publikum dieser Vorstellung erschaffen wird. Ohne Claque ließe sich dieses Ereignis ja wohl kaum als Vorstellung bezeichnen. Und in den Bankreihen sind noch immer Plätze frei.«

Ich applaudierte, erkannte aber sofort, dass das ein Fauxpas gewesen war. Um ihn zu überspielen, sagte ich: »Was haben Sie da gesagt?«

Als einzige Antwort erhielt ich ein Lächeln, dessen Konturen ich im Licht des Schwimmbeckens gerade noch ahnen konnte.

Jose hatte einen Arm um sie gelegt, wie um sie vor dem leeren Raum zu beschützen. Wir wünschten einander gute Nacht und gingen auseinander. Ehe sie in der Nacht verschwanden, hörte ich Jose sagen:

»Wenn es einen Gott gibt, dann ist er nicht nur genial im Spuren hinterlassen. Vor allem ist er ein Meister im Sich verstecken. Und die Welt nimmt bestimmt nicht das Blatt vom Mund, die nicht. Im Himmelsraum wird weiterhin dichtgehalten. Zwischen den Sternen sind Klatsch und Tratsch verpönt...«

Ana stimmte mit ein und den Rest sprachen sie wie einen alten Kinderreim im Chor:

»... Noch hat niemand den Urknall vergessen. Seit damals herrscht ununterbrochenes Schweigen und alles, was existiert, entfernt sich voneinander. Noch ist es möglich, auf einen Mond zu stoßen. Oder auf einen Kometen. Rechnet aber nicht mit freundlichen Zurufen. Im Himmel werden keine Visitenkarten gedruckt.«

* Mückenmann für einen Gecko *

Schon als ich die Tür zu »bure 3« öffnete, ahnte ich Böses, und das Erste, was ich entdeckte, als ich das Licht eingeschaltet hatte, war ein kräftiger Gecko, der auf der Ginflasche saß. Er war fast dreißig Zentimeter lang, und nichts wies darauf hin, dass er jemals unter Mückenknappheit zu leiden gehabt hätte. Wir erschrecken beide, dann blieb der Gecko bewegungslos sitzen, und erst, als ich einen Schritt auf ihn zutrat, wirbelte er halb um die Flasche herum, sodass ich Angst hatte, sie könnte umkippen und vom Nachttisch fallen.

Ich kannte mich mit Geckos aus und wusste, dass es in diesem Teil der Welt illusorisch wäre zu glauben, es könnte geckolose Schlafzimmer geben. Ich wollte nur nicht zu viele von diesen hyperaktiven Tieren durchs Zimmer wuseln sehen, wenn ich ins Bett ging, und schon gar nicht sollten sie auf der Bettdecke herumturnen oder auf dem Bettpfosten dösen.

Ich trat einen Schritt näher an den Nachttisch heran. Der Gecko blieb ganz still sitzen, sein Hauptgewicht ruhte auf der hinteren Flaschenseite, deshalb konnte ich aufgrund des Lichtscheins seinen Bauch und sein Ausscheidungsorgan etwas vergrößert betrachten. Der Gecko bewegte nicht einen Muskel, sein Kopf und sein Schwanz lugten hinter der Flasche hervor. Die Echse starrte wachsam zu mir hoch, sie wusste instinktiv, dass es jetzt nur zwei Möglichkeiten gab: Entweder musste sie ganz ruhig bleiben und hoffen, mit ihrer Umgebung zu verschmelzen, oder sie musste ganz schnell die Wand hoch jagen, sich an der Decke festsetzen oder, besser noch, hinter einem Dachbalken Zuflucht suchen.

Das Paradoxe war, dass die Begegnung mit diesem überdimensionierten Exemplar eines *Hemidactylus frenatus* mein Verlangen verstärkte, so schnell wie möglich einen kräftigen Schluck Schnaps zu kippen, und ich hatte wirklich Angst, dieses rücksichtslose Tier könnte mich daran hindern - nicht nur in dieser Nacht, sondern während meines gesamten Aufenthalts auf der Insel. Die Flasche war noch fast voll, und ich hatte errechnet, dass sie für die letzten drei Nächte vor meinem Flug nach Hause ausreichen würde. Die Minibar hatte ich bei meinem Eintreffen untersucht, aber sie enthielt nur Bier und Mineralwasser.

Meine linke Hand machte sich bereit, die Flasche zu retten, falls sie umkippen sollte. Ich trat einen weiteren Schritt auf den Gecko zu, doch der ungebetene Gast schien noch immer diese verbissene Kombination von passivem und possessivem Zustand für eine bessere Taktik zu halten als die Flucht. Wenn mir der Inhalt der Flasche nicht so innig am Herzen gelegen hätte, dann wäre ich ins Badezimmer gegangen und hätte damit dem Gecko die Möglichkeit geboten, sich in aller Ruhe und ohne Gesichtsverlust zu verziehen. Aber wie oft hatte ich es schon erlebt,

dass alles, von Shampooflaschen bis zum Zahnbecher, von einem Gecko umgeworfen worden war. Außerdem war mir gerade aufgefallen, dass die Flasche nicht sorgfältig genug verschlossen war.

Noch einen Schritt, dann würde ich die Flasche packen können, dann würde ich aber auch den Gecko erwischen, deshalb sollte ich lieber gleich zugeben, dass mein Verhältnis zu Kriechtieren immer schon ambivalent gewesen ist. Sie faszinieren mich, nicht zuletzt, weil sie mit so vielen paläontologischen Fragestellungen verbunden sind, aber ich mag sie nicht anfassen, sie sollen auch nicht durch meine Haare kriechen, schon gar nicht, wenn ich schlafen gehe.

Für die meisten Menschen bedeuten Echsen ein *mysterium tremendum et fascinosum*, und ich bilde keine Ausnahme von dieser Regel, obwohl ich mich doch für einen Echsenexperten halte. Es ist durchaus möglich, fachliches Interesse für beispielsweise Bakterien und Viren aufzubringen, auch wenn man sich nicht gerade nach einem Direktkontakt mit diesen Organismen sehnt. So ist es seit den Zeiten Madame Curies für alle Röntgenenthusiasten zur Selbstverständlichkeit geworden, bei ihrem durchaus interessanten Spiel mit radioaktiven Stoffen gewisse Verhaltensmaßregeln zu ergreifen. Es besteht nicht einmal ein zwingender Widerspruch zwischen einer ausgewachsenen Spinnenphobie und dem Verfassen einer humorvollen Abhandlung über die Morphologie des besagten Gliedertiers.

Was Wirbeltiere wie Geckos und Iguane betrifft, so kommt hinzu, dass sie in einem ganz anderen Grad als beispielsweise Bakterien oder Spinnen beobachtende Individuen darstellen. Seit ich zu Hause in Vestfold das tote Reh gefunden hatte, hatte ich mir immer vorgestellt, dass auch Tiere kleine Persönlichkeiten sind, und ich konnte die Vorstellung von neuen Bekanntschaften in diesem Moment nicht ertragen. Ich wollte von keiner Echse angeglotzt werden, nicht zu dieser späten Stunde, schon gar nicht innerhalb dessen, was ich als meine Privatsphäre betrachtete, für die außerdem ordentlich bezahlt worden war, und ich hatte ausdrücklich darauf bestanden, dass ich meine Hütte auf keinen Fall mit einem anderen Gast teilen wollte. Insekten waren da etwas ganz anderes, die hatten mich nie in Verlegenheit gebracht, ich habe eine Stubenfliege noch nie als Person betrachten können. Eine Fliege hat kein Gesicht, hat keinen individuellen Ausdruck. Bei Echsen ist das anders, das galt auch für den standhaften Gecko auf meiner Ginflasche.

Ich hätte meinen leichten Widerwillen, dieses selbstbewusste Kriechtier anzufassen, sicher überwinden können, wenn ich schon einige Schlucke Gin intus gehabt hätte. Aber in diesem Fall kam der Reihenfolge der Ereignisse einfach die ausschlaggebende Bedeutung zu. Ich musste einen Teil des Flascheninhalts in mich hineinbringen, ehe ich den Mut aufbringen konnte, die Flasche an den Mund zu setzen. Ich steckte also in einem Dilemma und dieses kleine Terrordrama sollte sich noch viel länger hinziehen, als ich es mir in diesem Moment vorstellen konnte; ich war schließlich müde, sehr müde, und um nichts in der Welt dazu bereit, mich neben einen Gecko ins Bett zu legen, solange ich meinen Schlaftrunk noch nicht genommen hatte.

Ich konnte aber auch nicht ewig hier stehen bleiben, dazu taten mir meine Füße nach der langen Wanderung zur Datumsgrenze zu weh, außerdem wäre es mir diesem glotzenden Kriechtier gegenüber peinlich, das mich keine Sekunde aus den Augen ließ und niemals seinen Blick senkte. Als Erstes setzte ich mich deshalb vorsichtig auf das Bett, so weit von der Flasche entfernt, dass ich sie gerade noch greifen könnte, sollte es zu einer Konfrontation kommen. Das konnte ich mir durchaus vorstellen, denn dieses exzentrische Exemplar eines Halbfingergeckos war das Allerfetteste, das ich je gesehen hatte. Ich zweifelte nicht daran, dass Körpergewicht und Muskelkraft dieses Tiers die Flasche zu Boden senden würden, zumindest im schlimmsten vorstellbaren Fall, und ich konnte es mir nicht leisten, andere Fälle in Betracht zu ziehen.

Lange saßen wir so da und starrten einander an, ich auf der Bettkante, der Gecko, thronend wie eine Sphinx, vor der Apothekentür. Ich hätte nur in die Hände zu klatschen brauchen und sofort hätte der Gecko seinen passiven

Widerstand aufgegeben, aber weil er es dann mit seiner Flucht so eilig haben würde - oder auch bloß aus purer Bosheit -, würde er die Flasche nur einige Mikrosekunden, nachdem meine Handflächen aufeinander aufgetroffen wären, umstoßen und es würde mehrere Zehntelsekunden dauern, ehe ein langsam reagierender Primat den Flascheninhalt vor der Vernichtung retten konnte. Wenn mich an diesen Tieren etwas beeindruckte, dann ihre fast hellseherische Reaktionsfähigkeit. Und dieses Exemplar war noch dazu ein ganz besonders aufgeweckter Vertreter seiner Art.

Ich taufte ihn Gordon, nach dem Etikett auf der Flasche. Dass es sich um ein männliches Wesen handelte, hatte ich schon festgestellt, noch ehe ich mich aufs Bett setzte. Mister Gordon hatte offenbar den Mittag seines Lebens bereits hinter sich und im Vergleich mit der durchschnittlichen Dauer eines Menschenlebens war er mir vielleicht um zwei Jahrzehnte voraus. Obwohl die Weibchen seiner Art nicht mehr als zwei Eier auf einmal legen, besaß er vermutlich eine zahlreiche Nachkommenschaft. Gordon hatte es längst zum Großvater und Urgroßvater gebracht, da war ich mir ziemlich sicher. Vielleicht hatte sein Großvater zur ersten Einwanderergeneration auf Taveuni gehört, Gordons Art war erst in den siebziger Jahren auf die Fidschiinseln gekommen.

Ich kam zu dem Schluss, dass sicher seine Lebenserfahrung dafür sorgte, auf der Flasche sitzen zu bleiben, denn jetzt war ihm völlig bewusst, dass wir uns hier gegenseitig in Schach hielten. Er hatte bestimmt die Erfahrung gemacht, dass Primaten mit Kleidern und Kopfbehaarung keine wirkliche Gefahr bedeuten, obwohl er dann auch hätte wissen müssen, dass es kein großes Risiko wäre, die Beine in die Hand zu nehmen. Aber es gab noch eine andere Möglichkeit: Gordon konnte von der neugierigen Sorte oder auch ein geselliger Typ sein.

Ich hatte jetzt ein solches Verlangen nach einem Schluck Gin, dass ich dem Tier tief in die vertikalen Pupillen blickte und mit energischer Stimme flüsterte:

»Jetzt aber runter mit dir!«

Ich glaube, er atmete etwas schwerer, vielleicht stieg sein Blutdruck einen Takt, aber ansonsten bewahrte er demonstrative Ruhe. Er erinnerte mich an Leute bei einem Sitzstreik - die einfach irgendwann von der Polizei weggetragen werden, ob sie nun gegen eine neue Autobahn oder, wie in diesem Fall, gegen zu liberale Ausschankbestimmungen demonstrieren. Im Gegensatz zu mir brauchte der Demonstrant hier nicht einmal mit der Wimper zu zucken und die Tatsache, dass Geckos keine beweglichen Augenlider besitzen, ärgerte mich gewaltig, nicht bloß, weil ich niemals auch nur eine Sekunde mangelnder Aufmerksamkeit seinerseits würde ausnutzen können, sondern auch, weil er mich in kurzen Momenten beobachten konnte, ohne dass ich ihn sah, und ein Augenblick ist für einen Menschen ein viel kürzeres Zeitintervall als für einen Gecko. Also konnte er mich immer wieder in langen Phasen anstarren und dabei beobachten, wie ich eine träge Bewegung mit den Augenlidern nach der anderen vollzog. »Na gut!«, sagte ich mit lauter Stimme. »Jetzt reicht's!« Gordon rührte sich nicht. Er war nicht nur alt, ich hatte es offenbar mit einem blasierten und lebensmatten Starrkopf zu tun, der vielleicht keine andere Kurzweil kannte als die Beschlagnahmung der dringend benötigten Nervenmedizin höherer Arten. Beschlagnahmung, ja, das war das Stichwort, denn heute hatte noch jemand eine Beschlagnahmung gestehen müssen und zwar einer, der ansonsten an das ewige Leben glaubte, der erst kürzlich von einer Frau im Stich gelassen worden war und der deshalb die ganze Nacht in einer verräucherten Bar durchgezecht hatte, ehe er sein Oldtimerflugzeug anwarf, an diesem Morgen für nicht weniger als fünf zahlende Fluggäste. Erst in diesem Augenblick erkannte ich den Streichholzschachtel-Piloten der Sunflower Airlines wieder. Gecko Gordon hatte genau dieselbe Miene wie der angejahrte Flieger, denselben stechenden Blick, denselben verschrumpelten Hals mit der schlaffen Hautfalte unter dem Kinn, ganz zu schweigen von den spatenförmigen Geckohänden mit den fünf kurzen Fingern, Hemidactylus heißt ja schließlich »halbfingerig«, und auch der Pilot hatte zwei halbe Finger gehabt. Ich hatte das Gefühl, dass das Bild sich jetzt zusammenfügte. Nicht zum ersten Mal an diesem Tag nahm ich als Geisel an einem Terrordrama teil und nicht zum ersten Mal erweckte diese

Situation in mir einen gewaltigen Durst, der gerade aufgrund der obwaltenden Umstände nicht gelöscht werden konnte.

»Hör mal«, sagte ich und blickte in die starren Augen eines entfernten Verwandten. »Ich will dich wirklich nicht abmurksen und ich glaube, ehrlich gesagt, das weißt du ganz genau. Ich will dich nicht einmal wegscheuchen. Ich will nur die Flasche, auf der du sitzt.«

Ich zweifelte nicht daran, dass er mich verstanden hatte, denn er schien zu antworten, das alles sei ihm doch längst klar, seit über einer Viertelstunde, er habe aber schon lange vor meinem Eintreffen auf der Flasche gesessen und Mücken gefangen. Ich hätte also kein Recht, darauf zu bestehen, dass er seinen Platz räumte, im Gegenteil, ich sei schließlich in sein Territorium eingedrungen, denn er habe mich hier noch nie gesehen, und wenn ich mich jetzt nicht verpisste oder ihn zumindest in Ruhe ließe, dann würde er schon dafür sorgen, dass es keine Flasche mehr gäbe, um die wir uns zanken könnten. Außerdem wolle er noch kurz erwähnen, dass er den braunen Gürtel im Schwanzschleudern besaß.

»So war das nicht gemeint«, beteuerte ich. »Wenn du mich ein paar Schlucke aus der Flasche trinken lässt, was nur ein paar Sekunden dauert, dann darfst du gern wieder drauf Platz nehmen. Ich trage übrigens den schwarzen Gürtel im Reptilienzerquetschen, und da wir einander misstrauen, schlage ich vor, dass du dich vom Nachttisch verziehst, während ich trinke.«

Er verzog keine Miene, sagte dann aber:

»Das hab ich schon mal gehört.«

»Was denn?«

»Und nachher haust du mit der Flasche einfach ab.«

»Ich glaube, du hast keine Ahnung, wie durstig ich bin!«, rief ich verzweifelt.

»Und ich bin hungrig«, erwiderte er. »Und ich esse nur nachts. Auch Mücken haben eine Vorliebe für Flaschen, weißt du, sie setzen sich immer wieder darauf. Ich strecke nur die Zunge raus und ei der Daus, schon ist das Mückenleben aus.«

Er hatte nicht Unrecht, aber es ärgerte mich, dass er glaubte, mich über Sitten und Gebräuche der Geckos belehren zu müssen. Ohne den Inhalt der Flasche mit dem lockeren Verschluss hätten wir das Schlafzimmer in perfekter Symbiose miteinander teilen können. Gordon hätte auf der Flasche gesessen und sich an den Mücken gütlich getan, während ich ungestört geschlummert hätte und am nächsten Morgen ohne juckende Stiche aufgewacht wäre. In alter Zeit hatten die Häuptlinge auf Fidschi einen »Mückenmann«, der die ganze Nacht ihren Schlaf hütete und sich dabei von den Mücken stechen ließ, damit es ihnen erspart blieb. Die Mückenmänner-Branche wurde sicher immer weniger in Anspruch genommen, nachdem der tatkräftige Hausgecko sich auf den Inseln verbreitet hatte. Inzwischen gehörte das Tier fast schon zum Inventar.

Mir kam eine Idee.

»Dann hole ich eben eine andere Flasche«, sagte ich. »Du bekommst eine eiskalte Bierflasche aus dem Kühlschrank. Das ist das pure Mückenlockmittel.«

Er bedachte diesen Kompromissvorschlag, dann sagte er schließlich:

»Ehrlich gesagt, langsam habe ich dieses Gemecker satt. Ich bin mit dem Tausch einverstanden.«

»Du bist ein Schatz!«, rief ich.

Ich war einige Sekunden lang glücklich und lobte mich für meine guten Ideen.

»Dann lass die Flasche los«, sagte ich. »Die neue wird sofort geliefert.«

Aber jetzt zuckte das kleine Tier zusammen.

»Erst holst du das Bier, dann lasse ich die Flasche los«, sagte der Gecko.

Ich schüttelte den Kopf. »Aber vielleicht stößt du in der Zwischenzeit das um, was ich gegen die Bierflasche eintauschen möchte. Man kann sehr leicht Zuckungen kriegen, weißt du, vor allem, wenn man nicht beaufsichtigt wird.«

»Die Flasche kippt nur um, wenn du dich nicht anständig benimmst. Und überhaupt kannst du den ganzen Flaschentausch vergessen.«

»Wieso das denn?«

»Ich sitze hier doch sehr gut.«

Ich hatte die Hoffnung, ihn umzustimmen, noch nicht aufgegeben, deshalb sagte ich:

»Wenn es hier überhaupt noch mehr Mücken gibt, dann ist ihnen kaltes Bier bestimmt lieber. Alle Mücken lieben beschlagene kalte Bierflaschen.«

Er blickte nur spöttisch zu mir hoch:

»Und was, glaubst du, passiert mit mir, wenn ich mich auf etwas Eiskaltes setze? Das wäre der reine Selbstmord für einen sensiblen Herrn wie mich. Aber das wolltest du ja vielleicht.«

Nein, das wollte ich nicht, ich hatte keinen Gedanken an die Tatsache verschwendet, dass Gordon ein wechselwarmes Tier war, das wirklich das Bewusstsein verlieren würde, wenn es auch nur fünf Minuten auf einer Oberfläche mit einer Temperatur von zwei Grad über Null ausharren müsste.

»Also mach ich ein Bier für dich warm. Das tu ich wirklich gern.«

»Trottel.«

»Ha?«

»Dann ist es doch nicht mehr kalt und dann kann ich auch gleich hier sitzen bleiben.«

Ich war jetzt sauer:

»Du weißt doch hoffentlich, dass ich die Hände ausstrecken und dich erwürgen könnte?«

Ich glaubte fast sein Lachen zu hören. Er sagte:

»Das wagst du nicht. Ich glaube auch nicht, dass du es schaffen würdest. Hast du nicht eben erst meine Reaktionsfähigkeit gepriesen? Fast hellseherisch hast du sie genannt.«

»Das habe ich gedacht, nicht gesagt, also wirf jetzt nicht alles durcheinander.«

Jetzt lachte er wirklich und sagte:

»Wer hellseherisch ist, ist eben hellseherisch. Dann macht es auch keinen Unterschied, ob ich höre, was du sagst, oder ob ich erraten kann, was du denkst. Ich will damit sagen, dass ich sehen werde, wie deine Hände sich in Zeitlupe nähern, lange, lange, ehe sie mich erreichen. Inzwischen habe ich Ozeane von

Zeit, um mit einem einzigen Schwanzschlag hier aufzuräumen und mich mit heiler Haut an die Decke zu retten.«

Ich wusste, dass er Recht hatte.

Ich ließ mich auf dem Bett zurücksinken und zwar so weit, dass ich die Flasche nicht mehr retten könnte, wenn er seine Drohungen wahr machen würde.

»Also, ich will wirklich keinen Ärger«, beteuerte ich. »Aber mir scheint, du leidest an Minderwertigkeitskomplexen.«

»Überhaupt nicht. Als deine Sippe noch aus unansehnlichen Tieren bestand, die etwa so groß waren wie Spitzmäuse, herrschten meine Tanten und Onkel schon über alles Leben außerhalb der Meere und viele von ihnen ragten auf wie stolze Schiffe.«

»Schon gut, schon gut«, sagte ich, »ich weiß alles über Dinosaurier und kenne sogar den Unterschied zwischen Synapsiden und Dinapsiden und den zwischen Lepidosaurier und Archosaurier auch, also trotz hier bloß nicht mit deiner Verwandtschaft mit den Dinosauriern herum, das kannst du den Tauben und den Papageien überlassen.«

Ich dachte schon, diese Bezeichnungen hätten ihm die Sprache verschlagen, denn jetzt schwieg er lange vor sich hin. Wahrscheinlich konnte er kein Griechisch. Endlich sagte er:

»Wenn wir nur ein bisschen weiter zurückgehen, dann treffen sich unsere Stammbäume. Also sind wir miteinander verwandt. Hast du dir das schon einmal überlegt?«

Und ob ich mir das überlegt hatte! Ich fand diese Frage so blöd, dass ich mich zu keiner Antwort herabließ. Aber er ließ nicht locker:

»Wenn wir bis zur Karbonzeit zurückgehen, dann stammen du und ich vom selben Elternpaar ab. Also, genau gesehen bist du mein Bruderherz. Kapiert?«

Mir wurde die Sache langsam ein wenig zu intim, aber mir ging es ja weiterhin vor allem um die Rettung meines Gins.

»Natürlich hab ich das kapiert«, sagte ich. »Und du kapierst das nur, weil ich es kapiert habe. Oder habt ihr hier auf der Insel eine eigene Gecko-Universität?«

Das hätte ich nicht sagen dürfen, denn jetzt wurde er sauer. Zuerst schielte er nur wütend zu mir hoch und verzog übellaunig das Gesicht, wobei er sämtliche Muskeln anzuspannen schien. Dann passierte das, was ich die ganze Zeit befürchtet hatte. Plötzlich wirbelte er um die Ginflasche herum. Das Schreckensbild wurde zur Wirklichkeit, denn die Flasche bewegte sich um einige Zentimeter und, schlimmer noch, der Verschluss fiel herunter, kullerte über den Nachttisch und dann auf den Boden. Ich spürte, wie die Tränen in meinen Augenwinkeln zitterten, denn der wütende Drache hatte mir gezeigt, wer hier der Chef war. Nun fehlte nur noch wenig, und die ganze Welt würde aus den Fugen geraten, und ich würde die ganze Nacht wach bleiben und Fidschi-Bier trinken müssen. Ich dachte, dass er mich sicher seit meinem ersten missbilligenden Blick im Flugzeug verabscheut hatte, als er auf Lauras Schoß eine riesige Landkarte ausgebreitet hatte, während die Winde in der dünnen Luft über Tomaniivi am wildesten wüteten.

Ich hob den Verschluss vom Boden auf, kochte vor Wut, machte aber gute Miene zum bösen Spiel und sagte versöhnlich:

»Das mit der Gecko-Universität war blöd, gebe ich zu. Nimmst du meine Entschuldigung an?«

Jetzt saß er vor der Ginflasche und kehrte mir den Rücken zu, weshalb er mich nur mit einem Auge sehen konnte.

»Außerdem hast du Recht, was die Glanzzeit der Kriechtiere in Jura und Kreidezeit betrifft«, fügte ich hinzu. »Ihr wart weiter gekommen als die ersten primitiven Säugetiere und gegen Ende der Kreidezeit hattet ihr auch die Beuteltiere überholt. Das ist mir alles bewusst. Deshalb war dieser fatale Meteoriteneinschlag, der den Übergang zur Tertiärzeit eingeläutet hat, so unglaublich ungerecht.«

»Wieso das?«

»Vor euch lag eine stolze Zukunft. Viele von euch hatten sich schon auf zwei Beine erhoben, einige waren warmblütig wie wir und ich glaube wirklich, dass ihr auf dem besten Weg zum Aufbau einer Hochkultur mit Universitäten und Forschungszentren wart. Bei einzelnen Arten wäre es vielleicht nur eine Frage von wenigen Millionen Jahren gewesen und das ist nicht viel, wenn wir bedenken, dass die Dinosaurier fast zweihundert Millionen Jahre das Leben auf dem Festland dominiert haben. Denk im Vergleich doch nur daran, welche enormen Fortschritte meine eigene Sippe allein in den letzten zwei Jahrmillionen gemacht hat, und jetzt rede ich von genetischen Fortschritten. Kulturelle Eroberungen messen wir in Jahrhunderten und Jahrzehnten, mit denen können wir also nicht groß angeben.«

Kaum hatte ich das ausgesprochen, sagte ich mir, dass ich ein wenig behutsamer hätte vorgehen sollen. Jetzt prahlte ich schon wieder mit meiner eigenen Art und das auch noch auf Kosten der Reptilien! Ich versuchte, es zu überspielen:

»Ich finde ja auch, dass deine Sippe in Jura und Kreidezeit die Avantgarde gebildet hat. Aber dann ging alles aufgrund einer schwachsinnigen Kollision mit irgendeinem Himmelskörper den Bach runter. Das war nicht fair, es war ganz einfach nicht fair, dass die allererste und vielleicht bis heute auch allerhärteste Anstrengung dieses Planeten, sich einen intellektuellen Überblick, einen entwicklungsgeschichtlichen Rückblick und außerdem einen Ausblick ins Universum zu verschaffen, durch einen Meteoriten ruiniert wurde, der aus dem Kurs geraten und von der Schwerkraft dieses Planeten eingefangen worden war. Auf diese Weise habt ihr viele Millionen Jahre verloren.«

Gordon blickte mich bohrend an und ich hätte nicht für eine Sekunde gewagt, ihn aus den Augen zu lassen. Ich versuchte die ganze Zeit, so zuckersüß zu reden, wie ich nur konnte, und ich glaubte, ihn zumindest bis zu einem gewissen Grad besänftigt zu haben. Er sagte:

»Was willst du damit sagen, dass wir viele Millionen Jahre verloren haben?«

Er kam mir jetzt versöhnlicher vor, fast wie ein schmollender Knabe, der trotzdem will, dass Papa das Märchen zu Ende erzählt, auch wenn die Pralinenschachtel dabei zu bleibt.

»Ihr habt den Wettlauf um die erste Mondlandung verloren. Bei diesem Turnier haben die Nachkommen der Spitzmaus den Sieg davongetragen.«

Ich biss mir auf die Lippe. Wieder hatte ich den Mund zu voll genommen.

»Danke, mehr Frechheiten sind nicht nötig«, sagte er und ich wusste, dass mir das letzte Ultimatum vor einer Katastrophe gestellt worden war, die sich mit dem erwähnten Meteoriteneinschlag messen und noch heute Nacht eintreffen konnte.

Ich sagte:

»Ich fürchte, das hast du wieder missverstanden. Das wäre aber dann meine Schuld, denn mitten in der Nacht denke ich nicht immer besonders klar, schon gar nicht, wenn ich nicht... na ja. Aber wie du ganz richtig bemerkt hast, sind

wir beide eigentlich Blutsbrüder mit allerlei identischen Genen im Gepäck, wir sind beide fünffingrige Vierfüßer und ich glaube, wir könnten einander besser verstehen, wenn wir nur lernten, den Planeten, auf dem wir leben, als gemeinsame Arena oder Interessensphäre zu betrachten. Dieser Planet hat durch den sinnlosen Einschlag eines verirrteten Meteoriten Jahrtausende verloren, nicht du oder ich oder wir beide, denn wir dürfen nicht vergessen, dass auch das Leben eines Planeten nicht unbegrenzt ist, und eines Tages wird es für die Erde zu spät sein. Ohne diesen zickigen Meteoriten würdest du jetzt auf der Bettkante sitzen und Geschichten erzählen und ich würde auf Insektenjagd durch das Zimmer schwirren. Dazu kann es durchaus noch kommen. Das wollte ich nur sagen. Es kann durchaus noch dazu kommen! Es herrscht eine prekäre Machtbalance zwischen Vernunft und Unvernunft, zwischen universellem Bewusstsein und ebenso universeller Bewusstlosigkeit, also eine kosmische Terrorbalance, vor der unsere kleine Meinungsverschiedenheit verblasst: Ich sollte vielleicht noch hinzufügen, dass in diesem Gleichgewicht des Schreckens der Verstand David mit seiner armseligen Schleuder spielt, während der massive Unverstand den Riesen Goliath mit einem ganzen Arsenal an wütenden Kometen und Meteoriten gibt. Die Vernunft ist eine Mangelware, im Vergleich dazu wimmelt es nur so von Eis und Feuer und Steinen, um nicht zu sagen von Verschwendung oder einfach von Öde, denn noch immer schwärmen tausende von zickigen Asteroiden in ihren äußerst labilen Bahnen zwischen Mars und Jupiter. Es braucht nur eine unglückselige Konjunktion und schon gerät einer aus der Bahn und steuert auf die Erde zu. Warte nur ab, in der nächsten Runde können die Primaten ihren Hut nehmen und die Familie Gekkonidae aus der Gruppe Sauria wird federführend im nächsten Versuch der Natur, ein wenig mehr über unser Universum zu begreifen. Die Frage ist nur, ob es dann nicht schon zu spät für die Erde sein wird, denn wer weiß, wie viel Zeit uns noch bleibt, ehe die Sonne zur roten Riesin wird. Aber ich will mir kein Urteil erlauben, ich wünsche euch alles Gute. Eines Tages werdet ihr vielleicht einen kleinen Schritt für eine Echse machen, aber einen großen für die Natur, und dann könnt ihr daran denken, dass auch wir auf dieser Reise dabei gewesen sind.«

»Du redest zu viel«, sagte er.

»Viel zu viel«, gab ich zu. »Das nennt sich kosmische Angst.«

»Kannst du über den heutigen Zustand meiner Familie denn nichts Nettes sagen?«

Ich hatte großes Verständnis für diese Frage, deshalb sagte ich:

»Doch, natürlich! Es beeindruckt mich zum Beispiel gewaltig, dass ihr es so viele Millionen Jahre hindurch geschafft habt, die Finger von Drogen zu lassen. Vielleicht ist das ja der Grund dafür, weshalb ihr ein so hohes Alter erreicht. Denn ein Kriechtier hat es sicher nicht immer leicht, ich kann dir jedenfalls sagen, dass das Leben als Hominide auch nicht immer das pure Zuckerschlecken ist. Vielleicht leiden wir unter der kleinen Anomalie, dass wir eine oder zwei Gehirnwindungen zu viel haben. Ich will mich jetzt nicht selbst bemitleiden, wer sagt denn, dass nicht auch so manches Kriechtier irgendeinen Defekt durchs Leben schleppen muss? Aber wie gesagt, Alkohol gibt es überall, zum Beispiel in vielen Fallobstsorten, aber ihr habt euch davon nicht abhängig gemacht und ich meine damit alle Gattungen, von den Brückenechsen und den schuppigen Echsen bis zu den Krokodilen. Ehrlich gesagt, ich habe keine Ahnung, was Schildkröten sich so alles zu Gemüte führen, aber ich gehe davon aus, dass sämtliche Schildkrötenarten ohne Alkohol zurechtkommen, sie werden ja ebenfalls sehr alt, einzelne Arten bis zu zweihundert Jahre, zum Beispiel die griechische Landschildkröte. Ich habe einmal von einem Bischof von Sankt Petersburg gehört, dessen Schildkröte nicht weniger als zweihundertzwanzig Jahre alt geworden sein soll, was vielleicht leicht übertrieben war, aber es gibt auch einen Bericht über eine ausgewachsene Riesenschildkröte, die 1766 vor den Seychellen gefangen wurde, seither in Gefangenschaft lebte, bis sie im Jahre 1918 auf Mauritius durch einen Unfall ums Leben kam, obwohl sie da schon seit hundertzehn Jahren blind war. Aber das mit der hohen Lebenserwartung gilt ja nicht nur für Schildkröten, das weiß ich auch, ganz allgemein gesehen werden Kriechtiere in der Regel sehr alt, aber das führt trotzdem nicht zu der Art von

Altersalkoholismus, unter der meine eigene Art so leidet, jedenfalls in den Kulturen, die fast ausschließlich die erwähnten Gehirnwindungen pflegen, die völlig überflüssig sind, oder vielleicht eher zu viel des Guten, und die so viele Sorgen um den Kosmos, unser viel zu kurzes Erdenleben und die viel zu großen Entfernungen in Zeit und Raum mit sich bringen.«

»Wie gesagt, du redest zu viel.«

Meine letzte Tirade hätte ihn umgänglich stimmen sollen, und wenn sie das Gegenteil erreicht hatte, dann konnte ich davon ausgehen, dass ich bald um eine Ginflasche ärmer sein würde. Sicherheitshalber entschied ich mich zur Kapitulation. Ich sagte:

»Mister Gordon. Was diese Flasche angeht, so gebe ich auf.«

»Sehr klug von dir.«

»Und jetzt sprechen wir nicht mehr darüber.«

»Das wollte ich schon seit einer geschlagenen Stunde vorschlagen.«

»Aber du hast doch sicher nichts dagegen, dass ich den Verschluss festdrehe? Das sollten sich überhaupt viel mehr Leute angewöhnen.«

Er schwieg und ich fügte hinzu:

»Das kann die Jagd doch nicht stören, meine ich. Im Gegenteil, ich habe gehört, dass Mücken den Geruch von Gin nicht ausstehen können. Gin ist das pure Mückengift. Die englischen Kolonialherren haben ja deshalb so viel Gin getrunken, um sich vor Malaria zu schützen.«

Er bewegte sich jetzt ganz haarfein, vielleicht um mich in sein Blickfeld zu holen, das bei einem Gecko nicht mehr als fünfundzwanzig Grad umfasst.

»Untersteh dich«, sagte er.

Diese kurze Antwort erlaubte zwei Deutungen.

»Heißt das ja?«

»Nein. Es heißt außerdem, dass du ein wenig auf deine Wortwahl achten solltest. Denn du hast natürlich Recht, eine unverschlossene Flasche verlangt eine viel rücksichtsvollere Behandlung als eine ordentlich verschlossene.«

»Wirst du denn nie müde?«

»Ich bin ein Nachtgecko. Das weißt du doch.«

Ich war bereit, einen halben Liter aufs Spiel zu setzen, um mir zwei Schlucke zu sichern. Aufgrund dieser ganz neuen Überlegungen konnte ich einen Blitzausfall erwägen, bei dem vielleicht sehr viel verschüttet werden, der aber das ausreichende Quantum für diese Nacht retten würde. Schlimmstenfalls würde bei dieser Operation die ganze Flasche auf dem Boden landen. Doch die Vorstellung, wie erniedrigend es sein würde, vor Gordons Augen auf dem Boden herumzukriechen und verdreckte Reste meines Ruhe verströmenden Elixiers aufzulecken, ehe der Rest zwischen den Bodenbrettern versickerte, brachte mich auf andere Gedanken.

Mitten im Zimmer, ungefähr anderthalb Schritt von mir entfernt, stand mein schwarzer Koffer. Mir war eingefallen, dass darin noch eine Packung Saft von irgendeinem Flug steckte und dass an der Packung ein Trinkhalm befestigt war. Jedenfalls war das so, als ich sie von der Stewardess erhalten hatte. Das war vielleicht meine letzte Möglichkeit, und diesmal verriet ich diesem

selbstbewussten Terroristen, sollte er nun hellsehen können oder nicht, nichts über meinen Plan.

Mit der linken Hand griff ich hinter mich in Richtung Nachttisch und richtete dabei den Blick auf die Flasche und Gordon, schnappte den Koffer und Sekunden später saß ich wieder auf der Bettkante.

»Was machst du denn da?«, fragte er.

»Ich will einfach ins Bett gehen«, log ich. »Weißt du, eigentlich bin ich ein Tagtier.«

Er sagte:

»Diese Spitzmäuse, von denen du abstammst, waren das nicht. Sie sind zur Jagd losgekrochen, wenn die Nacht kam und die Luft kalt wurde, denn dann mussten die räuberischen Kaltblüter sich ganz ruhig verhalten.«

Ich holte den Trinkhalm aus dem Koffer, steckte ihn in den Mund und schob das andere Ende in den Flaschenhals, ohne diesen mit den Händen zu berühren. Seltsamerweise blieb Gordon ganz ruhig, vielleicht traute er sich nicht, sich zu bewegen, vielleicht war er einfach nur perplex.

Ich konnte einen gewaltigen Schluck einsaugen, ehe ich Atem holen musste. Ich hatte es geschafft, ich hatte das seltene Kunststück fertig gebracht, aus einer Flasche zu trinken, ohne sie an den Mund zu setzen. Was war dagegen schon das Ei des Kolumbus?

»Köstlich, köstlich«, sagte ich mit lautem Rülpsen.

Ich wollte hier nicht den Rüpel spielen, es war auch keine Folge von alkoholbedingtem Übermut, es rutschte mir einfach so heraus. Ich muss allerdings zugeben, dass ich mich gleich besser fühlte, und ich merkte, wie mein Mut wuchs. Gordon hatte aus gutem Grund versucht, mir den Zugang zum Flascheninhalt zu verwehren.

Im nächsten Moment fegte *Hemidactylus frenatus* um die Flasche herum. Obwohl ich den Flaschenhals mit einem Finger stützte, ließ es sich nicht vermeiden, dass einige kostbare Tropfen überschwappten.

»Wenn du das noch einmal versuchst, wirst du es bereuen, das sage ich dir«, erklärte Gordon.

Ich nahm diese Warnung zur Kenntnis, ich wusste, wenn ich noch einen Schluck an mich bringen wollte, dann müsste ich so energisch werden, dass ich die Folgen nicht mehr einschätzen konnte. Schon nach dem ersten Schluck juckte es mich in den Fingern.

»Alles klar«, sagte ich. »Ich konnte doch nicht wissen, dass du etwas dagegen hast, wenn ich dieses witzige Saugrohr teste, es ist übrigens total verstopft. Ich hatte auch nie vor, dich zu zerquetschen.«

»Steck dir doch einfach einen Korken in deinen Mund, der hat Durchfall.«

Ja, für den Moment hatte ich Gordon eigentlich nichts mehr zu sagen. Wahrscheinlich geht es einem Polizeipsychologen mit einem Geiselnnehmer ähnlich, auch wenn er so tut, als gebe es massenhaft Gesprächsstoff. Aber er braucht Zeit, deshalb hält er das Gespräch in Gang. Dabei entwickelt sich oft eine Beziehung zwischen beiden Seiten, denn wenn eine Situation so restlos festgefahren ist und wenn der Geiselnnehmer weiß, dass er von einer Übermacht umzingelt ist, dann braucht auch der Geiselnnehmer Zeit.

Gordon sagte: »Oder du redest über gescheitere Dinge.«

»Das willst du also? Du willst über gescheite Dinge sprechen?«

»Die Nacht ist noch jung, und die Wahrscheinlichkeit, dass noch Mücken kommen, ist größer, wenn du in der Nähe bist. Es kann sogar sein, dass sie um einiges fatter und nahrhafter werden, ehe ich sie verschlucke.«

Ich fand die Vorstellung, einem Gecko als Mückenmann zu dienen, ganz und gar nicht komisch, und ich fand, es grenzte fast an eine Unverschämtheit, als er hinzufügte:

»Ich hatte ja eigentlich gehofft, dass du die Tür nicht so schnell zuziehen würdest, nachdem du das Licht einschaltetest.«

In Wirklichkeit hatte ich die Tür zugezogen, ehe ich das Licht eingeschaltet hatte. Ich war seit fast zwei Monaten in den Tropen und gegen Mücken nicht sonderlich empfindlich, aber ich wollte keine in mein Schlafzimmer locken, um mir auf diese Weise auch die Geckos so weit wie möglich vom Leibe zu halten.

»Wir können uns über alles Mögliche unterhalten«, sagte ich. »Interessierst du dich für Fußball?«

»Kein bisschen.«

»Seltene Briefmarken?«

»Hör doch auf!«

»Dann schlage ich dir vor, wir sprechen über die Wirklichkeit.«

»Über die Wirklichkeit?«

»Ja, oder hältst du das für ein zu schwammiges Thema?«

»Schieß los, ich geh sowieso erst schlafen, wenn die Sonne aufgeht.«

»Sie ist vor allem riesig groß, außerdem schon unwahrscheinlich alt. Obwohl niemand genau weiß, woher sie stammt.«

»Die Sonne?«

»Nein, die Wirklichkeit. Das Sonnensystem ist nur ein mikroskopischer Bruchteil dessen, was wir Wirklichkeit nennen. Insgesamt besteht die Wirklichkeit aus knapp hundert Milliarden Galaxien, zu denen auch die Milchstraße gehört, also unsere eigene kleine Landstraße mit Milchrampen an den Kurven. Hier ist die Sonne nur einer von über hundert Milliarden Sternen.«

»Dann ist die Wirklichkeit enorm«, kommentierte Gordon. Ich glaube, er stellte sich noch dümmer, als er wirklich war.

Ich fuhr fort:

»Aber wir sind nur für einen kurzen Moment hier und schwupp - schon sind wir für den Rest der Ewigkeit verschwunden und das dauert sehr lange. Ich werde beispielsweise schon in einigen wenigen Jahren oder Jahrzehnten fort sein, danach habe ich keine Möglichkeit, in Erfahrung zu bringen, was hier passiert. Ich werde natürlich auch in hundert Millionen Jahren noch fort sein und werde dann genau hundert Millionen Jahre minus einige Wochen und Monate, inklusive dem Rest dieser Nacht, fort gewesen sein.«

»Ich finde, du solltest dich nicht mit solchen Dingen quälen«, sagte er fast tröstend, dabei war er doch die Ursache meiner Schwermut.

»Was mir vor allem Sorgen macht, ist eigentlich nicht, dass dieses Leben so kurz ist«, sagte ich dann. »Auch würde es mir gut tun, mich eine Runde hinzulegen, denn ehrlich gesagt fühle ich mich fast wie gerädert. Was mich ärgert, ist, dass ich nie wieder zurückkommen kann, wenn ich mich erst einmal hingelegt habe, zurück in die Wirklichkeit, meine ich. Und ich würde ja gar nicht darauf bestehen, hierher zurückzukehren, in die Milchstraße, meine ich, wenn Platzprobleme eine Rolle spielen sollten, ich würde mein Glück auch in einer ganz anderen Galaxis versuchen, wenn es dort nur eine Bar gibt. Außerdem will ich als eins von zwei Geschlechtern wieder geboren werden, solche Mönchsplaneten, wo man sich durch Knospenbildung vermehrt, sind noch nie mein Fall gewesen, dann würde ich die Sache lieber lassen. Also, nicht der Aufbruch ist das Problem, sondern die Unmöglichkeit der Rückkehr. Für uns mit diesen zwei oder drei fast verschwundenen Gehirnwindungen - die wir also zu viel oder vielleicht sogar übrig haben, wenn du so willst -, für uns können solche Perspektiven einen kurzen Moment lang sogar die ganze Lebensfreude ruinieren und wir reden hier nicht nur über eine Provokation der Gefühle, sondern über eine der Vernunft an sich. Du kannst durchaus behaupten, das, was von diesen zwei oder drei überzähligen Gehirnwindungen betroffen ist, sind genau diese zwei oder drei Gehirnwindungen, sie beißen sich also in den Schwanz und zwar bis aufs Blut. Mit anderen Worten: Sie sind von selbstzerstörerischer Natur. Wir können sie auch nicht so leicht loswerden. Da ist es beispielsweise für Echsen leichter, sich bei einem Angriff eines Schwanzes zu entledigen. Zwar lassen sich bei einem höher stehenden Primaten die angegriffenen Synapsen für einige Stunden betäuben, zum Beispiel mit einem oder zwei Schlucken Gin, aber das wäre nur eine vorübergehende Linderung der Symptome und nicht die Lösung des eigentlichen Dilemmas.«

»Alles klar«, sagte er nur.

Ich fragte mich wirklich, ob er nicht einfach den Mund zu voll nahm, ich glaubte nicht, dass er sich vorstellen konnte, wovon ich da redete.

Ich sagte:

»Die Teile unseres Gehirns, die streng genommen für die grundlegenden Lebensfunktionen nicht benötigt werden, also überflüssig sind, sind andererseits die Voraussetzung für den geringen Verstand, den wir uns trotz allem zugelegt haben, für bestimmte grundlegende Naturgesetze und nicht zuletzt für die Geschichte des Universums vom Urknall bis heute. Es sind keine Kleinigkeiten, mit denen wir uns das Gehirn vollknallen, verstehst du?«

»Ich bin beeindruckt.«

»Wir begreifen gerade genug, um uns eine Reihe von klaren Vorstellungen über die Geschichte der Wirklichkeit, über ihre Geographie und die Beschaffenheit ihrer Masse zu machen. Aber niemand kapiert auch nur im Ansatz, was diese Masse eigentlich ist, jedenfalls nicht hier bei uns, und die Entfernungen im Universum sind nicht nur riesig, sie sind grotesk. Die Frage ist, ob wir mehr begreifen könnten - also vom innersten Wesen der Welt -, wenn unser Gehirn zum Beispiel zehn Prozent größer und fünfzehn Prozent effektiver wäre. Was meinst du? Glaubst du, wir sind so weit gekommen, wie es uns überhaupt nur möglich ist, mit jeder Sorte Gehirn, egal in welcher Größe? Wir können die Tatsache nicht leugnen, dass es prinzipiell unmöglich sein kann, viel mehr zu verstehen, als wir ohnehin schon tun. In dem Fall ist es ein kleines Wunder, dass unser Gehirn gerade groß genug ist, um zum Beispiel die Relativitätstheorie, die Gesetze der Quantenphysik und das menschliche Genom zu verstehen. In diesen Bereichen gibt es nämlich nicht viele Missing links. Ich bezweifle, dass noch der höchst entwickelte Schimpanse irgendeine Vorstellung vom Urknall, von der Anzahl Lichtjahre bis zur nächstgelegenen Galaxis oder auch nur davon hat, dass die Welt rund ist. Interessant dabei ist, dass das menschliche Gehirn einfach nicht größer sein könnte, denn dann hätte es einen am aufrechten Gang gehindert. Auch möchte ich darauf hinweisen, dass sich das Gehirn ohne den aufrechten Gang der Menschen nicht zu der Größe hätte entwickeln können, die es nun einmal hat. Ich

rede von einem prekären Gleichgewicht. Ich will es einmal so ausdrücken: Wie viel wir von diesem Rätsel verstehen, in dem wir umherschweben, kann von der weiblichen Beckenpartie abhängig sein. Ich finde es unerhört, dass der Verstand dieses Universums von solchen banalen anatomischen Einschränkungen begrenzt sein soll. Aber ist es nicht genauso rätselhaft, dass diese fleischliche Gleichung aufzugehen scheint? Vielleicht ergibt sich damit, dass das x der Gleichung für die gerade ausreichende Menge steht, dass sich dieses Universum in diesem Moment seiner selbst bewusst ist. Die menschliche Beckenpartie ist gerade groß genug, damit wir begreifen können, was ein Lichtjahr ist, wie viele Lichtjahre die fernsten Galaxien entfernt sind und wie sich zum Beispiel die kleinsten Quanten der Materie in den ersten Sekunden nach dem Urknall verhalten haben.«

»Aber warum sollte es irgendwo anders im Weltraum nicht größere Gehirne geben?«, wandte Gordon ein.

Ich lachte gequält, dann sagte ich:

»Das ist natürlich denkbar und ich kann mir durchaus ein Gehirn vorstellen, das alle Seiten in der Encyclopedia Britannica auswendig lernen kann. Es macht mir nicht einmal Probleme, mir ein Gehirn vorzustellen, das die gesamte Erfahrung der Menschheit speichern kann. Was ich bezweifle, ist, dass es prinzipiell möglich ist, viel mehr von den Geheimnissen dieses Universums zu verstehen, als die Menschen das schon tun. Auf diese Weise reduzieren sich alle Fragen, die ich stellen könnte, auf die eine Frage, ob das Universum noch weitere Geheimnisse hergeben kann. Ich meine: Wenn du einen Meteor findest, kannst du herausfinden, wie viel er wiegt, was sein spezifisches Gewicht ist und nicht zuletzt aus welchen chemischen Substanzen er besteht. Aber wenn du das alles untersucht hast, kannst du diesem Stein keine weiteren Geheimnisse mehr entlocken. Dann ist er einfach das, was er ist, das, was er die ganze Zeit gewesen ist. Du kannst ihn weglegen und ihn vielleicht in einem Museum verstauben lassen. Aber wir sind nicht weitergekommen. Denn was ist ein Stein?«

»Ich weiß nicht, ob ich da noch ganz mitkomme«, seufzte Gordon und sah fast erschöpft aus.

»Nein? Da hast du's. Ich sage ja nur, dass die Ära der Wissenschaft sich wahrscheinlich ihrem Ende nähert. Wir haben unser Ziel erreicht und das Ziel ist das Bewusstsein des langen Weges zu diesem Ziel. Wir haben uns dem Universum vorgestellt und das Universum hat sich uns jedenfalls nachdrücklich präsentiert. Vielleicht hat die Wissenschaft das Ende ihres Weges erreicht, vielleicht wissen wir schon alles, was sich zu wissen lohnt. Und wenn ich >wir< sage, dann merk dir bitte, dass ich nicht nur uns beide meine, ich schließe alle anderen potenziellen Gehirne im ganzen Universum mit ein. Und in diesem Fall, und zu dieser Theorie neige ich derzeit, in diesem Fall leidet die Wirklichkeit an einer unheilbaren Namenlosigkeit. Wer bin ich?, fragt die Wirklichkeit. Aber niemand gibt eine Antwort. Niemand sieht uns oder hört uns. Wir sehen uns nur selber.«

»Ich wünschte, ich könnte dir da behilflich sein«, sagte er verwirrt. Das wäre ja kein Problem gewesen, wenn er nur gescheit genug gewesen wäre, sich von der Flasche zu entfernen, auf der er saß.

»Aber du hast doch behauptet, dass du an das ewige Leben glaubst«, wandte ich ein. »Deshalb dürftest du auch keine Fluggäste mitnehmen, wenn du ohne Kopilot fliegst, aber okay, diese Diskussion brauchen wir nicht unbedingt zu führen.«

Vielleicht hätte er ja gar nicht ohne Kopiloten fliegen dürfen, ging mir jetzt auf, vielleicht gab er mir deshalb keine Antwort.

Ich fragte:

»Ist es üblich bei euch, ans ewige Leben zu glauben?«

Er sagte:

»Mir ist noch nie ein Gecko begegnet, der ein überzeugendes Argument für das Gegenteil hätte vorbringen können.«

»Könntest du das ein wenig präzisieren?«

»Es gibt keinen Gecko, der die Existenz eines ewigen Lebens leugnet. Ich glaube, kein einziges Kriechtier ist je auf die Idee gekommen, das Leben könne ein Ende nehmen. Dieser Gedanke ist uns ganz einfach fremd.«

Als er dann weitersprach, schien er mich nachahmen zu wollen. Er sagte:

»Und damit meine ich sämtliche Arten innerhalb sämtlicher Sippen und Familien in allen vier Gruppen der Wirbeltierklasse Reptilia. Die Vorstellung, das Leben könne irgendwann zu Ende gehen, ist keinem von uns je in den Sinn gekommen.«

Ich überlegte mir, dass ich nur einige wenige Generationen in der Geschichte der Menschheit zurückgehen brauchte, um dasselbe über die Primaten sagen zu können. Der kalte Hauch des großen Nichts ist also ein neues Phänomen. Und wer weiß, vielleicht ist Todesangst auf keinem anderen Planeten im gesamten Universum bekannt.

Er sagte:

»Es gibt eine Welt. Der Wahrscheinlichkeit nach grenzt das ans Unmögliche. Es wäre viel begreiflicher, wenn es einfach gar nichts gäbe. Dann könnte sich auch niemand fragen, warum es nichts gibt.«

Als ich dazu nichts sagte, fragte er:

»Hast du mir zugehört?«

»Sicher, und jetzt kannst du mir vielleicht erzählen, ob ihr euch hier auf dieser Insel diese Sprüche aus den Fingern saugt oder ob jemand von euch ein Buch mit geflügelten Worten gefunden hat.«

Er schwieg.

Ich unternahm noch einen Versuch.

»Erzählt ihr euch das untereinander schon lange? Oder seid ihr eine Art wandelnde Poeten?«

Aber Gordon war in Fahrt geraten und verkündete:

»Wir tragen in uns eine Seele, die wir nicht kennen, und werden von ihr getragen. Wenn sich das Rätsel auf zwei Beine stellt, ohne gelöst zu werden, dann sind wir an der Reihe. Wenn die Traumbilder sich in den Arm kneifen, ohne zu erwachen, dann sind wir das. Denn wir sind das Rätsel, das niemand löst. Wir sind das in sein eigenes Bild eingesperrte Märchen. Wir kommen und gehen, ohne Klarheit zu erlangen.«

»Dann solltest du jetzt vielleicht aufhören«, sagte ich. »Ich bin inzwischen wirklich ziemlich ungeduldig.«

»Du kannst doch einfach schlafen gehen«, wehrte er ab. »Ich passe so lange auf die Flasche auf.«

»Nie im Leben!«, rief ich, denn jetzt war der Moment gekommen, jetzt mussten die Synapsen einfach betäubt werden.

Und damit machte ich mich über ihn und die Flasche her.

Wütend krabbelte Gordon über meine eine Hand, dann jagte er in wilden Sprüngen die Wand hoch, während die Flasche umkippte und zu Boden fiel, wo das lebenswichtige Elixier heraussprudelte und bald in den breiten Spalten zwischen den Bodenbrettern versickerte. Als ich sie hochhob und ins Licht hielt, sah ich, dass nur noch ein, bestenfalls anderthalb Deziliter übrig waren. Ich setzte die Flasche an den Mund und leerte sie auf einen Zug.

»Du Mistkerl!«, kläffte Gordon von der Wand her. »Aber wir sehen uns wieder!«

Als Letztes nahm ich vor dem Einschlafen wahr, dass Gordon folgende, von Ana und Jose entlehnte Weisheit aus deren spanischem Sortiment von Wirklichkeitsbeschreibungen hersagte:

»Wenn es einen Gott gibt, dann hinterlässt er kaum irgendwelche Spuren. Vor allem ist er ein Meister im Sichverstecken. Und die Welt nimmt bestimmt nicht das Blatt vom Mund, die nicht. Im Himmelsraum wird weiterhin dichtgehalten. Zwischen den Sternen sind Klatsch und Tratsch verpönt. Aber noch hat niemand den Urknall vergessen. Seit damals herrscht ununterbrochenes Schweigen und alles, was existiert, entfernt sich voneinander. Noch ist es möglich, auf einen Mond zu stoßen. Oder auf einen Kometen. Rechnet aber nicht mit freundlichen Zurufen. Im Himmel werden keine Visitenkarten gedruckt.«

An das, was Gordon Gecko sonst noch sagte, um mich für den Rest der Nacht wach zu halten, habe ich nur noch vage Erinnerungen, aber ich glaube, dass er mich gegen fünf Uhr mit folgendem Aphorismus weckte:

»Es dauert mehrere Milliarden Jahre, einen Menschen zu erschaffen. Und es dauert einige Sekunden zu sterben.«

* Der gefeierte Halbbruder des Neandertalers *

So verlief mein erster Tag auf den Fidschiinseln. Und jetzt brauche ich nicht mehr alles bis ins Kleinste zu beschreiben. Aber schließlich musst du doch verstehen können, warum ich in Salamanca so reagiert habe.

Als ich dir gerade etwas über uns beide sagen wollte, entdeckte ich unten am Tormes-Ufer plötzlich Ana und Jose, und auf einmal fühlte ich mich an den Prince Charles Beach zurückversetzt. Deshalb konnte ich nichts mehr über uns oder über das mit Sonja sagen, einfach, weil du so herzlich lachtest und glaubtest, ich erzählte dir Schwanke, um dich am Gehen zu hindern. Es tat wirklich gut, dich endlich wieder lachen zu hören, ich hätte jede Menge Räuberpistolen erzählt, um das zu erleben. Aber ich hatte wirklich Ana und Jose gesehen, was sich am nächsten Vormittag auch bestätigte. Dann vergingen nur anderthalb Wochen, bis mir Jose in Madrid wieder begegnete. Als er mir die ganze unbegreifliche Geschichte von El Planeta und den beiden Portraits, die im Prado hängen, erzählt hatte, stand mir kristallklar vor Augen, dass wir beide uns gegenseitig eine ernste Lektion erteilen können und dass es für uns nur eine Möglichkeit gibt, miteinander zu reden, wenn ich jetzt an dich schreibe.

Vera - ich werde dich um einen Gefallen bitten, und sollte das das Letzte sein, was du jemals für mich tust. Ich versuche dir am Donnerstagnachmittag alles zu schicken, was ich geschrieben habe, und am Freitag musst du mit mir nach Sevilla kommen. Ich habe das Gefühl, es Ana und Jose schuldig zu sein, am Freitag nach Sevilla zu fahren, und ich bin mir sicher, dass es dir genauso gehen wird, wenn du die Geschichte von Ana und dem magischen Bild gelesen hast.

Du hast natürlich die Karte nicht vergessen, die du mir vor vielen Jahren aus Barcelona geschickt hast. »Erinnerst du dich an den Zaubertrank?«, hast du geschrieben. Als du nach Hause kamst, hast du gesagt, wenn du diesen Trank nur finden könntest, dann würdest du ihn ohne zu zögern mit mir teilen. Du wolltest

immer mit mir zusammen sein. »Für mich gibt es nur einen Mann und eine Erde«, hast du gesagt. Weißt du das noch? Und du hast hinzugefügt: »Wenn ich das so stark empfinde, dann, weil ich weiß, dass wir nur ein Leben leben.« Dann griff das Schicksal ein und wollte es anders.

Bis auf weiteres möchte ich dich nur bitten, mir einen Tag aus deinem Leben zu reservieren. Ich kann nicht ohne dich nach Sevilla fahren, wirklich nicht.

Nachdem meine erste aufreibende Begegnung mit Gordon zu Papier gebracht war, habe ich mich unten in die Rotunda gesetzt und El Pais gelesen, habe eine Tasse Tee getrunken und ein paar Plätzchen gegessen. Es tat gut, eine Pause einzulegen und dem Harfenspiel und dem schläfrigen Summen der vielen Gespräche unter der Kuppel zu lauschen.

Ich weiß, dass meine Hotelrechnung Schwindel erregende Dimensionen erreichen wird, aber ich will Madrid erst dann verlassen, wenn ich dir alles erzählt habe. Du weißt ja schon, dass ich mir auch diesmal ein Zimmer im Palace gönne. Das Personal kennt mich, und der Prado ist nur einen Katzensprung entfernt, zum botanischen Garten ist es nicht viel weiter und bis zum Retiro oder zur Puerta del Sol brauche ich nur fünf Minuten.

Aber zurück nach Fidschi. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, habe ich es sofort bereut, mich in der vergangenen Nacht so hemmungslos einem Unbekannten gegenüber, dessen Bekanntschaft ich gar nicht gesucht hatte, geöffnet zu haben. Eine solche Reue ist aber immer zweischneidig. Man mag zwar ein wenig nachlässig gewesen sein, aber es liegt in der Natur eines Katers, dass man leicht die Auswirkungen der Tatsache übertreibt, dieses eine Mal ein wenig zu offen gewesen zu sein. In der Verwirrung dieser Reue weiß man nicht so genau, was man vielleicht gesagt oder nicht gesagt und nur gedacht hat. So kann man einen ganzen Vormittag hindurch von fast neurotischen Angstzuständen zerfressen werden, weil man sich vielleicht einen Feind fürs Leben zugelegt hat oder, schlimmer noch, man kann einen Freund gewonnen haben, einen Busenfreund, einen, der unsere innersten Geheimnisse kennt. Ich wusste, dass er irgendwo im Zimmer saß, aber als Geckologe wusste ich auch, dass er zu dieser Tageszeit um einiges weniger obenauf war als nachts.

Bald stand ich vor dem Badezimmer Spiegel. Ich will nicht gerade behaupten, ich gehörte zu der Sorte Mensch, die den Tag damit beginnt, sich selber Grimassen zu schneiden, aber je älter ich werde - und je weiter ich mich meiner eigenen Auslöschung nähere -, umso deutlicher sehe ich den Tierblick, der mich im Spiegel trifft, wenn ich zu einem neuen Tag aufgestanden bin. Ich sehe einen verwandelten Frosch, eine aufrecht stehende Eidechse, einen trauernden Primaten. Aber ich sehe noch etwas anderes und das macht mir am meisten zu schaffen. Ich sehe einen Engel, der in arge Zeitnot geraten ist, denn wenn er jetzt nicht den Weg zurück in den Himmel findet, dann tickt die biologische Uhr immer schneller und es ist zu spät für die Rückkehr in die Ewigkeit. Es liegt an einem fatalen Missverständnis vor langer Zeit, dass der Engel in seiner panischen Angst einen Körper aus Fleisch und Blut entwickelt hat, und wenn er jetzt nicht gerettet wird, dann kann er nicht mehr gerettet werden.

Auf dem Weg zum Frühstück stieß ich im Palmengarten auf John. Er stand unter einer Kokospalme und studierte ein Schild mit der Aufschrift: BEWARE OF FALLING NUTS. Vielleicht ist er kurzsichtig, jedenfalls war er ganz dicht an den Stamm herangetreten und befand sich unmittelbar unter dem Baumwipfel.

»Spielen Sie russisches Roulette?«, fragte ich.

Er drehte sich um.

»Was haben Sie gesagt?«

Aber ich brauchte meine Frage nicht zu wiederholen, denn an der Stelle, an der er noch vor wenigen Sekunden gestanden hatte, fiel eine riesige Kokosnuss auf den Boden.

Er fuhr herum und starrte die Kokosnuss an.

»Ich glaube, Sie haben mir das Leben gerettet.«

»Es sei Ihnen gegönnt.«

Ich wusste nicht so recht, wie ich mich verhalten sollte, aber ich war mir sicher, dass ich mit jemandem sprechen musste und zwar über Ana und Jose. Noch vor dem Spiegel hatte ich beschlossen, an diesem Tag einige Ermittlungen durchzuführen. Obwohl die Aussichten nicht groß waren, konnte ich doch nicht ausschließen, dass das spanische Paar einem Fleisch gewordenen Engel in Not helfen könnte.

»Haben Sie die Spanier gesehen?«, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf und sagte:

»Sie haben sie gestern auf der Datumsgrenze getroffen, nicht wahr?«

Wieder hatte ich das Gefühl, dass der englische Schriftsteller in irgendeiner Verbindung mit Ana und Jose stand. Wer hatte ihm wohl erzählt, dass ich die beiden an der Datumsgrenze getroffen hatte? War das hier ein Gesprächsthema?

Ich nickte.

»Sie sind ein bezauberndes Paar«, sagte ich. »Sprechen Sie Spanisch?«

Konnte ich hier die Andeutung eines Lächelns erkennen? Ich hatte jedenfalls das Gefühl, dass er durchschaute, was ich wirklich wissen wollte. Aber er schüttelte erneut den Kopf und sagte:

»Nur sehr wenig. Aber die beiden sprechen ein ausgezeichnetes Englisch.«

»Sicher. Aber sie reden bisweilen ja auch miteinander.«

Er hörte mir mit fast schon unangenehmer Aufmerksamkeit zu und schien sich für meine Beobachtungen ungeheuer zu interessieren. Ich fragte mich, ob sich sein Interesse auch auf das spanische Paar bezog.

»Und Sie können verstehen, was sie sagen?«

Jetzt steckte ich in der Klemme, denn ich wollte John durchaus nicht verraten, dass ich auf der Insel herumliefe, um heimlich Ana und Jose zu belauschen.

»Ich habe immerhin verstanden, dass sie nicht über Fußball sprechen«, sagte ich.
»Sie haben reichlich verschrobene Gesprächsthemen.«

Der hoch gewachsene Mann mit dem weißen Backenbart schien in der Luft herumzuszupern. Dann sagte er:

»Angeblich ist sie eine der berühmtesten Flamenco-Tänzerinnen Sevillas.«

Flamenco! Wieder konnte mein Gehirn nach einem Stichwort suchen, das mir verraten könnte, wo mir Ana schon einmal begegnet war. Ich hatte einige Male in Madrid eine Flamenco-Bar besucht, aber das war Jahre her, und wenn ich dort Ana gesehen hatte, dann wäre mein Gedächtnis sicherlich nicht dazu in der Lage, sie von den wütenden Rhythmen, den flatternden Gewändern und dem leidenschaftlichen Gesang zu unterscheiden. Außerdem steckte irgendwo in meinem Hinterkopf ein Bild von Ana, das über einen längeren Zeitraum als nur einen Flamenco-Abend

entstanden sein musste. Aber das mit dem Flamenco war trotzdem eine nützliche Information.

Ich sagte:

»Wenn ich mich für die Spanier interessiere, dann, weil ich das Gefühl habe, Ana schon einmal begegnet zu sein.«

Er fuhr zusammen:

»Wo denn?«

»Das ist ja gerade das Problem. Ich kann mich nicht daran erinnern.«

»Interessant«, meinte er. »Um nicht zu sagen: sonderbar. Ich habe nämlich genau dasselbe Problem. Sie hat etwas fast schon quälend Bekanntes an sich ...«

Er also auch. Nun waren wir zu zweit und damit konnte ich die Möglichkeit ausschalten, ich hätte von Ana geträumt oder sei in einem früheren Leben mit ihr verheiratet gewesen. Jetzt hatte ich vielleicht auch die Erklärung dafür, warum es John so interessierte, ob ich den beiden an der Datumsgrenze über den Weg gelaufen war.

»Es ist kein Gesicht, das man vergisst«, sagte ich.

Ich merkte gleich, wie blödsinnig sich das anhörte. John versank in tiefes Nachdenken, ehe er sagte:

»Dann gibt es nur eine dritte Möglichkeit...«

Jetzt war ich wirklich gespannt, was kommen würde.

»Wir haben diese Frau beide schon einmal gesehen. Also ist es doch möglich, dass sie eine Art... Metamorphose durchgemacht hat.«

Ich hatte mir das auch schon überlegt. Mir wurde schwindlig, so heiß und drückend war es. Aber jetzt wurden wir von einer lauten Frauenstimme unterbrochen, die uns vom Schwimmbecken her etwas zurief. Es war Laura.

»Ich sag doch bloß, dass du nicht die ganze Zeit hinter mir herzudackeln brauchst.«

Im nächsten Moment hörten wir ein Platschen und mir war klar, dass Laura Bill ins Wasser gestoßen hatte. Ich nickte John zu und sagte, wir müssten zum Frühstück gehen, ehe es zu spät dafür sei.

Als ich am Schwimmbecken vorbeiging, entdeckte ich die verstreuten Reste eines Dramas. Bill kletterte gerade nach seiner unfreiwilligen Bauchlandung an Land, nicht ohne eine verärgerte Stummfilmgrimasse. Mit seinen gelben Shorts und dem hellblauen T-Shirt mit den zwei oder drei aufgedruckten Kokospalmen war er für das feuchte Element tadellos gekleidet. Laura machte es sich gerade in einem Liegestuhl bequem, nicht ohne ein schadenfrohes Lächeln. Als sie aufschaute und sah, dass ich aufs Restaurant zuing, wickelte sie sich ein Handtuch um und fragte, ob ich frühstücken wollte. Ich nickte.

»Ich trink eine Tasse Tee mit«, verkündete sie, also hatte sie »Lonely Planet« wohl ausgelesen.

Sie legte ihr Handtuch auf den Liegestuhl, streifte sich ein rotes Kleid über ihren schwarzen Bikini und schob die Füße in ein Paar Sandalen. Dann gingen wir ins Restaurant.

Das Personal schenkte Kaffee und Tee ein und ich hatte mich gerade mit Brot und Marmelade eingedeckt, als das Büffet auch schon wieder abgeräumt wurde. Ich schaute in ein grünes und ein braunes Auge.

»Belästigt er Sie?«, fragte ich.

Sie zuckte mit den Schultern.

»Ach, im Grunde nicht.«

»Aber Sie haben ihn ins Wasser geschubst?«

»Erzählen Sie von Ihrer Arbeit«, bat sie mich.

Ich hatte nichts dagegen, das Thema zu wechseln. Ich skizzierte kurz meine Feldforschungen und erkannte, dass sie auf diesem Gebiet ebenfalls keine Amateurin war. Sie lebte noch dazu in diesem Teil der Welt und konnte mir einiges über entsprechende Probleme auf dem australischen Kontinent erzählen.

Ich stellte ihr ein paar Fragen nach der Umweltstiftung, die ihren jährlichen Zustandsbericht, von dem sie am Vorabend erzählt hatte, finanzierte. Laura antwortete zuerst ein wenig ausweichend, sagte dann aber, dass »Stiftung« nicht im Sinn einer Organisation zu verstehen sei, da ein einzelner Amerikaner sämtliche Mittel zur Verfügung gestellt habe.

»Ein Idealist?«, fragte ich.

»Ein reicher Mann«, korrigierte sie. »Er schwimmt in Geld.«

Ich fragte, ob sie die Zukunft der Erde und der Menschheit eher optimistisch oder pessimistisch sehe.

»Was die Zukunft der Menschen angeht«, antwortete sie, »so bin ich Pessimistin, bei der Zukunft der Erde dagegen Optimistin.«

Ich ahnte nun, wo sie so ungefähr stand, und bald kam dann auch der ganze Rest. Lauras Umweltengagement beruhte auf einer tieferen ideologischen Grundlage, als ich angenommen hatte. Sie hielt die Erde für einen Organismus, der im Moment unter hohem Fieber litt, doch gerade dieses Fieber würde regulierend eingreifen und für ihre baldige Genesung sorgen.

»Für ihre Genesung?«

»Für Gaias Genesung. Wenn kein Wunder geschieht, wird sie am Ende die Mikroben ausmerzen, die sie krank gemacht haben.«

»Gaia?«, wiederholte ich.

»Das ist natürlich nur einer der Namen, die wir >Mutter Erde< gegeben haben. Wir könnten sie auch Eartha nennen. Aber wir müssen einsehen, dass die Erde ein lebendes Wesen ist.«

»Das die Mikroben ausmerzen wird?«

»Vor vielen Millionen Jahren sind die Dinosaurier ausgerottet worden«, sagte sie. »Und es steht nicht fest, dass wirklich ein Meteoriteneinschlag daran schuld war. Vielleicht haben sie bei der Erde eine Krankheit ausgelöst und sich damit selbst ausgerottet. Ich habe von einer Theorie gehört, dass es mit den Darmgasen der Dinosaurier zu tun gehabt haben kann. Doch die Erde hat sich erholt, es war fast wie eine Wiedergeburt. Und jetzt bedrohen die Menschen das Leben auf der Erde. Dabei zerstören wir auch unseren eigenen Lebensraum und Gaia wird sich von uns befreien.«

»Und dann, dann erholt die Erde sich einfach wieder?« Die Frau mit dem grünen und dem braunen Auge nickte. Ich schaute in das braune und fragte:

»Haben die Menschen für Sie denn gar keinen eigenen

Wert?«

Sie zuckte nur mit den Schultern und ich begriff, dass die Würde des Menschen nicht gerade ihr Anliegen war. Mir dagegen war es immer schwer gefallen, den Wert eines Planeten zu erkennen, der nur niedrig stehende Organismen hervorbringt. Da sprach die Vorstellung einer Wiedergeburt mich schon eher an. Doch wie ich in der Nacht zuvor Gordon anvertraut hatte, drängte die Zeit und es stand nicht fest, ob die Vernunft an sich eine weitere Chance erhalten würde. Auf diesem Planeten jedenfalls nicht, zumindest würde es sehr lange dauern.

»Ich habe immer jeden einzelnen Menschen für unendlich wertvoll gehalten«, sagte ich.

»Das ist auch jeder einzelne Panda.«

Ich schaute in das grüne Auge.

»Was ist mit Ihnen?«, fragte ich. »Haben Sie keine Angst vor dem Sterben?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich sterbe ja nur in meiner jetzigen Gestalt.«

Ich weiß noch, dass ich diese Gestalt in dem Moment ganz besonders schön fand.

»Aber ich bin auch der lebende Planet«, sagte sie dann. »Ich habe eher Angst davor, dass sie stirbt. Denn in ihr habe ich eine tiefere und dauerhaftere Existenz.«

>»Eine tiefere und dauerhaftere Existenz««, wiederholte ich.

Sie lächelte herausfordernd:

»Sie haben sicher schon Bilder von Gaia gesehen, die vom Weltraum aus aufgenommen worden sind ...« »Natürlich.« »Und ist sie nicht schön?«

Ich glaubte ihr nicht. Auch habe ich noch nie Sinn für diese Art von Vulgärmonismus, kombiniert mit einem eher menschenfeindlichen Umweltengagement, gehabt, und obwohl ich mich darüber ein wenig ärgerte, gefiel mir Laura dennoch. Sie hatte ein aufmerksames, einnehmendes und in gewisser Weise verletztes Wesen.

Ich versuchte, mich mit ihrer Rhetorik vertraut zu machen. Gut, dachte ich, wir leben unser kurzes Leben auf der Erde, aber danach ist nicht alles zu Ende, denn wir kommen wieder, wir kommen wieder in Gestalt von Lilien und Kokospalmen, von Pandas und Nashörnern, und alles zusammen ist Gaia, unsere innerste und eigentlichste Identität.

Sie ließ ihre Sandalen wippen. Durch ihr rotes Kleid konnte ich das schwarze Bikini-Oberteil erkennen.

»Wie ist das Leben auf der Erde entstanden?«, fragte sie.

Ich wusste, dass das eine rhetorische Frage war, gab aber die herkömmliche Antwort, dass alles Leben auf der Erde vielleicht von einem einzigen Molekül stammt, da alles genetische Material auf der Erde eine unbestreitbare Verwandtschaft aufweist.

»Also ist die Welt ein einziger lebender Organismus«, folgerte Laura. »Und das ist nicht nur eine Metapher. Ich bin wirklich mit diesem Hibiskusstrauch verwandt.«

Sie zeigte hinaus in den Garten und ich sah, dass Bill das Handtuch, das sie im Liegestuhl liegen gelassen hatte, an sich nahm. Ich zog es vor, sie nicht darauf aufmerksam zu machen. Sie redete weiter:

»Ich bin mit diesem Hibiskus sogar enger verwandt als ein Tropfen Wasser im Meer mit einem anderen Tropfen. Und wenn alles Leben auf der Erde wirklich von ein und demselben Molekül abstammt...«

Sie zögerte kurz und wieder blickte ich in das grüne Auge.

»Ja?«

»... dann war es ein unvorstellbares Molekül. Ich würde es ohne zu zögern als göttlich bezeichnen. Es war ein Gottessame. Deshalb würde ich Gaia auch ohne zu zögern als Göttin bezeichnen.«

»Die Ihr eigenes Selbst ist?«

»Und Ihres. Und das des Hibiskus.«

Das hatte ich schon einmal gehört, und wie gesagt, ich nahm nicht an, dass sie auch nur die Hälfte von dem glaubte, was sie mir da erzählte.

»Aber auch die Erde hat nur eine begrenzte Lebensdauer«, wandte ich ein. »Sie ist nur ein >lonely planet< im großen Nichts.«

»Oder im großen All, Mister!«

Bei diesen Worten fasste sie meine Hände, und ich war dermaßen verdutzt, dass ich nicht wusste, wie ich reagieren sollte. Ich wusste nicht einmal, ob ich die Bedeutung der Begriffe »All« und »Nichts« unterscheiden konnte. Waren das nicht fast schon Synonyme?

Zärtlich drückte sie meine Hände. Dann sagte sie:

»Zusammen sind wir eins.«

Ich fühlte mich wie durch eine Art Elektroschock der Zweisamkeit gelähmt. Jetzt, da wir über das große All und das große Nichts gesprochen hatten, tat es auf jeden Fall gut, eine warme Hand halten zu können. Wenn das All auch eins war, so waren wir doch zwei. Ich will nicht behaupten, dass ich irgendwie bekehrt worden wäre, das meine ich nicht, denn ich dachte auch, dass alle Konturen verschwinden, wenn die Nacht nur dunkel genug ist.

Wir hielten einander noch einige Sekunden an den Händen. Laura war eine attraktive Frau und zugleich eine verschrobene Idealistin. Obwohl das, was sie gesagt hatte, in gewisser Weise unwiderlegbar war, so unwiderlegbar wie mein eigener verkorkster Idealismus. Und zusammen waren wir eins.

»Gilt das auch für den Ölingenieur?«, fragte ich und erst jetzt zog sie ihre Hände zurück.

Sie schüttelte den Kopf und sagte mit einem warmen Lächeln:

»Der ist in einem anderen Universum zu Hause.«

Bald danach erhob sie sich und ging zurück zu den Liegestühlen vor dem Schwimmbecken, vielleicht um den Amerikaner wegen des Handtuchdiebstahls zusammenzustauchen.

Ich wollte ein Auto mieten und zum Tavoro National Park auf der Ostseite der Insel fahren, um Ausschau nach den berühmten Papageien zu halten und um mir die gewaltigen Wasserfälle anzusehen. Außerdem hatte ich noch etwas anderes zu erledigen, das von eher prekärer Bedeutung für meine Gesundheit war.

Der Besitzer des Maravu Plantation Resort hieß Jochen Kiess und stammte aus Deutschland. Beim Mieten des Autos war er mir gern behilflich, doch die andere Sache lief nicht so glatt. Das Maravu hatte eine Bar mit sämtlichen Schankrechten, aber es war verboten, eine ganze Flasche Schnaps zu verkaufen. Dafür hatte ich natürlich großes Verständnis, schließlich war das in Norwegen genauso, aber hier ging es doch nicht um einen echten Verkauf, sondern um die rechtmäßige Entschädigung für einen Schaden, den einer der vielen hauseigenen Geckos verursacht hatte. Ich wies auch darauf hin, dass ich die Flasche trotzdem bezahlen würde, meinetwegen für jeden Drink, den sie enthielt, und zum selben Preis wie an der Bar. Er ließ sich von meinen Argumenten wohl kaum überzeugen, aber seine gute Laune sorgte dafür, dass ich am Ende fröhlich pfeifend mit einer Flasche Gordon's Dry Gin zur »bure 3« zurückmarschierte. Unterwegs brach ich einen kleinen Zweig von dem Hibiskus ab, auf den Laura gezeigt hatte und mit dem sie enger verwandt war als zwei Tropfen Wasser untereinander. Natürlich hatte sie Recht, was die Wassertropfen anging, aber nur, weil zwei Tropfen Wasser überhaupt nicht miteinander verwandt sind. Sie sehen sich nur sehr ähnlich.

Ich füllte die leere Ginflasche mit Wasser, steckte den Hibiskuszweig hinein und stellte die Flasche auf einen kleinen Tisch vor dem Fenster, das auf den Palmengarten ging. Dann drehte ich den Verschluss der Flasche auf und setzte sie an den Mund. Ich trank einen kleinen Schluck, nur um zu betonen, dass die Flasche jetzt mir gehörte und nicht mehr in die Bar zurückgebracht werden konnte. Ich öffnete meinen Pilotenkoffer und verstaute die wieder verschlossene Ginflasche sorgfältig darin.

Es gibt noch immer einige Enklaven, deren Menschen nicht bereit sind, ihre Seelen zu verkaufen. Die Bewohner des kleinen Dorfes Bouma auf der Ostseite von Taveuni wussten, dass ihnen einer der schönsten Regenwälder auf der ganzen Erde in die Wiege gelegt worden war, und dieser Regenwald dient als Magnet für Naturliebende und als Drehort für Paradiesfilme wie »Rückkehr zur blauen Lagune«. Als den Dorfbewohnern fette Summen angeboten wurden, weil die Bäume im Wald gefällt und verkauft werden sollten, kam es zwar zu Diskussionen, denn übermäßig viel Bargeld gab es weder in Bouma noch auf Fidschi überhaupt. Am Ende lehnten sie es aber ab und kamen auf die kluge Idee, ihre üppige Umgebung zu einem Naturpark zu machen, der für das arme Dorf zu einer guten Einkommensquelle werden sollte, noch dazu zu einer, die viel länger Ertrag abwerfen würde als die Bargeldköder, die dem Dorf fürs Abholzen hingeworfen worden wären.

Heute steht ein fünftausend Hektar großes Gelände für Okotouristen offen, die Dörfler sorgen für bepflanzte Wege, für Geländer bei den steilsten Stellen, für Toiletten sowie für Picknick- und Campingplätze. Das Beispiel hat seine Wirkung nicht verfehlt. Auf der Insel werden derzeit mehrere ähnliche Projekte vorbereitet.

Als das Dorf und der lebhaftes Bouma-Fluss hinter mir lagen, bezahlte ich gern meine fünf Fidschi-Dollar, um mir Eintritt in das unter Naturschutz stehende Paradies zu verschaffen. An der kleinen Kassenbude, wo mir außerdem gute Ratschläge über die sieben Kilometer langen, markierten Wege gegeben wurden, kaufte ich mir noch eine Packung Kekse und eine Flasche Wasser. Ich bestätigte zudem, dass mir nur zu bewusst sei, welche katastrophalen Folgen ein Feuer haben könnte.

Ich spazierte etwa einen Kilometer am Bouma-Fluss entlang. Der Weg war so hervorragend angelegt, dass er wirklich eine einzige kilometerlange Allee aus Palmen und blühenden Büschen darstellte. Das nenne ich Kulturlandschaft, Vera. Das hättest du sehen müssen!

Bald hörte ich das Rauschen des ersten Wasserfalls. Ich hatte gelesen, er sei zwanzig Meter hoch und habe einen riesigen Whirlpool geschaffen. Ich hatte auch gehört, dass hier kein großes Gedränge herrschte, deshalb hatte ich keine Badehose eingepackt, sondern beschlossen, wenn ich allein wäre, nackt in dieses Becken zu springen, wenn nicht, würde ich zum zweiten, etwa fünfzig Meter hohen Wasserfall weitergehen, der eine Stunde entfernt lag, auch wenn sein Becken nicht so großzügig bemessen war.

Als ich den Wasserfall sah - noch immer habe ich sein sanftes Rauschen im Ohr -, hörte ich vertraute Stimmen und bald entdeckte ich im Becken Ana und Jose. Ich weiß nicht, ob es mich eher enttäuschte, dass ich nicht allein war, oder überraschte, dass ich gerade auf diese beiden stieß. Auf jeden Fall machte es mir einen Strich durch die Rechnung, denn obwohl eine neue Begegnung nett gewesen wäre, durfte ich doch nicht vergessen, dass sie denselben Plan gehabt hatten wie ich, nämlich nackt zu baden. Ein weiteres Mal erweckten sie bei mir Assoziationen mit

Adam und Eva, dem ersten von Gott geschaffenen Menschenpaar und eigentlichen Urmuster des Glücks - jedenfalls vor der albernen Äpfelklauaktion und der darauf folgenden Vertreibung aus dem Paradies. Doch die Vertreibung ließ noch auf sich warten, noch suhlten sie sich hier nackt. Ehe ich mich abwandte, konnte ich noch sehen, dass Ana ein großes Muttermal auf dem Bauch hatte.

Es war eine Sache, so zu tun, als könne ich nicht verstehen, was Ana und Jose zueinander sagten. Aber deswegen war ich noch lange nicht so tief gesunken, dass ich sie in ihrer Nacktheit beobachtet hätte. Ein solch mieses Verhalten überließ ich Gott dem Herrn, dem Urbild des Voyeurs. Das Problem war, dass ich nicht unbemerkt den nächsten Wasserfall erreichen konnte, denn eine andere Möglichkeit als den Wanderweg gab es nicht und der führte direkt an der Badestelle vorbei. Also musste ich kehrtmachen.

Doch das tat ich nicht, denn nun sagte Jose etwas zu seiner nackten Gefährtin, und obwohl ich nicht alles verstand, sollte ich doch bei einer späteren Gelegenheit seinen Ausspruch in vollständiger Form notieren können.

»Joker erwacht aus vagen Träumen von Haut und Knochen. Rasch pflückt er die Beeren der 'Nacht, ehe der Tag sie überreif werden lässt. Es gilt: jetzt oder nie. Jetzt und nimmermehr. Joker sieht ein, dass er nicht zweimal aus demselben Bett aufstehen kann.«

Ich hoffte nun auch noch zu hören, was Ana an diesem Vormittag auf dem Herzen hatte, wenn ich nur auf dem Weg stehen blieb und weder vorwärts noch rückwärts ging. Sie sagte:

»Was denken die Elfen, wenn sie aus dem Geheimnis des Schlafes erlöst werden und unversehrt einen neuen Tag erreichen? Was sagt die Statistik darüber? Diese Frage stellt Joker. Er selbst fährt jedes Mal aufs Neue verblüfft zusammen, wenn dieses kleine Wunder geschieht. Er ertappt sich dabei wie bei einem Stück Hokusfokus, das er vollbracht hat. So feiert er den Morgen der Schöpfung. So begrüßt er die Schöpfung des Morgens.«

Ich hatte mich schon oft gefragt, wer dieser Joker sein mochte, und jetzt wurde eine Art Erklärung geliefert, denn Jose sagte:

»Joker bewegt sich in Primatengestalt zwischen den Zuckerelfen. Er schaut zwei fremde Hände an, fährt mit einer Hand über eine unbekannte Wange, fasst sich an die Stirn und weiß, dahinter spukt das Rätsel des Ich, das Plasma der Seele, das Gelee der Erkenntnis. Näher gelangt er an den Kern der Dinge nicht heran. Er stellt sich vor, er müsse ein transplantiertes Gehirn sein. Also ist er nicht mehr er selbst.«

Oder ein biochemischer Engel, dachte ich, und damit ein Vertreter der Ewigkeit, der so neugierig darauf war, wie das Leben im Reich des Fleisches gurgelt, dass

er in seinem Übermut vergessen hat, seinen Rückzug zu sichern. Es ist nicht nur für einen Primaten gefährlich, sich wächserne Flügel umzuschnallen und daraus die übereilte Folgerung zu ziehen, er könne wie ein Engel zum Himmel fliegen.

Das Gegenteil wäre mindestens ebenso dummdreist. Es wäre blödsinnig von einem Engel, zu glauben, er könne das Leben der Primaten teilen, ohne seinen Status als Engel einzubüßen. Der Engel hat doch unendlich viel mehr zu verlieren als der Primat, obwohl beide in gewisser Hinsicht denselben Verlust erleiden, nämlich den ihrer selbst. Der Unterschied ist nur, dass der Engel davon ausgegangen ist, seine ewige Existenz würde niemals ein Ende nehmen.

Vielleicht hatten sie mich gesehen und deshalb aus ihrem kleinen Picknickkorb philosophischer Brocken zitiert. Dann wäre es aber dumm von mir gewesen, mich zurückzuziehen. Aber ich weiß nicht genau, ob ich solche Überlegungen angestellt habe, ich weiß nur noch, dass ich auf dem Weg stand, mir eine Hand an die Stirn hielt und mich zu erkennen gab, als mir einfiel, dass ich natürlich kein Wort von ihren Reden verstanden hatte.

»Ist hier noch Platz für einen Einwanderer?«, fragte ich. »Ich habe sogar fünf Dollar für das Visum zu diesem Paradies bezahlt.«

Sie lachten und stiegen aus dem Becken, während ich mir demonstrativ die Augen zuhielt. Das heißt, für einige Sekunden wollte es der Zufall, dass zwei Finger einen oder zwei Millimeter auseinander klafften, gerade weit genug, um einen Blick auf die beiden nackten Körper zu werfen, ehe Jose sich eine schwarze Leinenhose und Ana ein rotes Sommerkleid überstreiften.

Kaum hatte ich Ana im Evaskostüm gesehen, ging mir etwas auf. Nur ihr Kopf war mir bereits vertraut, das Evaskostüm sah ich hier zum ersten Mal - allerdings stand es ihr hervorragend. Aber es war doch wohl unmöglich, einen Kopf von einem Leib auf den anderen zu versetzen? Von einer Kopftransplantation hatte ich noch nie gehört.

Als sie sich angezogen hatten, setzten wir uns auf eine schattige Bank und aßen Kekse. Dabei wetteiferten wir um das großzügigste Kompliment für dieses Naturreservat und nicht zuletzt für die Bewohner von Bouma, deren Gäste wir ja schließlich waren. Ana griff wieder zum Fotoapparat und ich musste die beiden mehrmals knipsen. Dann machte sie selbst ein paar Fotos, während Jose mich ein weiteres Mal über unterschiedliche Evolutionshypothesen befragte, obwohl ich schon am Vorabend begriffen hatte, dass er für einen Laien auf diesem Gebiet sehr belesen war. Er hatte ohne mit der Wimper zu zucken Fachbegriffe wie Gradualismus und Punktualismus in die Debatte geworfen.

Die beiden waren mit einem Chauffeur verabredet, der bei der Kassenbude auf sie wartete; jetzt war ich an der Reihe, dieses Paradies zu genießen. Nachdem ich ein Bad genommen hatte, wanderte ich weiter zu den übrigen Wasserfällen.

Viele Stunden später stieß ich dann im Palmengarten des Maravu erneut auf Ana und Jose. Auch hier wollte Ana uns fotografieren. Ich erwähne das hier, weil ich das Gefühl hatte, diese Fotografiererei habe etwas ebenso Rituelles wie die mehr oder weniger kryptischen Sätze, die Jose und Ana immer wieder deklamierten.

Ich war allein im Garten, doch dann hörte ich sie plötzlich. Ich bemerkte, dass ich in die Nähe der Hütte von Jose und Ana geraten war, die beiden saßen auf der Veranda. Sie konnten mich eigentlich nicht entdeckt haben, obwohl ich ihnen so nah war, wie sie mir gewesen waren, als ich auf meiner Veranda gesessen hatte, während sie im Palmengarten standen. Ich hätte mich auch diskret zurückgezogen, wenn sie jetzt nicht eine ganze Kaskade ihrer Sentenzen losgelassen hätten.

Jose begann mit der feierliche Rezitation:

»Wer konnte sich über das kosmische Feuerwerk freuen, solange die Bankreihen des Himmelsraumes nur von Eis und Feuer besetzt waren? Wer konnte erraten, dass die

erste kühne Amphibie nicht nur einen kleinen Schritt aufs Ufer kriechen, sondern einen großen Schritt weiter auf dem langen Weg zum stolzen Überblick des Primaten über den Beginn dieses Weges machen würde? Der Applaus für den Urknall setzte erst fünfzehn Milliarden Jahre später ein.«

»Oder sollte das hier zuerst kommen?«, fragte Ana. »Etwas spitzt ein Ohr und reißt die Augen auf: aus den Flammenzungen, aus der schweren Ursuppe, aus den Höhlengängen und nach oben, nach oben über die Horizonte des Steppenlandes.«

»Von mir aus. Aber vielleicht sollten wir von der >bleischweren< Ursuppe reden?«

»Warum? Eine Suppe ist doch niemals bleischwer.«

»Ich meine, dass sie bildlich gesprochen schwer war. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein lebendes Wesen eines Tages plötzlich an Land kriechen würde, war doch minimal.«

»Stört das den Rhythmus denn nicht?«

»Im Gegenteil. >Aus der bleischweren Ursuppe ... <«

»Na, warten wir ab.«

Jetzt war Jose wieder an der Reihe. Er dachte eine Weile nach, dann sagte er:

»Wie ein verhexter Nebel erhebt sich der Augenblick, durch den Nebel, aus dem Nebel. Der gefeierte Halbbruder des Neandertalers fasst sich an die Stirn und weiß, dass hinter dem Stirnknochen des Primaten die weiche Gehirnmasse schwimmt, der Autopilot der Entwicklungsreise, der Prallsack des Proteinfestivals zwischen Ding und Gedanke.«

Ana dagegen brauchte sich diesmal ihre Worte nicht zu überlegen, die waren schon in die Dramaturgie des Ritus eingebunden:

»Der Durchbruch geschieht in der zerebralen Zirkusmanege der Tetrapoden. Hier wird von den letzten Triumphen der Sippe berichtet. In den Synapsen des warmblütigen Wirbeltiers knallen die ersten Champagnerkorken. Postmoderne Primaten erreichen am Ende den großen Überblick. Und verzweifeln nicht: Das Universum sieht sich selbst in Weitwinkel.«

Eine kleine Pause folgte. Ich hielt die Vorlesung schon für beendet, denn Jose entkorkte jetzt eine Flasche Wein. Doch dann sagte er:

»Das Wirbeltier schaut sich unvermittelt um und sieht im retrospektiven Spiegelbild der Lichtjahresnacht den rätselhaften Schwanz der Sippe. Erst jetzt hat der geheimnisvolle Weg sein Ziel erreicht und das Ziel war das Bewusstsein um den langen Weg zum Ziel. Wir können nur in die Hände klatschen, Extremitäten, die wir dem Konto für den Erbschatz der Sippe gutschreibenkönnen.«

>>Im retrospektiven Spiegelbild der Lichtjahresnacht<<,

wiederholte Ana. »Ist das nicht ein wenig zu schwerfällig?«

»Aber ins Universum hinausschauen ist dasselbe wie in der Geschichte des Universums zurückschauen.«

»Wir können ja noch darauf zurückkommen. Vielleicht nehmen wir das hier: >Von Fischen und Kriechtieren und kleinen zuckersüßen Spitzmäusen hat der fescbe Primat zwei kleidsame Augen mit Tiefensicht geerbt. Die fernen Erben des Quastenflossers studieren die Flucht der Galaxien durch den Himmelsraum und wissen, dass sie einige Milliarden Jahre gebraucht haben, um den Blick zu justieren. Die Linsen sind aus Makromolekülen geschliffen. Der Blick wird von hyperintegrierten Proteinen und Aminosäuren fokussiert.<«

Dann war wieder Jose an der Reihe:

»In den Äpfeln des Auges kollidieren Sicht und Einsicht, Schöpfung und Gedanke. Die Janusfrüchte des Sehens sind eine magische Schwingtür, wo der erschaffende Geist sich selber im Erschaffenen begegnet. Das Auge, das ins Universum schaut, ist das Auge des Universums selbst.«

Danach schwiegen sie einige Sekunden. Dann fragte er:

»Kreuz oder Karo?«

»Karo! Das ist doch klar.«

Zwei Gläser wurden gefüllt, und ich blieb noch eine Stunde stehen, doch als nichts mehr kam, zog ich mich so lautlos wie möglich zurück.

Ich war schockiert, hatte aber auch Antworten auf viele Fragen erhalten, denn jetzt war mir klar, dass Ana und Jose ihre seltsamen Sentenzen auf ihrer Veranda zusammenbastelten. Außerdem schienen sie über eine gottbegnadete Frechheit zu verfügen; ich war nämlich davon überzeugt, dass die lange Tirade, die ich gehört hatte, auch etwas zeigte, was ich ohne weiteres als geistige Kleptomanie bezeichnen würde, um nicht zu sagen als geistiges Hackertum, denn es konnte ja wohl kaum ein Zufall sein, dass Anas und Joses philosophische Sentenzen immer größere Ähnlichkeit mit meiner eigenen evolutionsbiologischen Perspektive aufwiesen - nicht nach den Gesprächen des gestrigen Tages und nicht nach meinem kurzen Gespräch mit Jose, das nur wenige Stunden zurücklag. Seit unserer ersten Begegnung hatte er mich immer wieder ausgefragt und mir geradezu meine Überlegungen abgezapft.

Aber andere Fragen waren noch offen. »Karo! Das ist doch klar.« Natürlich Karo, Vera, weder Kreuz noch Pik, nein. Was meinten sie damit? Was konnte das alles mit einem Kartenspiel zu tun haben? Und wer waren »Joker« und die »Zuckerelfen«?

Ich war mir auch nicht sicher, ob diese nachmittägliche Werkstatt als Vorführung für Leute wie mich gedacht war, die vielleicht im Palmengarten herumschlichen. Ich konnte nicht ausschließen, dass sie mich doch gesehen hatten, zum Beispiel in den Minuten, die ich gebraucht hatte, um hinter ihre Hütte zu gelangen. Und dann war da noch Ana. Komm aus der Vergessenheit hervor, Ana.

Ich beschloss, die Initiative zu ergreifen. Zuerst ging ich zu meiner Hütte, nahm mir Papier und Kugelschreiber und setzte mich auf die Bettkante. Ich schrieb: »Je weiter sich Joker der ewigen Auslöschung nähert, umso deutlicher sieht er das Tier, das ihm jeden Morgen im Spiegel begegnet. Er findet keine Versöhnung in dem trostlosen Blick eines trauernden Primaten. Er sieht einen verhexten Fisch, einen verwandelten Frosch, eine missgestaltete Eidechse. Das ist das Ende der Welt, denkt er. Hier nimmt die lange Entwicklungsreise ein jähes Ende.«

Das las ich laut, von der Gardinenstange kam eine Reaktion. Gordon hockte dort.

»Das mit der missgestalteten Eidechse< gefällt mir«, sagte er.

»Warum denn?«

»Es betont gewissermaßen, dass wir die echte Ware sind.«

»Unsinn. Auch du bist ein verhexter Fisch.« »Aber ich bin nicht missgestaltet. Ich habe keine einzige Gehirnwindung zu viel. Ich habe ein Nervensystem, das genau zu mir passt, nicht mehr und nicht weniger.«

»Dann schreibe ich >aufrecht gehende Eidechse<.«

»Ich finde, du solltest bei >missgestaltet< bleiben, und nicht nur wegen der überschüssigen Gehirnwindungen, sondern auch aus Rücksicht auf den Sprachrhythmus. Ganz zu schweigen von der auf die gute Nachbarschaft.«

»Ich habe noch etwas«, sagte ich und sprach beim Schreiben laut mit:

»Joker ist ein Engel in Not. Durch ein fatales Missverständnis hat er sich in einen Körper aus Fleisch und Blut gekleidet. Er wollte nur für einige kosmische Sekunden das Schicksal der Primaten teilen, dann aber hat er die Himmelsleiter heruntergerissen. Wenn ihn jetzt niemand holt, wird die biologische Uhr immer schneller ticken und es wird zu spät sein für eine Rückkehr ins Himmelreich.«

Ich schaute auf.

»Romantisches Gewäsch, wenn du mich fragst.«

»Ich habe dich aber nicht gefragt.«

»Und was ist, wenn es gar keine Ewigkeit gibt?«

»Gerade diese Vorstellung macht mich ja so wütend. Und auch traurig. Ich bin ein trauernder Primat.«

»Aber du behauptest, dass es einen Himmel gibt, den Engel einfach verlassen können, um dann feststellen zu müssen, dass sie so tief im Sumpf der zeitlichen Welt feststecken, dass sie es nicht mehr nach Hause schaffen.«

»Soll ich das mit dazunehmen? >... so tief im Sumpf der zeitlichen Welt feststecken, dass sie es nicht mehr nach Hause schaffend«

»Absolut nicht. Es gibt ja wohl kaum eine andere Welt als diese eine und die findet in Zeit und Raum statt.«

»Das weiß ich!«, schrie ich fast. »Und nur deshalb sagst du das auch. Aber bei dieser Gleichung steht zwischen den Zeilen ein >wie<. Ich bin wie ein gefallener Engel - falls es Engel überhaupt gibt. Du sollst einfach versuchen, dir einen gefallenen Engel vorzustellen, der sich in den Sumpf des Fleisches verirrt hat und dann feststellen muss, dass er einen schicksalhaften und unwiderruflichen Irrtum begangen hat, da er es nicht schafft, wieder in den Himmel hinaufzuklettern. Verstehst du nicht, wie schrecklich das für den Engel sein muss? Er hat es für einen selbstverständlichen Teil der Schöpfungsordnung gehalten, dass seine Existenz niemals ein Ende nehmen wird. Er existiert schon immer und hat fast schon einen Vertrag mit Gott darüber abgeschlossen, dass es von Ewigkeit zu Ewigkeit so bleiben wird. Aber genau hier passiert dann der Fehler, beginnt der Irrtum sich auszuwirken - so wie das ein Fehler in dem alten Garten gewesen war, die Frucht jenes Baumes zu essen -, denn jetzt geht dem Engel so langsam auf, dass er gewaltig an Status verloren hat und zu einem biochemischen Engel reduziert worden ist, also zu einem Menschen, zu einer auf Proteinen basierenden Todesmaschine, auf gleicher Ebene wie Fische und Frösche. Er steht vor dem Spiegel und sieht ein, dass er durch ein schnödes Missverständnis jetzt nicht mehr wert ist als ein Gecko.«

»Wir haben uns nie über unseren ontologischen Status beklagt, wie gesagt.«

»Aber ich beklage mich!«

»Weil du eine Gehirnwindung zu viel hast.«

»Sicher, sicher. Und das hat der Engel nicht. Vielleicht hat er genau denselben Verstand wie ein Mensch, also ausreichend für bestimmte Vorstellungen vom Universum, in dem er sich, im krassen Gegensatz zu den Menschen, bis in alle Ewigkeit aufhalten wird. Das ist der große Unterschied, nur das. Auf diese Weise verfügt der Engel über eine adäquate Erkenntnis, die seinem kosmischen Status

entspricht. Ich selber weiß viel zu viel, da ich hier ja nur eine Stippvisite mache.«

»Ich begreife nicht, warum du über den Verstand der Engel diskutieren willst, wo du gerade erst zugegeben hast, dass du nicht an Engel glaubst.«

Diese Bemerkung ignorierte ich.

»Ich gehöre zur Sippe der Salamander«, sagte ich dann. »Und im Rahmen der Tatsache, dass ich nur für so kurze Zeit hier sein werde, habe ich eine oder zwei Gehirnwindungen zu viel. Ich finde es traurig und provozierend, einsehen zu müssen, wie kurz das Leben ist und wie viel ich zu verlassen im Begriff bin. Das ist nicht gerecht.«

»Dann könntest du die dir bemessene Zeit vielleicht anders nutzen als dich darüber zu ärgern, dass sie so kurz ist.«

»Stell dir vor, du gehst auf eine lange Reise«, sagte ich. »Dabei lernst du nette Leute kennen und die laden dich zu sich ein, nur für eine Stippvisite. Du weißt außerdem, dass du dieses Haus oder auch das Land oder die Stadt nie wieder betreten wirst.«

»Aber du kannst dich doch trotzdem setzen und eine Weile gemütlich plaudern.«

»Natürlich. Aber ich brauche nicht alles über dieses Haus zu wissen. Ich brauche nicht zu wissen, wo Schöpflöffel und Kochtöpfe, Gartenschere und Bettzeug aufbewahrt werden. Ich brauche nicht zu wissen, wie die Kinder in der Schule zurechtkommen oder was die Eltern ein Jahr zuvor den Gästen bei ihrer Silberhochzeit aufgetischt haben. Es kann durchaus nett sein, herumgeführt zu werden, und ich will wirklich die Gastfreundschaft dieser Leute nicht schlecht machen, aber es ist einfach zu viel, bei einem Nachmittagsbesuch das ganze Haus vom Keller bis zum Dachboden inspizieren zu müssen.«

»Genau wie die zwei oder drei Gehirnwindungen.«

Ich ließ mich nicht ablenken und fuhr fort:

»Wenn ich dort einige Monate verbringen wollte, dann sähe die Sache gleich anders aus, denn sicher würde es Spaß machen, diese Familie näher kennen zu lernen, wenn nicht, dann hätte ich ja wohl kaum bei ihnen vorbeigeschaut. Aber ich konnte doch nicht wissen, dass sie so viel Zeit von unserem kurzen Zusammensein damit verbringen würden, sich über ihr perfektes Leben und ihre vollkommene Villa mit Fußbodenheizung und nagelneuem Whirlpool zu verbreiten. Ich muss mein Flugzeug erreichen, bin unterwegs in eine andere Hemisphäre. Ich sitze wie auf Nadeln, denn jetzt muss ich bald los, das Taxi kann jeden Moment da sein und ich werde niemals hierher zurückkehren ... Kannst du wirklich nicht verstehen, worauf ich hinauswill?«

»Immerhin verstehe ich, dass du zu viel verstehst.« »Zu viel, ja, das sage ich ja die ganze Zeit. Fast neunundneunzig Prozent meiner Gene teile ich mit einem Schimpansen - und auch unsere Lebenserwartung ist ungefähr gleich -, aber ich glaube, du hast keine Ahnung, wie viel mehr ich begreife, von dem ich zugleich weiß, dass ich mich davon losreißen muss. Ich habe zum Beispiel einen klaren Eindruck davon, wie unendlich groß dieses Weltall ist und wie es sich aus Galaxien und Galaxienhaufen, aus Spiralarmen und Einzelsternen, aus Weißen Zwergen und Neutronensternen, aus Planeten und Asteroiden zusammensetzt. Ich weiß alles über Sonne und Mond, über die Entwicklung des Lebens auf der Erde, über Pharaonen und chinesische Dynastien, über die Länder und Völker der Erde in ihrem derzeitigen Zustand, ganz zu schweigen vom ganzen Wissen, das ich mir über Blumen und Tiere, Kanäle und Binnenseen, Flüsse und Gebirgspässe angeeignet habe. Ich kann dir ohne nachzudenken viele hundert Städte auf der Welt nennen, ich weiß die Namen fast aller Länder der Welt, ich weiß ungefähr, wie viele Menschen in jedem davon leben. Ich kenne den historischen Hintergrund der

verschiedenen Kulturen, ihre Religion und Mythologie, bis zu einem gewissen Grad die Geschichte ihrer Sprachen, ich weiß viel über etymologische Verbindungen, vor allem innerhalb der indogermanischen Sprachfamilie, ich kann aber auch etliche Vokabeln aus semitischen Sprachen und einzelne chinesische und japanische Wörter aus dem Ärmel schütteln, ganz zu schweigen von den vielen Orts- und Personennamen, mit denen ich mich auskenne. Ich kenne mehrere hundert Menschen persönlich und allein aus meinem kleinen Heimatland könnte ich dir ohne weiteres tausend lebende Landsleute nennen, über die ich etwas weiß; bei einigen von ihnen verfüge ich sogar über ziemlich weitreichende biografische Kenntnisse. Ich brauche mich dabei gar nicht auf Norwegen zu beschränken, wir leben ja schließlich mehr und mehr in einem globalen Dorf, bald wird sich der Marktplatz über die ganze Galaxis ausgebreitet haben. Eine andere Sache ist, dass es auch viele Menschen gibt, die ich wirklich liebe, und man bindet sich ja nicht nur an Menschen, sondern auch an Orte, denk doch nur daran, in wie vielen Gegenden ich mich auskenne wie in meiner Westentasche. Ich sehe sofort, ob jemand einen Busch abgehackt oder einen Stein versetzt hat. Dann kommen die Bücher, nicht zuletzt die vielen Bücher, aus denen ich so viel über Biosphäre und Weltraum gelernt habe, aber auch belletristische Bücher; so gesehen ist mir also auch das Leben vieler fiktiver Menschen vertraut, die teilweise sehr viel für mich bedeutet haben. Auch könnte ich ohne Musik nicht leben, da bin ich fast ein Allesfresser, ich höre alles von Volksmusik und Renaissancemusik bis zu Schönberg und Penderecki. Ich muss aber zugeben, und das hängt gerade mit dem zusammen, was wir hier zu beschreiben versuchen, ich muss also zugeben, dass ich einen besonderen Hang zur romantischen Musik habe, aber dabei dürfen wir nicht vergessen, dass auch Bach und Gluck romantische Musik komponiert haben, von Albinoni ganz zu schweigen, romantische Musik hat es zu allen Zeiten gegeben. Schon Platon hat davor gewarnt, weil er glaubte, ihre Melancholie könne den Staat gefährden, und natürlich, wenn wir zu Puccini und Mahler kommen, dann wird die Musik zu einem direkten Ausdruck für das, was ich dir zu erklären versuchte, nämlich dass das Leben zu kurz und der Mensch so beschaffen ist, dass es viel zu viel gibt, wovon wir uns verabschieden müssen. Vielleicht kennst du Mahlers >Abschied< aus dem >Lied von der Erde<, dann verstehst du sicher, was ich meine. Hoffentlich hast du begriffen, dass ich hier vom Lebewohl spreche, vom Abschied, der in demselben Organ vor sich geht, in dem alles gespeichert ist, von dem ich mich verabschieden muss.«

Ich ging zu meinem Pilotenkoffer, öffnete ihn, nahm die Ginfflasche heraus und setzte sie an den Mund. Das war wirklich kein Grund zur Aufregung, denn es war nur ein kleiner Schluck, außerdem würde es bald Essen geben.

Gordon sagte: »Fängst du jetzt schon an?«

»Ob ich anfangen? Das ist eine Unterstellung, ich trinke einen Schluck, weil ich Durst habe, und du redest von anfangen.«

»Ich dachte nur, deine Trinkgewohnheiten könnten dein Leben schlimmstenfalls noch kürzer machen.«

»Kann schon sein, und ich sehe ja, wie paradox das ist, aber ich rede nicht vom Altwerden, ich rede von der Ewigkeit und da sind ein oder zwei Jahre mehr oder weniger bloß eine nichtige Belanglosigkeit.«

»Zum Glück bleiben mir solche Sorgen um die Ewigkeit erspart.«

»Aber mir nicht!«, sagte ich. Ich schnappte mir das Blatt, das ich vorhin beschrieben hatte, rannte aus der Hütte und knallte die Tür zu.

Mit energischen Schritten ging ich in Richtung der Veranda von Ana und Jose, doch als ich näher kam, wurde ich um einiges langsamer, und als ich an der Veranda vorbeiging, konnte das ganz zufällig wirken. Den Zettel hatte ich zusammengefasst und in die Hosentasche gesteckt.

»Möchtest du ein Glas Wein?«, rief Ana mir zu.

»Ja, bitte.«

Sie holte aus der Hütte einen Stuhl und ein Glas, und nachdem wir uns gesetzt hatten und die Gläser mit Weißwein gefüllt waren, blickte ich nachdenklich in den Palmengarten und murmelte Folgendes vor mich hin, wie einen alten Spruch, der mir nicht aus dem Kopf wollte:

»Je weiter sich Joker der ewigen Auslöschung nähert, umso deutlicher sieht er das Tier, das ihm jeden Morgen im Spiegel begegnet. Er findet keine Versöhnung in dem trostlosen Blick eines trauernden Primaten. Er sieht einen verhexten Fisch, einen verwandelten Frosch, eine missgestaltete Eidechse. Das ist das Ende der Welt, denkt er. Hier nimmt die lange Entwicklungsreise ein jähes Ende.«

Jetzt wurde es auf der Veranda ganz still, so still, dass ich nervös wurde. Ich glaube, Ana und Jose sahen sich kurz an, aber es fiel kein Wort, bis Ana endlich wissen wollte, ob mir der Wein schmeckte.

Ich war davon ausgegangen, dass ich mit irgendeiner Reaktion rechnen konnte, denn das, was ich gesagt hatte, musste doch auch als Antwort auf ihre extravaganten Sentenzen während der letzten Tage gesehen werden. Aber wir redeten eine Viertelstunde lang nur über Fidschi und Gott und die Welt. Ich weiß noch, dass ich die entsetzliche Möglichkeit sah, alles, was ich von Ana und Jose aufgeschnappt hatte, könne theoretisch dieselbe Art Gerede sein wie meine langen Gespräche mit Gordon. Aber dann wäre doch das gesamte Problem auf den Kopf gestellt, denn warum sagten Ana und Jose nichts zu meinem Ausspruch über den verhexten Fisch und den trauernden Primaten? Plötzlich hatten wir die Rollen vertauscht.

Oder war es möglich, dass sie sich ausgehorcht vorkamen, dass es nie ihre Absicht gewesen war, mich verstehen zu lassen, was sie da die ganze Zeit auf sagten? Denn das, was zwei Liebende einander mitteilen, wenn sie zusammen nackt unter einem tropischen Wasserfall baden, soll vielleicht sonst niemand hören und eine Reaktion darauf ist schon gar nicht erwünscht. Ich hatte ansonsten keinen Grund, mich darüber aufzuregen, dass meine Umgebung sich einer mehr oder weniger poetisierenden Umsetzung der gemeinsam diskutierten Themen hingab.

Ich musste ganz sicher sein. Als ich mich für den Wein bedankte, fiel eine Kokosnuss von einer Palme herunter und wieder sagte ich etwas zu mir selbst. Ich sagte es aber so laut, dass sie mich auf jeden Fall hören mussten:

»Joker ist ein Engel in Not. Durch ein fatales Missverständnis hat er sich in einen Körper aus Fleisch und Blut gekleidet. Er wollte nur für einige kosmische Sekunden das Schicksal der Primaten teilen, dann aber hat er die Himmelsleiter heruntergerissen. Wenn ihn jetzt niemand holt, wird die biologische Uhr immer schneller ticken und es wird zu spät sein für eine Rückkehr ins Himmelreich.«

Wieder wurde es ganz still, eine geradezu peinlich berührende Stille, wie es mir vorkam. Kein Wort, Vera, keine Reaktion. Und jetzt kann ich auch gleich verraten, dass nach diesem Nachmittag alles zu Ende war. Nicht ein einziges Mal verlegten Ana und Jose sich danach noch in meiner Anwesenheit aufs Deklamieren. Etwas war tot und das so unwiderruflich, wie der Engel seinen Schlüssel zur Ewigkeit verloren hat.

Wir gingen zusammen in den Palmengarten. Ana nahm ihre Kamera mit und machte wieder Bilder. Auch hier musste ich die beiden fotografieren, zum Beispiel mit dem Plakat, das vor herunterfallenden Nüssen warnte.

Abgesehen von der Sache mit den gefallenen Engeln brachten Köpfe und herunterfallende Kokosnüsse mich auf den Gedanken, wie leicht wir Fotos doch manipulieren können; wir können zum Beispiel gefälschte Nacktaufnahmen ins Internet einspeisen. Aber ich hatte Anas Gesicht auf keinem Foto gesehen. Da war

ich mir ganz sicher, so sicher, dass ich mich fragte, wie ich mir in einer Sache, bei der mir jegliche Erinnerung fehlte, so sicher sein konnte.

* Tropisches Gipfeltreffen *

Als wir zum Essen kamen, waren die Tischchen zu einer großen Tafel zusammengeschoben worden. Am Vorabend hatten sich die Gäste gleich nach dem Essen zueinander gesetzt und ich nahm an, dass die Gastgeber an diesem Abend behilflich sein und uns schon vor der Mahlzeit zusammenbringen wollten. Erst später stellte sich heraus, dass die Initiative zu diesem Gemeinschaftstisch von Mr. Spooke ausgegangen war, denn das Maravu Plantation Resort wollte doch, wie Jochen Kiess es ausdrückte, als Refugium für Individualisten gelten.

Ich kam ein wenig zu früh und trank zusammen mit dem Engländer am Tresen ein Bier. Wir sprachen über Kriechtiere in Ozeanien und vor allem über Hausgeckos, denn auch John teilte sein Zimmer mit mehreren Exemplaren. Ich sagte nichts über die Ginflasche, das sollte ein Geheimnis zwischen unserem Gastgeber und mir bleiben. Ich habe ein wenig über Oslo erzählt und in diesem Zusammenhang fielen natürlich auch ein paar Worte über uns. Ich habe ihm auch erzählt, dass wir bei einem Verkehrsunfall ein Kind verloren haben.

Am frühen Morgen hatte ich bei der Kongressleitung in Salamanca angerufen, um mir bestätigen zu lassen, dass ich als Teilnehmer registriert war. Und ich konnte einfach nicht verschweigen, dass auch du dich angemeldet hattest. Nicht wissen konnte ich, ob du wusstest, dass ich ebenfalls dort auftauchen würde.

John erzählte, dass er vor einigen Jahren seine Frau nach langer Krankheit verloren hatte. Sie hieß Sheila, und ich merkte, wie sehr er an ihr gegangen hatte. Wir waren beide der Meinung, dass das Leben nicht leicht ist. Nach jahrelanger Schreibpause machte der Engländer sich auf Taveni erstmals Notizen für einen neuen Roman. Wir wechselten einige Worte über Kunst und Kultur im Allgemeinen und ich machte den kräftigen Briten mit meiner Vorliebe für spanische Maler, vor allem für die überwältigende Kunstsammlung des Prado, bekannt. Er riss die Augen auf, als sei dies eine wahre Sensation.

Während wir uns unterhielten, fanden sich auch die anderen Gäste ein. Beim Essen saß ich zwischen Laura auf der rechten und Evelyn auf der linken Seite. Links neben Evelyn saß Mark, der sich als Rechtsanwalt herausstellte, zu seiner Linken am Tischende saß Bill. John hatte mir gegenüber Platz genommen, links von ihm - also gegenüber von Laura - saß Mario, rechts neben dem Engländer Ana und neben ihr dann Jose.

Nun will ich versuchen, mich bei der Schilderung dieses Abends auf das Wesentliche zu beschränken, und deshalb gleich zur Sache kommen. Vor dem Nachtschiff tippte John an sein Glas und sagte einige Nettigkeiten über unseren Aufenthaltsort, über die besondere intellektuelle Inspiration, die wir in solchen Tropennächten oft finden können - der Mensch war ursprünglich ja auch ein tropisches Tier -, und darüber, welche Freude es sei, uns alle kennen gelernt zu haben, ob wir nun den langen Weg aus Europa, Amerika oder Australien zurückgelegt hatten. Unsere Gastgeberin im Maravu, Angela Kiess, hatte im übrigen erzählt, dass sich zum ersten Mal seit vielen Monaten dieselben Gäste an zwei aufeinander folgenden Abenden im Restaurant eingefunden hätten, normalerweise reisten immer im Lauf des Tages einige ab oder trafen ein. Außerdem - und das hatte also den Engländer an diesem Abend inspiriert - meinte John, wir, die wir hier saßen, hätten trotz aller zufälligen Unterschiede eine Gemeinsamkeit, ja, einen gemeinsamen Nenner, falls er zu diesem Ausdruck aus der Mathematik greifen dürfe. Kurz gesagt, er habe mit uns allen hier schon einige Worte gewechselt und dabei in Erfahrung gebracht, dass wir samt und sonders ein besonderes Interesse an etwas hätten, das er als das Dilemma des modernen Menschen bezeichnete. Das habe er am Vorabend bemerkt, obwohl unsere Gespräche

sehr viel weniger strukturiert verlaufen seien, als er es sich für diesen Abend erhoffte, denn auch eine lockere Zusammenkunft könne bisweilen einen Diskussionsleiter brauchen. Danach nannte er uns alle beim Namen und versuchte mit einer gewissen Anstrengung uns als eine Art Querschnitt der gesamten Menschheit wirken zu lassen, so wie wir uns hier unter einem mächtigen Sternenhimmel zusammengefunden hatten.

Damit war die Sitzung des Abends eröffnet, die John als »tropisches Gipfeltreffen« bezeichnete. Und er redete dann gleich weiter, offenbar hatte er sich lange über diese Fragen Gedanken gemacht:

»Wenn Menschen einander begegnen, sei es nun auf einer Fachkonferenz oder einer Südseeinsel, gehört es zum guten Ton, dass sie ihren Namen und ihren Wohnort nennen, oft wird auch noch mehr gesagt, jedenfalls dann, wenn die Bekanntschaft einige Tage überdauern soll. Möglicherweise erzählen wir etwas über unsere Familie, unseren Beruf oder das Land oder die Stadt, aus der wir kommen. Der Zufall kann es dabei fügen, dass wir gemeinsame Bekannte, irgendein gemeinsames Interesse oder auch ein gemeinsames Schicksal aufweisen können, zum Beispiel einen übermäßig eifersüchtigen Ehepartner, eine körperliche Behinderung, eine seltene Phobie oder den kürzlich erfolgten Verlust unserer Eltern. Gut.«

Ich blickte mich um: Die meisten sahen aus wie lebendige Fragezeichen. Laura - die an diesem Abend eine schwarze ärmellose Bluse und abgeschnittene Jeans mit langen Fransen trug - legte mir die Hand auf den Arm und flüsterte mir ins Ohr:

»Was für ein Komiker!«

»Gut« sagte der Engländer noch einmal. »Bei solchen Vorstellungsrunden wollen wir fast immer den bestmöglichen Eindruck machen, egal, ob es nun um gesellschaftlichen Status, Finanzlage, Bekanntenkreis oder besondere Leistungen und Fähigkeiten geht. Die Kunst liegt darin, sich nicht nur auf die vorteilhafteste Weise zu präsentieren, sondern das Ganze auch zufällig wirken zu lassen, verdeckt oder gewissermaßen unabsichtlich. Denn der Mensch ist nicht nur ein gesellschaftliches Tier. Er ist vor allem ein eitles Tier, ich nehme an, eitler als jedes andere Wirbeltier. Seht nur, wie toll und tüchtig ich bin, sagen wir. Merk dir, dass ich nicht gerade ein Dutzendmensch bin. Ich habe außerdem zwei erwachsene Söhne, die beide studieren, und eine etwas jüngere Tochter, die Schauspielerin oder Malerin werden möchte. Was du nicht sagst, ja, unsere Tochter hat vor kurzem den Sohn des Oberbürgermeisters von Liverpool geheiratet, der Junge war einfach verrückt nach ihr. Ich möchte außerdem darauf hinweisen, dass ich keinerlei Geldprobleme habe. Doch, genau, derselbe Name wie der Stahlkonzern, den hat mein Urgroßvater gegründet. Natürlich habe ich Derrida gelesen und auf meinem Nachttisch liegt seit einigen Tagen ein Buch von Baudrillard. Kunst, natürlich, immer, bei uns hängt im Schlafzimmer ein Monet, im Wohnzimmer ein Mirö, ansonsten haben wir eben erst über dem offenen Kamin einen barocken Spiegel angebracht...«

Er unterbrach sich und rief:

»Aber gut. Gut!«

Ich blickte mich noch einmal um und da war ich nicht der Einzige, denn noch wusste wohl niemand, worauf John hinauswollte. Das glaubte ich zumindest, aber im Nachhinein habe ich mich gefragt, ob er sich vielleicht mit "•gendjemandem abgesprochen hatte.

»Es ist heiß«, erklärte Bill. »Vielleicht sollten wir ein paar Flaschen Weißwein bestellen? Oder soll ich eine Runde Champagner ausgeben?«

Doch John redete einfach weiter.

»Abgesehen davon, abgesehen von feinen Kleidern und Banketten, von Puder und Krawattennadeln, von Bankkonten und barocken Spiegeln über dem Kamin - also

abgesehen von allem, womit wir uns in der Gesellschaft schmücken -, haben wir vielleicht noch zwei oder zehn Jahre oder bestenfalls einige Jahrzehnte auf diesem Planeten zu leben. Und wenn wir uns das überlegen, ja, wenn wir uns das überlegen, dann gibt es ganz allgemein betrachtet auch einige existenzielle Perspektiven, die uns alle angehen, obwohl wir nur sehr selten darüber sprechen. Ich schlage deshalb vor, dass wir heute Abend versuchen, von unseren privaten Interessen und Tätigkeiten abzusehen und uns stattdessen auf etwas konzentrieren, das uns alle angeht.«

Das folgende Wort rutschte mir heraus, sicherlich weil ich in der vergangenen Nacht mit Gordon darüber gesprochen hatte. Ich sagte:

»Das Universum zum Beispiel.«

Das hatte ich aber wohl sehr leise gesagt, denn jetzt fragte John:

»Wie bitte, der Herr?«

»Zum Beispiel das Universum«, sagte ich noch einmal.

»Ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet. Es wurde also vorgeschlagen, dass wir heute Abend versuchen, unser Gespräch auf das Universum zu konzentrieren. Wir wenden uns also von der Parteipolitik ab und ebenso von Linda Tripp und Monica Lewinski, obwohl ich persönlich ja immer noch wissen möchte, ob es sich, zusätzlich zu dem inzwischen in grelles Licht gerückten Umfang des Skandals, um etwas so Obszönes gehandelt haben kann wie eine Havanna-Zigarre - aber das reicht jetzt, das reicht jetzt wirklich. Denn wir sind doch auch, und damit meine ich jeden und jede Einzelne unter uns, wir sind doch nicht die Produkte einer von Menschen geschaffenen Gesellschaft oder Gemeinschaft. Wir leben außerdem unter einem extrem rätselhaften Himmel voller Sterne und Galaxien und bereits von unseren eigenen Satelliten aus ist es unmöglich, eine verbotene kubanische Zigarre von einer harmlosen brasilianischen zu unterscheiden.«

Ich spürte, wie am Tisch eine gewisse Nervosität aufkam. Ana und Jose dagegen waren voll dabei - falls sie nicht Mitglieder des Planungskomitees waren. Jetzt stieg Laura in das Thema ein, obwohl sie John noch vor wenigen Minuten als Komiker bezeichnet hatte. Mark und Mario dagegen beteiligten sich wohl nur widerwillig an diesem Gesellschaftsspiel und Evelyn, die übrigens in Seattle Pharmazie studierte, sagte ganz offen, sie habe keine Ahnung von Astronomie und könne deshalb auch gleich gehen. Bill kam mir völlig unbeteiligt vor, noch während John sprach, winkte er dem Mann mit der Blume hinter dem linken Ohr und gab irgendeine Bestellung auf. Ich selber gab mich einfach der Situation und der Tatsache hin, dass das Maravu Plantation Resort nicht nur ein Refugium für Individualisten zu sein schien, sondern auch eins für die ganz großen Fragen.

John versuchte zuerst, die Versammlung mit der Frage aufzuwärmen, wie viele von uns glaubten, dass es auf anderen Planeten im Universum Leben geben könne. Da Evelyn zu dieser Frage überhaupt keine Ansicht vorbringen konnte, teilten die Anwesenden sich in zwei gleich große Fraktionen und John war zum ersten zusammenfassenden Bericht dieses Abends bereit. Er sagte:

»Verblüffend. Ich muss überhaupt zugeben, dass ich

von der Urteilskraft dieser Versammlung beeindruckt bin.

genn ich habe eine ungeheuer grundlegende Frage über

die Beschaffenheit dieses Universums gestellt und kann

schon nach wenigen Minuten feststellen, dass ich auf die von mir gestellte Frage vier absolut korrekte Antworten bekommen habe. Wenngleich vier Antworten auch restlos verkehrt sind.«

»Hast du vielleicht die Wahrheit für dich gepachtet?«, warf Mario ein.

Der Moderator ging nicht auf ihn ein und sagte:

»Denn entweder gibt es Leben im Universum - oder nicht. Tertium non datur. Bei der bloßen Vorstellung, dass es dort draußen von Leben nur so wimmelt, kann es uns natürlich ein wenig schwindlig werden. Aber möglicherweise gibt es nur auf unserem Planeten Leben, was die Sache für uns nicht sehr viel leichter macht, denn auch bei dieser Vorstellung werden wir vielleicht ganz wirr im Kopf. Bisher wissen wir, dass vier von den Anwesenden auf die von uns gestellte Frage eine richtige und präzise Antwort gegeben haben. Mit anderen Worten: Die Antworten auf die großen Fragen müssen nicht zwangsläufig so kompliziert sein.«

»Du hast uns aber noch nicht verraten, wer von uns richtig geantwortet hat«, sagte Mario vorwurfsvoll.

»Das spielt auch keine Rolle«, sagte der Engländer. »Mir reicht es, dass hier an diesem Tisch nicht weniger als vier Menschen eine absolut korrekte Antwort auf die Frage gegeben haben, ob es dort draußen Leben gibt.«

Jetzt machte ich eine auf peinliche Weise übereilte Bemerkung.

»Natürlich gibt es da draußen Leben«, sagte ich. »Im Universum gibt es vielleicht hundert Milliarden Galaxien, und jede einzelne davon weist hundert Milliarden Sterne auf. Es wäre doch eine absolut wahnwitzige Platzvergeudung, wenn wir ganz allein sein sollten.«

»Ein interessanter Standpunkt«, meinte Jose.

»Ach?«

»Gestern Abend hättest du doch fast geschworen, dass hinter den Abläufen in der Natur keinerlei Absicht steckt.«

»Das meine ich noch immer«, beteuerte ich.

Er wehrte brüsk ab:

»Und heute wäre es eine absolut wahnwitzige Platzvergeudung, wenn wir ganz allein wären ...«

Ich nickte, ich hatte meine Inkonsequenz nicht bedacht. Aber dann fiel das Urteil, Vera, denn jetzt hatte er mich:

»Dann kannst du uns vielleicht erzählen, wer hier Platz vergeudet oder auch nicht?«

Ich musste einfach zu Kreuze kriechen und zugeben, dass er mich bei einer widersprüchlichen Aussage erwischt hatte. Gleichzeitig ging mir auf, dass die Ersten, die zu diesem Platzvergeudungsargument gegriffen haben, um zu begründen, warum das Universum von Leben nur so brodeln muss, oft auch aufs Hartnäckigste die Möglichkeit abstreiten, dass die Abläufe innerhalb der Natur einem tieferen Sinn folgen könnten. Doch wenn es wirklich nur ein irrwitziger Zufall sein sollte, dass auf der Erde Leben entstanden ist, dann wirkt es doch noch mehr an den Haaren herbeigezogen, wenn wir diesen irrwitzigen Zufall zum kosmischen Prinzip erheben wollen.

John wandte sich jetzt einer Reihe von weiteren kosmologischen Themen zu und stellte dabei immer neue Fragen, über die bei den Anwesenden zwei unterschiedliche Meinungen herrschten. Er wollte wissen, ob die kosmische Energie immer schon existiert habe oder nicht, und wenn wir das nicht glaubten, dann sollten wir uns zu der Frage äußern, ob sie von selber oder durch irgendeine Art von innerem oder äußerem Schöpfungsakt entstanden sei. Er wollte

wissen, ob das Universum sich weiterhin ausdehnen werde oder ob im Universum Masse genug vorhanden sei, sodass es sich wieder zusammenziehen werde und so einen Urknall nach dem anderen hervorbringen könne, durch den immer neue Universen entstünden. Er fragte, ob es ein transzendentes Bewusstsein gibt oder ob das physische Universum das einzige ist, was überhaupt existiert. Natürlich wollte er auch von uns wissen, ob der Mensch eine Seele hat, die auf irgendeine Weise den Tod des Gehirns überlebt, oder ob alles in der Natur gleichermaßen vergänglich ist. Gibt es eine Form von übersinnlichen Phänomenen, fragte er, oder können wir alle so genannten übersinnlichen Phänomene als pure Erfindung und Spinnerei bezeichnen, als letzten Rest eines mythischen und zugleich animistischen Weltbildes, der den modernen Menschen noch verblieben ist?

Die ganze Zeit machte er immer wieder darauf aufmerksam, dass wir hier zwei völlig entgegengesetzten Auffassungen anhängen, und jedes Mal wies er sorgsam darauf hin, dass immerhin einige von uns die von ihm gestellten Fragen korrekt beantwortet hatten, denn nicht ein einziges Mal konnten sämtliche Anwesenden sich auf einen Standpunkt einigen.

»Entweder - oder«, fauchte John Spooke fast in seinem klangvollen Oxford-Englisch, ehe er seine ontologischen Gleichungen eine nach der anderen mit der lateinischen Beschwörungsformel *tertium non datur* besiegelte.

Der Mann mit der Blume hinter dem linken Ohr hatte inzwischen Bills Bestellung erledigt und zwei Champagnerflaschen auf den Tisch gestellt, was das Gespräch in eine ganz neue Richtung lenkte. John wollte eine neue Vorstellungsrunde in die Wege leiten, bei der jeder von uns kurz seine Weltanschauung vorstellen sollte. Das fanden alle spannend, selbst Evelyn war jetzt dabei.

Jose ergriff als Erster das Wort und nutzte die Gelegenheit, um sich für etwas auszusprechen, das ich als anthropozentrisches Weltbild bezeichnen würde. Er meinte ganz einfach, das Universum könne kaum kleiner sein als es nun einmal ist - und es könne auch nicht von sehr viel anderer Beschaffenheit sein -, um einen Menschen hervorzubringen. Seine Schlussfolgerungen waren immer wieder um einiges höher angelegt als seine Argumente, doch er erinnerte daran, dass das menschliche Gehirn vielleicht das allerkomplexeste System im ganzen Universum und im Grund sehr viel schwerer zu verstehen ist als Neutronensterne und Schwarze Löcher. Das Gehirn bestehe außerdem aus Atomen, die vor endloser Zeit von längst ausgebrannten Sternen ausgebrütet worden waren. Wenn das Universum nicht so groß wäre, hätte es keine Sterne und Planeten produzieren können, und dann wäre niemals auch nur ein Mikroorganismus entstanden. Sogar ein »dummer« Planet wie der Jupiter sei unverzichtbar dafür, dass wir hier sitzen und uns so vernünftig miteinander unterhalten könnten. Ohne das enorme Gravitationsfeld dieses Planetenriesen würde die Erde ununterbrochen von Meteoriten und Asteroiden bombardiert, doch Vater Jovis fungiere wie ein Staubsauger für Chaoskräfte, die es ansonsten für den Planeten Tellus unmöglich machen würden, eine Biosphäre und damit zu guter Letzt das menschliche Bewusstsein zu entwickeln. Er sprach auf eine Weise, die mich daran erinnerte, wie die Häuptlinge in der alten Fidschi-Gesellschaft sich Mückenmänner gehalten hatten. Wenn die Erde der Häuptling und die Meteoriten der Mückenschwarm waren, dann spielte der Jupiter die Rolle des Mückenmanns. Und es ließ sich ja auch nicht leugnen, dass der Jupiter sich im Lauf der Jahre einige arge Mückenstiche zugezogen hat, von denen einer, das meinte zumindest Jose, schon ausgereicht hätte, um das Leben auf der Erde fast vollständig auszulöschen.

»Gebt mir einen lebenden Planeten!«, rief er zum Schluss. »Und die Erde kann sich vielleicht als der Einzige herausstellen, wenn es keine Instanz zur Vermeidung von Platzverschwendung gibt. Obwohl wir uns auch vorstellen können, dass die Masse des Universums gerade ausreicht, um ein Bewusstsein zu entwickeln, das solche Theorien hervorbringen kann. Es dauert außerdem seine Zeit, etwas so Kompliziertes zu entwickeln wie das menschliche Gehirn, das lässt sich jedenfalls nicht innerhalb von sieben Tagen schaffen. Der Applaus für den Urknall setzte erst fünfzehn Milliarden Jahre später ein.«

Bill vertrat die Ansicht, es sei nur eine Frage der Zeit, bis die Wissenschaft alle Geheimnisse des Universums und der Materie durchschaut habe. Mark wies darauf hin, dass die Grundlagenforschung im steigenden Maß von multinationalen Gesellschaften beeinflusst werden wird, während Evelyns Glaube an Jesus als Erlöser der Menschheit und des Universums nicht zu erschüttern war.

Dann war Laura an der Reihe. Sie sagte ganz offen, dass sie ein Großteil ihrer Lebensanschauung der indischen Philosophie verdanke, vor allem einer der sechs orthodoxen Schulen, die den Namen vedanta trägt, genauer gesagt kevaladvaita, ein Begriff, den der zu Beginn des neunten Jahrhunderts in Indien lebende Philosoph Shankara geprägt hat. »Kevaladvaita« bedeute »absoluter NichtDualismus«, erklärte Laura. Sie sagte, es gebe nur eine Wirklichkeit, der in Indien der Name brahman oder mahatman gegeben worden sei, was »Weltseele« oder vielmehr »große Seele« bedeutet. Brahman sei ewig, unteilbar und immateriell. Auf diese Weise fände jede von Johns Fragen ihre Antwort und nur eine Antwort, denn brahman sei die Antwort auf alle seine Fragen.

»Ach, du meine Güte, Laura«, seufzte Bill, der zuvor einen fast naiven Wissenschaftsoptimismus vertreten hatte.

Aber Laura ließ sich davon nicht beeindrucken. Sie behauptete, jegliche Vielfalt sei nur ein Trug. Wenn wir jeden Tag die Welt als vielfältig erleben, dann beruhe das auf Blendwerk, auf dem, was in Indien viele Jahrtausende hindurch maya genannt worden sei. Denn nicht die äußerliche, sichtbare oder materielle Welt sei die wirkliche. Sie sei nur eine traumähnliche Illusion, zwar real genug für die, die darin gefangen seien, doch für weise Menschen sei nur brahman oder die Weltseele wirklich. Die Seele des Menschen sei identisch mit brahman, fügte sie hinzu, und erst, wenn wir das einsähen, könnten wir uns von der Illusion der äußeren Wirklichkeit befreien. Dann werde die Seele zu brahman, was sie ohne ihr eigenes Wissen ja schon die ganze Zeit gewesen sei.

»Jetzt hat sie's uns aber allen gegeben«, kommentierte John. »Die äußere Welt gibt es nicht und jegliche Vielfalt ist Lug und Trug.«

Laura ließ sich davon nicht beeindrucken. Sie strich sich über die dunklen Zöpfe, lächelte die Tischrunde schelmisch an und erklärte:

»Wenn wir träumen, glauben wir, eine vielfältige Wirklichkeit zu erleben und uns in der äußeren Welt zu befinden. Doch alles in der Zauberwelt des Traumes ist von unserer eigenen Seele erschaffen worden, ja, es ist unsere eigene Seele und sonst gar nichts. Das Problem ist nur, dass uns das erst beim Erwachen aufgeht, und dann gibt es den Traum nicht mehr. Er hat alle falschen Masken abgenommen und zeigt sich als das, was er die ganze Zeit gewesen ist, nämlich wir selbst.«

»Diese Theorie war mir bisher nicht bekannt«, musste der Moderator zugeben.
»Aber sie hat etwas und ist radikal zugleich. Und es ist fast unmöglich, einen Gegenbeweis anzutreten ...«

Er dachte kurz nach, dann fragte er:

»Aber hast du wirklich >Maya< gesagt?«

Sie nickte, und jetzt warf der Engländer einen Blick auf die zu seiner Rechten sitzende Ana. Mir fiel auf, dass sie die Augen niederschlug, während Jose ihr den Arm um die Schulter legte und sie enger an sich zog.

»Wir glauben, dass hier neun Seelen um diesen Tisch sitzen«, sagte Laura. »Und das beruht auf maya. In Wirklichkeit sind wir Facetten ein und derselben Seele. Die maya-Illusion lässt uns nur glauben, dass die anderen etwas anderes seien als wir. Deshalb brauchen wir keine Angst vor dem Sterben zu haben. Nichts kann wirklich sterben. Das Einzige, was bei unserem Tod verschwindet, ist die Illusion, vom Rest der Welt getrennt zu sein - so wie wir glauben, unsere Träume seien von unserer Seele getrennt.«

John bedankte sich bei Laura für diesen Beitrag und nun war Mario an der Reihe.

»Ich bin katholisch«, sagte er nur und gab durch eine resignierte Handbewegung zu verstehen, dass er dem nichts hinzuzufügen habe.

Doch der Engländer ließ ihn nicht so billig davonkommen und schließlich sagte der einsame Seemann:

»Ihr redet so laut über alles, was ihr seht, aber in Wirklichkeit seid ihr auf beiden Augen blind. Ihr seht alle Sterne und Galaxien, sagt ihr, ihr seht die Entwicklung des Lebens auf der Erde, und ihr behauptet, den eigentlichen Erbstoff zu sehen. Ihr seht, dass aus dem Chaos Ordnung entsteht, und ihr brüstet euch sogar damit, dass ihr bis zum eigentlichen Schöpfungs Augenblick zurücksehen könnt. Und dann folgert ihr daraus, ihr hättet damit die Existenz Gottes widerlegt. Bravo!«

Als er verstummte, versuchte John, ihn wieder zum Reden zu bringen. Nach einer Weile sagte er:

»Jetzt waren wir fast überall und wir haben nicht einmal den Ärmelzipfel irgendeiner Gottheit gesehen. Kein Gott hat uns auf dem Mount Everest erwartet. Auf dem Mond war auch kein Tisch gedeckt. Wir haben nicht einmal Funkkontakt zum Heiligen Geist aufnehmen können. Aber wenn wir Verstecken spielen, dann auch wirklich. Ich meine: Wer hat denn hier das naive Weltbild? Die Theologen? Oder die Reduktionisten?«

Als Evelyn kurz applaudiert hatte, sprach er weiter und bald hatte er sich heiß geredet. Er erzählte, dass er in jungen Jahren Physiklehrer gewesen sei und sich durch Zeitschriften und Fachliteratur auf dem Laufenden halte. Dann fügte er hinzu:

»Die Biosphäre haben wir schon längst durchschaut. Die besteht nur aus Makromolekülen, aus Proteinen, und nicht einmal das, eigentlich ist sie nur ein Cocktail aus Aminosäuren. Und im Weltraum ist die Lage genauso jämmerlich. Ein großer Knall hat alles in die Wege geleitet. Das hat so gar nichts Geheimnisvolles, ebenso wenig wie die Rotverschiebung, die kosmische Hintergrundstrahlung, die Raumkrümmung oder was auch immer. Das nennt sich Physik, oder theoretische Physik. Bleibt also nur noch das Bewusstsein, aber im Grund ist das auch nicht aufsehenerregender als die übrige Schöpfung. Es ist einfach nur aus Atomen und Molekülen zusammengeflickt wie der ganze Rest. So ist das, ja. Also kann die Philosophie erst einmal einen langen Urlaub antreten. Es sind nämlich keine ungelösten Rätsel mehr übrig. Oder sollte die Wissenschaft sich vielleicht eine Pause gönnen? Vielleicht ist es ja die Wissenschaft, die hier auf dem letzten Loch pfeift. Das Einzige, was uns noch quält - und wenn ich >uns< sage, dann muss ich hinzufügen, dass wir eine klare Minderheit bilden -, das ist die Welt selbst. Aber gebt uns ein paar ausgefeilte Argumente, dann werden wir auch die ins Wanken bringen. Bis auf weiteres steht sie allerdings wie angewachsen.«

Evelyn applaudierte wieder, Jose und Bill nickten.

Nach Mario war John an der Reihe. Er sagte:

»Ich habe ja schon meine Überzeugung dargelegt, dass es auf viele der großen Fragen, die wir stellen, einfache Antworten gibt. Nur ist es nicht leicht, sich zwischen diesen Antworten zu entscheiden. Ich habe außerdem anzudeuten versucht, dass sich kosmologische Fragen vielleicht eher für ein Gesellschaftsspiel eignen als für die wissenschaftliche Analyse. Die Wissenschaft hat uns Evolutionstheorie, Relativitätstheorie, Quantenphysik und nicht zuletzt die betörende Theorie vom Urknall geschenkt. Nun gut! Das ist alles hervorragend. Die Frage ist jedoch, ob die Naturwissenschaft nicht langsam das Ende ihrer Reise erreicht. Wir werden zwar bald das menschliche Genom - mit seinen

Hunderttausenden von Genen - analysiert haben, aber viel schlauer werden wir danach auch nicht sein. Die von uns gezeichnete Genom-Karte wird sicher die Biotechnologie stärken und vielleicht zur Heilung einer ganzen Anzahl von Krankheiten beitragen, doch sie wird uns wohl kaum erklären können, was Bewusstsein ist oder warum es ein Bewusstsein gibt. Und so könnten wir einfach weitermachen. Ob es in einer einige hundert Millionen Lichtjahre von uns entfernten Galaxis nun Leben gibt oder nicht, die Entfernung ist so groß, dass wir das nie erfahren werden. Und obwohl wir immer wieder an unserem Wissen um die Entwicklung des Universums herumfeilen, werden wir niemals eine wissenschaftliche Erklärung dafür geben können, was das Universum ist. Doch lässt mich ein Bild von Laura aufnehmen, die die äußere Welt mit einem Traum verglichen hat. Das kann nämlich eine wirklich glänzende Allegorie sein. Wenn die Welt ein Traum ist, dann versucht die Wissenschaft, den Stoff zu ergründen, aus dem die Träume sind. Sie versucht, die Entfernung vom einen Ende des Traums zum anderen zu messen, aber alle stimmen außerdem überein, dass Zeit und Raum zusammenbrechen, wenn wir nur über den äußersten Rand des Universums hinwegschauen oder wenn wir auf den Urknall zurückblicken, obwohl das zwei Seiten derselben Medaille sind. Denn je weiter wir ins Universum hinausschauen, um so länger schauen wir ja auch zurück in die Geschichte des Universums. Wir versuchen also, uns so gut wie möglich im Traum zu orientieren. Und warum auch nicht, was sollte dagegen schon einzuwenden sein? Doch aus dem Traum heraus kommen wir nicht. Wir werden ihn nie von außen sehen. Wir stoßen mit dem Kopf gegen die Außengrenze des Traums, so wie ein Autist vielleicht mit dem Kopf immer wieder gegen eine Wand stößt.«

Ich schenkte Champagner in Lauras Glas ein.

»Willst du denn die Möglichkeit abtun, dass wir eines Tages viel mehr von der Welt begreifen, in der wir leben?«, fragte ich dann.

Er schüttelte den Kopf.

»Im Gegenteil. Ich glaube fest an die menschliche Intuition. Aber wenn wir das Rätsel des Universums lösen wollen dann müssen wir vielleicht mental ans Werk gehen und vielleicht ist das Rätsel ja schon längst gelöst. Ich halte es nicht für unwahrscheinlich, dass die Lösung für das Rätsel des Universums bereits in einem alten griechischen, lateinischen oder indischen Schriftstück steht. Und diese Lösung braucht nicht unbedingt kompliziert zu sein, vielleicht reichen dafür zwanzig bis dreißig Wörter. Ich bin auch sicher, dass Lauras maya-Theorie sich auf einige wenige Sätze reduzieren lässt. Heute Abend sind hier ganz präzise Antworten auf eine Reihe von Fragen gegeben worden, für die es nur zwei mögliche Antworten geben kann. Ich glaube nur nicht, dass irgendein wissenschaftliches Messgerät feststellen könnte, welche der gegebenen Antworten zutreffen und welche einfach total daneben liegen. Oder was meinst du, Ana?«

Jetzt war sie an der Reihe. Für einige Sekunden blickte sie in die Tropennacht hinaus. Dann setzte sie sich gerade hin und sagte mit energischer Stimme:

»Es gibt eine Wirklichkeit hinter dieser Wirklichkeit. Wenn ich sterbe, dann sterbe ich nicht. Ihr werdet mich alle für tot halten, aber ich werde nicht tot sein. Wir werden uns bald an einem anderen Ort wieder begegnen.«

Mit diesen Worten war unser Spiel beendet, das Gespräch nahm einen ganz anderen Charakter an. Eine unbehagliche Stimmung hatte sich am Tisch breit gemacht und ich weiß nicht, ob ich als Einziger sah, wie lose eine Träne über die Wange lief, sagte jetzt:

»Ihr glaubt, eine Beerdigung zu besuchen, aber in Wirklichkeit kommt ihr zu einer Geburt.«

Dabei schaute sie mir in die Augen.

»Es gibt etwas, das hinter dem hier liegt«, beharrte sie. »Hier sind wir nur flüchtige Geister auf der Durchreise.«

»Das reicht jetzt«, flüsterte Jose auf Spanisch. »Mehr brauchst du nicht zu sagen.«

Aller Augen hingen derweil an Ana. Und dann, Vera, dann passierte das, warum ich so viel über dieses tropische Gipfeltreffen im Maravu Plantation Resort erzählen musste.

»Wir sind nur flüchtige Geister auf der Durchreise«, wiederholte der Moderator.

Dann tippte er mit dem Finger an Anas Stirn und sagte:

»Und der Name dieses Geistes ist Maya.«

Jose machte eine nervöse Kopfbewegung und legte schützend den Arm um sie. Die letzte Bemerkung missfiel ihm offensichtlich. Vielleicht passte es ihm auch nicht, dass der Engländer es sich erlaubt hatte, Ana zu berühren. Ich fand Joses Reaktion jedenfalls ziemlich unverständlich.

»Jetzt reicht es langsam«, sagte er.

John biss sich auf die Lippe, als ob ihm plötzlich aufging, unüberlegt gehandelt zu haben. Ehe er abermals einen hastigen Blick zu Ana hinüberwarf, sagte er wie zu sich selbst:

»Außerdem dreht es sich hier um ein Meisterwerk.«

Als Antwort zog Jose Ana von ihrem Stuhl hoch.

»Danke«, sagte er. »Das war's.«

Zu Ana sagte er gleich darauf auf Spanisch: »Wir verziehen uns.«

Dann verschwanden die beiden im Palmengarten und ließen sich an diesem Abend nicht mehr sehen, aber es war inzwischen auch schon nach Mitternacht.

Ich glaube, dass es fast eine Minute dauerte, bis jemand wieder etwas sagte. Wir alle zerbrachen uns den Kopf darüber, was sich da zwischen John und Jose abgespielt hatte. Bill schien das Schweigen als Erster unerträglich zu finden.

»Wisst ihr, was ich glaube?«, fragte er mit breitem Lächeln. »Ich glaube, dass es auf diesem Planeten an die sechs Milliarden redselige Menschen gibt, und wir leben hier bestenfalls achtzig oder neunzig Jahre. Ansonsten gibt es viele komische Wörter und Ausdrücke und ungeheuer viel Gefasel.«

Laura erhob sich langsam von ihrem Stuhl und ging einige Schritte durch das Lokal. Auf einem Beistelltisch, den die Kellner beim Servieren benutzt hatten, stand eine Kanne Eiswasser. Die hob sie jetzt hoch und trat damit hinter den Amerikaner. Und dann goss sie ihm den halben Liter Wasser mit Eiswürfeln ganz einfach über den Kopf.

Ohne mit der Wimper zu zucken blieb er mindestens zwei Sekunden lang ganz still sitzen. Dann sprang er auf, packte Lauras linken Arm, drehte sie zu sich um und versetzte ihr eine Ohrfeige.

Bis zu diesem Moment hatte meine Sympathie ihm gegolten, es war außerdem kein heftiger Schlag, sondern eher ein Klaps mit der Handfläche, aber es musste ja wohl eine Grenze geben. Es war klar, dass der Amerikaner jetzt die ganze Versammlung gegen sich aufgebracht hatte, da half nicht einmal mehr ein Blick auf die leeren Veuve-Cli-quot-Flaschen. Laura ging einfach brav an den Tisch zurück und nahm schweigend neben mir Platz.

John bedankte sich für den netten Abend und sagte:

»Morgen brauchen wir vielleicht nicht ganz so weitschweifig zu werden.«

Bill verließ den Tisch, gefolgt von Mark und Evelyn, und ich glaube, das junge Paar aus den USA trat die Flucht an - aus Angst, es könne zu weiterem Handgemenge kommen. Mario hatte sich schon vor Lauras Gießaktion empfohlen.

Ich legte eine Hand an ihre linke Wange.

»Tut's weh?«, fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf.

»Das sah nicht gut aus.«

»Du musst zulassen, dass du dich selber verlierst, Frank«, sagte sie.

»Wie meinst du das?«

»Das, was du verlierst, ist nichts im Vergleich zu dem, was du gewinnst.«

Im Licht der auf dem Tisch stehenden Kerzen blickte ich in ein braunes Auge. Tief unten in dem braunen Farbstoff kämpfte ein schmaler grüner Streifen, der nicht vom Braun verschluckt werden wollte. Ich fragte:

»Und was gewinne ich?«

»Du gewinnst alles, was es gibt.«

»Alles, was es gibt?«, wiederholte ich.

Sie nickte.

»Das, was du verlierst, kommt dir vielleicht groß und wichtig vor. Aber es ist dennoch nur eine verkrampfte Illusion.«

»Das Selbst, meinst du. Das ist nur eine Illusion?«

»Nur das kleine Selbst, Mister. Nur das illusorische Selbst. Außerdem ist es schon so gut wie verloren. Aber du hast noch ein größeres Selbst.«

Ich hörte, wie sich im Dunkeln jemand näherte, und unmittelbar darauf wurde über unseren Köpfen eine ganze Kanne Wasser ausgeleert. Ich halte es nicht für ein Versehen, dass das meiste mich traf, auch wenn wir gerade sehr dicht beieinander saßen. Ehe wir reagieren konnten, war die dunkle Gestalt schon wieder verschwunden.

»Dieser Idiot«, sagte Laura voller Verachtung.

Ich erhob mich und schüttelte den Kopf. Mein Hemd war triefnass. Ebenso Lauras Bluse, es machte mich fast verlegen zu sehen, wie sie an ihrem Körper klebte.

»Dann machen wir jetzt vielleicht auch Feierabend«, sagte ich.

Sie sah mich aus ihrem grünen Auge an. »Bist du dir da sicher?« »Ganz sicher«, sagte ich.

Erst, als wir uns getrennt hatten, ging mir auf, dass ihre Frage wohl eine Einladung gewesen war.

Ich sollte wohl zugeben, dass ich mich an diesem Abend darauf freute, nach Hause zu Gordon zu gehen. Eigentlich war er doch ein Prachtbursche und er hatte vielleicht Recht damit, dass es wenig bringt, sich vor dem Schlafengehen noch schnell mit Gin voll zu kippen.

Er saß auf dem großen Spiegel auf der rechten Seite des Nachttisches. Als ich die Tür hinter mir schloss, hörte ich sofort, wie er von einem Spiegelende zum anderen turnte. Ich konnte natürlich nicht sicher sein, dass es sich wirklich um Gordon handelte, denn bestimmt war er nicht der einzige Gecko im Zimmer, aber ich hatte keine Lust, von vorn anzufangen und mich einem neuen Gecko vorstellen zu müssen. Doch als ich das Licht anknipste, erkannte ich, dass er es war. Ich habe immer schon einen besonderen Blick für die individuelle Prägung jedes Wirbeltiers gehabt und Geckos sind natürlich ebenso individuell wie Menschen, sie sind ebenso einzigartige Individuen wie wir und ich war mir sicher, dass sich die WWF-Abgesandte auf der Insel dieser Ansicht anschließen könnte. Außerdem war Gordon der pure Riesengecko, bestimmt war er der größte Junge in seiner Klasse gewesen.

»Also, ich will jetzt gleich schlafen«, sagte ich. »Das sage ich nur, damit du nicht persönlich beleidigt bist, wenn ich mich nicht die halbe Nacht mit dir unterhalten will.«

Ich hatte meinen Koffer geöffnet und den Verschluss der Ginflasche abgedreht. Jetzt nahm ich einen tiefen Schluck und wollte es auch bei diesem einen Schlaftrunk belassen.

»Das glaube ich, ehrlich gesagt, nicht so recht«, sagte Gordon.

»Ha?«

»Dass du schlafen gehen willst. Ich möchte wetten, dass du noch mehr aus dieser Flasche trinkst.«

»Das habe ich keineswegs vor.«

»Und hattest du einen netten Abend?«

»Darüber will ich jetzt nicht reden. Wenn ich damit anfangen, dann kann ich vielleicht nicht mehr aufhören und dann läuft alles so wie gestern. Du verstehst, was ich meine.«

»Ich wollte ja nur wissen, ob du einen netten Abend gehabt hast.«

»Laura ist Pantheistin«, erzählte ich. »Sie ist eine dermaßen extreme Monistin, dass ich sie schon fast als Vulgärmonistin bezeichnen würde.«

»Eine aufgeweckte Dame also. Die torkelt nicht im Halbschlaf durch die Gegend wie manche andere. Bestimmt putzt sie sich die Zähne auch nicht mit Gin.«

»Sie hat etwas über Maya gesagt. Ich habe davon schon gehört, deshalb brauche ich keine Erklärungen.«

»Maya ist die Weltillusion an sich«, sagte Gordon. »Sie zaubert die bittere Illusion herbei, nur ein armes Ego zu sein, das vom Großen Selbst getrennt ist und nur noch wenige Monate oder Jahre zu leben hat. Außerdem heißt ein mittelamerikanisches Volk so, aber das ist etwas ganz anderes ...«

»Ich habe doch gesagt, dass du mir nichts zu erklären brauchst. Aber Jose hat seltsam reagiert, als der Engländer Anas Stirn angetippt und quasi ihr wahres Ich verraten hat. >Dieser Geist heißt Maya<, sagte er, und dann noch etwas über ein >Meisterwerk<. Das hörte sich seltsam an, sehr seltsam. Auch Ana hat eigenartig reagiert. Sie schien es überhaupt nicht zu mögen, dass er sie so bezeichnet hat.«

»Maya hat manche unter uns mit so festem Griff gepackt, dass das Erwachen wehtun kann. Ungefähr so wie das Erwachen aus einem Albtraum.«

»Unsinn. Du hast doch keine Ahnung, wovon ich rede. Du warst doch gar nicht dabei.«

»Ich bin überall dabei, Frankie. Es gibt nur ein Ich.«

»Würdest du bitte mit diesem Unfug aufhören?«

»Ich bringe nur die allereinfachste und allerselbstverständlichste Aussage des Universums zur Sprache.«

»Und die wäre?«

»Dass es nur eine Welt gibt.«

»Dem kann ich zustimmen. Es gibt nur eine Welt.«

»Und die bist du.«

»Jetzt hör schon auf.«

»Du musst dich von den Fesseln des Selbst befreien, Mister. Kannst du nicht wenigstens versuchen, von deinem eigenen Nabel aufzuschauen - und hinaus, also auf die Natur, die dich umgibt, auf diese einzige zusammenhängende Kaskade von magischer Wirklichkeit?«

»Ich versuch's.«

»Und was siehst du?«

»Ich sehe einen Palmengarten auf der südlichen Halbkugel.«

»Das bist du.«

»Dann sehe ich Ana nackt aus der Gischt des Bouma-Wasserfalls auftauchen.«

»Das bist du.«

»Ich erkenne ihren Kopf, aber nicht ihren Körper.«

»Konzentrier dich jetzt.«

»Ich sehe einen lebenden Planeten.«

»Das bist du.«

»Dann sehe ich ein beängstigendes Universum mit Milliarden Galaxien und Galaxienhaufen.«

»Das alles bist du.«

»Aber wenn ich ins Universum hinausblicke, dann schaue ich auch zurück in die Geschichte des Universums. In Wirklichkeit studiere ich Ereignisse, die bis zu mehreren Jahrmilliarden alt sind. Viele der Sterne, die ich jetzt sehe - und zwar in diesem Moment -, sind schon längst zu roten Riesen oder Supernovae geworden. Einige haben sich auch schon in weiße Zwerge, Neutronensterne oder schwarze Löcher verwandelt.«

»Du schaust zurück in deine eigene Vergangenheit. Und das nennt sich Gedächtnis. Du versuchst dich an etwas zu erinnern, was du vergessen hast. Aber alles zusammen bist du.«

»Ich sehe ein chaotisches System aus Monden und Planeten, aus Asteroiden und Kometen.«

»Alles bist du. Denn es gibt nur eine Wirklichkeit.«

»Aber da stimme ich dir doch zu.«

»Es gibt nur einen Weltstoff, nur eine Materie.«

»Und die bin ich?«

»Die bist du.«

»Dann bin ich nicht gerade ein Winzling.«

»Wenn du das nur endlich einsehen würdest.«

»Richtig, ja. Und warum ist das so verdammt schwer?«

»Weil du dein kleines Selbst nicht hergeben willst. So einfach ist das.«

»Auch einfache Lösungen lassen sich manchmal nur mit großer Mühe durchführen. Selbstmord zu begehen ist zum Beispiel ungeheuer einfach.«

»So primitiv bist du nicht.«

»Primitiv?«

»Selbstmord ist nur unter der Bedingung möglich, dass du ein Ego zu verlieren hast.«

»Das schon, aber es wäre doch paradox, wenn ich aus purer Angst, mehr Zeit zu brauchen, um das herzugeben, was ich umbringe, Selbstmord begehe. Kinder essen manchmal ihre Süßigkeiten in aller Hast, nur aus Angst, andere könnten sie ihnen wegnehmen. Aber darüber haben wir schon gesprochen. Du kannst deinen Schwanz einfach abwerfen, wenn du angegriffen wirst. Ich kann das mit meinen zwei oder drei Gehirnwindungen zu viel nicht tun. Ich kann mich nicht in ein Krankenhaus einweisen und mir die kosmische Angst aus dem Gehirn schneiden lassen.«

»Eine Lösung für dein Problem wäre das auch nicht. Es würde dich einfach ganz weit zurückwerfen und du hättest keine Chance, je wieder zu erwachen. Und ich glaube, dazu brauchst du all deine Gehirnwindungen.«

»Und das sagst gerade du?«

»In gewisser Hinsicht musst du sterben. Dieses kleine Risiko musst du eingehen.«

»Hast du nicht eben erst gesagt, das wäre keine Lösung?«

»Aber du stirbst nur im übertragenen Sinn. Nicht du musst sterben. Was stirbt, ist diese gar zu weitläufige Vorstellung von einem >Ich<.«

»Ich finde deine Verwendung von Pronomen reichlich verwirrend.«

»Kann schon sein. Vielleicht brauchen wir ein neues Pronomen.«

»Hast du einen Vorschlag?«

»Du hast sicher vom so genannten >Pluralis Majestatis< gehört.«

»Natürlich, wenn zum Beispiel ein König oder der Papst sich selbst als >wir< bezeichnet. >Majestätische Mehrzahl<, heißt das wörtlich übersetzt.«

»Ich denke, wir brauchen auch eine >majestätische Einzahl<.«

»Und wozu sollte die gut sein?«

»Wenn du >ich< sagst, klammerst du dich einfach nur an eine Ego-Vorstellung, die falsch ist.«

»Jetzt drehst du dich aber im Kreis.«

»Versuch mal, an diesen ganzen Planeten und noch uazu an das ganze Universum zu denken, von dem dieser Planet einen Teil ausmacht.«

»Na gut.«

»Du denkst an alles, was es gibt.«

»Ich denke an alles, was es gibt.«

»An alle Galaxien, an alles, was vor fünfzehn Milliarden Jahren explodiert ist.«

»An alles zusammen, ja.«

»Dann sagst du >ich<.«

»Ich.«

»War das schwierig?«

»Ein bisschen. Aber es war auch ein bisschen witzig.«

»Du denkst an alles, was es gibt. Dann sagst du laut zu dir selbst: >Das bin ich<.«

»Das bin ich.«

»War das keine Befreiung?«

»Ein bisschen.«

»Weil du dabei das neue Pronomen >Singularis Majestatis< benutzt hast.«

»Nur deshalb?«

»Ich glaube, du bist jetzt auf dem richtigen Weg, Frank.«

»Wieso das? Ich freue mich nur über diese Lektion.«

»Ich glaube, du kannst so werden wie ich. Erlöst, mit anderen Worten, ganz und gar befreit von ontologischen Neurosen.«

»Nein, zum Teufel. Jetzt bist du taktlos.«

Ich öffnete den Pilotenkoffer und nahm einen kräftigen Schluck Gin. Ich wusste, dass Gordon einen spöttischen Kommentar abgeben würde, und schon sagte er:

»Du musst zugeben, dass du dich nicht sehr gut kennst.«

»Aber das führt zu der Frage, mit welchem Inhalt du dieses Pronomen gerade jetzt füllst.«

»Schon vor einer ganzen Weile hast du erklärt, dass du schlafen und auf keinen Fall mehr Schnaps trinken willst.«

»Aber dann hast du zu reden angefangen. Und fast wäre ich dir auf den Leim gegangen. Fast hätte ich mir gewünscht, ein Gecko zu sein.«

»Hörst du, was du da sagst?«

»Ich habe nur gesagt, du hast angefangen zu reden.«

»Ich will wissen, ob du hörst, welches Pronomen du verwendest. Wer hat denn angefangen zu reden?«

Es war schon komisch. Wieder war ich ihm auf den Leim gegangen. Streng genommen hatte ich das Gespräch begonnen.

»Also kennst du dich selber zu schlecht«, sagte er. »Außerdem weißt du nicht, was du willst.«

»Diese kleine Schwäche gebe ich zu«, sagte ich fügsam.

Ich glaubte, mit diesem Zugeständnis kein Risiko einzugehen. Eigentlich brauchte man vor einem Gecko keine Geheimnisse zu haben.

»Aber das ist noch nicht alles.«

»Jetzt red schon.«

»Du sprichst mit dir selbst.«

»Musst du mich daran erinnern?«

»Jetzt drehst du dich im Kreis, Frank. Da rate ich zum sofortigen Abwerfen überzähliger Gehirnwindungen.«

»Halt die Klappe.«

»Du sprichst mit dir selbst.«

»Ha?«

»Und das tut auch der Weltgeist.«

»Was denn?«

»Der Weltgeist spricht mit sich selbst. Schließlich gibt es nur einen Weltgeist.«

»Und wie heißt dieser Geist?«

»So wie du.«

Ich dachte über alles nach, was Gordon da gesagt hatte, dann sagte ich:

»In meinem nächsten Leben möchte ich vielleicht Grammatik studieren. Wie findest du diesen Titel für eine Doktorarbeit: Identität und ontologischer Status. Eine tentative Analyse des nagelneuen Pronomens Singularis Majestatis?«

»Hervorragend, wenn du mich fragst. Denn erst dann wird sich der Wert der Sprachwissenschaft erweisen. Alle anderen Pronomina sind nämlich reines und pures maya.«

»Und Ana ist maya.«

»Sie auch, ja.«

»Denn sie spricht mit sich selbst.«

»Und wer hat zum Beispiel im vierten Jahrhundert vor Christus mit sich selbst geredet?«

Ich sagte: »Zunächst Sokrates und seine Anhänger. Dann Platon und seine Schüler und schließlich Aristoteles und Theophrast - die auf der griechischen Insel Lesbos sicher schwungvolle Gespräche über Halbfingergeckos geführt haben...«

»Glaubst du das?«

»Du willst doch hoffentlich nicht noch behaupten, auch die Geschichte sei nur eine Illusion?«

»Die Geschichte ist der Weltgeist, der mit sich selbst spricht. Das hat er in der Antike auch gemacht, nur war er damals noch nicht richtig wach. Er fing gerade erst mit dem Erwachen an.«

»Sie gingen in Athen über den Marktplatz. Sokrates war ein Mensch aus Fleisch und Blut, ein Mensch, der zum Tod verurteilt wurde, nur weil er die Wahrheit suchte. Seine Freunde umstanden ihn weinend. Kennst du denn gar kein Mitgefühl?«

»Ich habe nicht behauptet, dass der Weltgeist zu jeder Zeit im Einklang mit sich selbst lebt. Ich habe nicht behauptet, dass er immer glücklich ist.«

»Blödes Gewäsch.«

»Dann geh noch weiter zurück. Wer hat sich vor hundert Millionen Jahren auf dem Marktplatz versammelt?«

»Das weißt du nur zu genau. Die Dinosaurier.«

»Kennst du einige von ihnen?«

»Natürlich. Sehr viele sogar.«

»Dann los.«

»Meinst du Art, Gattung oder Familie?«

»Aber nein, ich wollte wissen, ob du ihre Eigennamen kennst.«

»Das war doch in prähistorischer Zeit.«

»Aber das spielt keine Rolle, denn sie waren nur ein vorwärts stürmender Wirbel des Weltgeistes. Das war, ehe die maya-Suche sich wirklich durchgesetzt hatte, ehe diese zwei oder drei Gehirnwindungen zu viel dazukamen und ehe der Mensch der Illusion erlag, dass es ein Ich und ein Du gäbe. Damals war der Weltgeist ganz und ungeteilt und alles war brahman.«

»Die Dinosaurier waren brahman. Aber sie waren nicht von maya verblendet?«

»Das wollte ich damit sagen, ja.«

»Heute sind sie Shell und Texaco. Die namenlosen Tetrapoden sind in den Kreislauf eingetreten, sie sind das schwarze Blut des Weltgeistes. Hast du dir das schon mal überlegt? Hast du schon mal darüber nachgedacht, dass unsere Autos mit dem Blut der Kreidezeit im Tank durch die Gegend düsen?«

»Du bist ein unverbesserlicher Reduktionist. Aber du liegst nicht ganz falsch.«

»Nun sag schon. Ich will dieser Sache jetzt auch auf den Grund kommen.«

»Wenn du vor hundert Millionen Jahren auf diesem Planeten dabei gewesen wärest, dann wärest du - eben wegen dieser überflüssigen Gehirnwindungen - der Illusion erlegen, alle Kriechtiere seien Individuen. Und die Größten hättest du für gewaltige Ego-Bestien gehalten.«

»Ich habe einen scharfen Blick für das Individuelle, ja. Und das mit den Bestien hast du gesagt.«

»Aber heute sind sie zu einem einzigen großen Öllager verschmolzen. Jetzt sind sie Shell und Texaco. Acht Kronen der Liter, mein Herr.«

»Das habe ich doch gesagt.«

»Dir steht genau dasselbe Schicksal bevor. Acht Kronen der Liter.«

»Alles klar. Wenn ich nicht endlich aufwache und etwas anderes erkenne.«

»So ist es.«

»Und mir läuft jetzt langsam die Zeit davon. Ich gehöre nicht hierher. Ich bin ein schon zu sehr Fleisch gewordener Engel in Not.«

Ich ging erneut zu meinem Koffer und sagte:

»Aber morgen ist hoffentlich auch noch ein Tag.«

Ich setzte die Flasche an den Mund und trank ein oder zwei Deziliter. Im Gegensatz zum ersten und zweiten Schluck vorhin empfand ich nicht die Spur eines schlechten Gewissens. Die Perspektiven, die Gordon mir aufgezeichnet hatte, ließen mir keine andere Wahl. Und was war schon ein kleiner Kater am nächsten Morgen im Vergleich zu den Perspektiven, die Millionen und Milliarden Jahre umfassten? Die einzige Fluchtmöglichkeit vor den weitläufigen Perspektiven dieser Nacht lag im Schlaf. Dann würde ein ganz neuer Tag beginnen, mit oder ohne Kater.

Ich rechnete damit, jetzt ordentlich zusammengestaucht zu werden. Aber Gordon sagte nur:

»Ich bin enttäuscht, Frank. Ich meine, du bist enttäuscht. Du bist enttäuscht von dir selbst.«

»Dann sind wir eben ein wenig enttäuscht. Und danach teilen wir die Verantwortung.«

»Ich will einfach schlafen gehen, hast du gesagt. Und dann hast du gesagt, du wolltest nicht mehr trinken.«

»Ja, das stimmt ja alles. Und du hast gesagt, dass du mir das nicht glauben kannst.«

»Trotzdem bin ich enttäuscht.«

»Du hast gut reden. Es ist so verdammt leicht, den Puritaner zu spielen, wenn man selber keinen Hang zu Ausschweifungen und auch keine Möglichkeit dazu hat. Nicht dir ist der Urknall in die Wiege gelegt worden. Nicht du musst mit einem überdimensionalen Neuronenknubbel die Lichtjahre im Universum messen. Nicht du spürst, wie die Entfernungen im Universum sich durch dein Großhirn pressen wie ein Kamel durchs Nadelöhr.«

Ich zog mein Hemd aus und ließ mich ins Bett fallen. Dann sagte ich: »Glaubst du, ich gewinne einen Schatz im Himmel, wenn ich alle Galaxien verkaufe und den Ertrag mit den Armen teile?«

»Das weiß ich nicht«, war die Antwort. »Aber vielleicht ist es für einen postmodernen Primaten ebenso schwer, von der Welt Abschied zu nehmen, wie es damals für einen Rabbi war, sie zu erlösen.«

»Na gut. Und bla, bla ... Ich muss mich jetzt jedenfalls eine Runde aufs Ohr legen.«

»Aber du schläfst niemals ganz ein.«

»Ich glaube doch. Eigentlich wollte ich es mit anderthalb Dezilitern schaffen. Heute Abend aber waren es sicher drei. Das muss einfach reichen.«

»Ich meine, dass ich wach bin, auch wenn du schläfst.«

»Fühl dich nur wie zu Hause.«

»Und dann schläft nicht das ganze Du.«

»Pah.«

»Denn es gibt kein >du< und >ich<. Es gibt nur uns eins.«

»Weck mich zum Frühstück.«

»Wird erledigt, mein Herr. Aber in Wirklichkeit wachst du von selber auf.«

Mit diesen Worten fegte er über den Spiegel, jagte die Wand hoch, und dann hing er genau über meinem Kopfkissen unter der Decke.

»Was soll das denn jetzt?«, fragte ich.

»Sollte ich dich nicht zum Frühstück wecken?«

Ich drehte mich auf die andere Seite und dachte nur, dass es ein langer Tag gewesen sei. Aber die Vorstellung, dass der Weltgeist mir vielleicht auf den Kopf kacken würde, gefiel mir überhaupt nicht.

* Die orangefarbene Taube *

Ich muss zugeben, dass es mir zu schaffen macht, wenn ich meine heiße Diskussion mit Gordon Gecko wieder aufrolle, obwohl ich in gewisser Weise noch immer mit ihm in Kontakt stehe. Auch hier in Madrid hatte ich in einigen späten Nachtstunden das gemischte Vergnügen, mit ihm lange Gespräche zu führen. Das geht uns ja häufiger mit Bekanntschaften so, die uns herausgefordert haben. Sie können sich noch viele Jahre nach der letzten Begegnung wieder zu Wort melden.

Ich habe die ganze Nacht hindurch geschrieben. Nach einigen Stunden Schlaf habe ich dann einen kurzen Spaziergang vorbei am Ritz und durch den Retiro-Park gemacht, ehe ich unten in der Rotunda gefrühstückt habe. Ich brauche mich da nur vor den Schalter einer Imbissbude zu stellen, einige Minuten später werden zwei beidseitig gebratene Spiegeleier, zwei Scheiben Speck und eine Kelle gebackene Bohnen serviert.

An meinem letzten Tag auf Taveuni kam es unter anderem zu einer netten Begegnung mit den Dorfältesten von Somosomo. Ich hatte meine Untersuchungen noch nicht ganz abgeschlossen und wollte wissen, was auf der Insel während der letzten Jahre unternommen worden war, um die alten Lebensräume und damit eine Reihe von

nur hier lebenden Pflanzen- und Tierarten zu bewahren. Ich erfuhr, dass der erste britische Gouverneur auf Fidschi von 1875 bis 1880 der legendäre Sir Arthur Gordon gewesen sei. Vielleicht hatte ich diesen Namen schon einmal gehört, aber ich mochte nicht daran erinnert werden, denn inzwischen wurde »Garden Island« für mich immer mehr zu »Gordon Island«.

Meine kleine Vorliebe für Gordon's Dry Gin dagegen ist, wie du weißt, viel älteren Datums.

Mir war ein wenig schwindlig, als ich in den Dorfladen eine, um ein Vitaminpräparat zu kaufen. Doch plötzlich wusste ich fast nicht mehr ein noch aus, als ich in diesem kleinen Laden, einer winzigen, mit Leuten aus dem Dorf vollgestopften Bude, auf Ana und Jose stieß. Wir verließen den Laden zusammen, und da es unsere letzte Begegnung sein konnte, fasste ich mir ein Herz und setzte zu einer letzten Konfrontation mit dem spanischen Paar an. Es war auffällig, wie wortkarg sie an diesem Nachmittag waren, wahrscheinlich wegen Johns seltsamem Benehmen am Vorabend, doch ich glaubte, keine Wahl zu haben. Am nächsten Vormittag würde ich aufbrechen und Ana und Jose aller Wahrscheinlichkeit nach niemals Wiedersehen.

Vor dem Laden zündete Jose eine Zigarette an und Ana öffnete eine Wasserflasche aus Plastik. Ich deutete das als Einladung zu einem kleinen Plausch, ehe wir uns wieder trennten. Also wollte ich ganz offen sein. Ich blickte in Anas dunkle Augen und fragte wie nebenbei:

»Das hört sich vielleicht komisch an, aber ich habe die ganze Zeit das Gefühl, dir schon einmal begegnet zu sein.«

Jose zog sie sofort an sich, seine Reaktion erinnerte an die des Vorabends. Ana sah ihn an, wie um seine Erlaubnis zu einer Antwort einzuholen.

»Aber du weißt nicht mehr wo?«, fragte sie.

»Ich bin schon häufiger in Spanien gewesen.«

»Spanien hat zweiundfünfzig Provinzen.«

»Also genauso viele Provinzen, wie es Wahlkreise auf Fidschi gibt«, kommentierte ich.

Sie fragte lachend:

»Warst du auf den Kanarischen Inseln?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Vor allem habe ich mich in Madrid aufgehalten. Können wir uns da über den Weg gelaufen sein?«

Für Jose schien dieses kurze Gespräch sich bereits zum Verhör zu entwickeln, denn er sagte:

»In Spanien gibt es viele dunkelhaarige Frauen. So einfach ist das, weißt du, Frank. Und in Madrid ist es nicht anders.«

Ich ließ Anas Blick nicht los. Konnte ich die Andeutung einer Reaktion erkennen? Konnte ich ein leichtes Leuchten der Iris wahrnehmen als mögliche Bestätigung dafür, dass mein Gedächtnis mich doch nicht im Stich gelassen hatte?

Ich sagte: »Wirst du häufiger wieder erkannt?«

Jetzt blickte sie wieder Jose an. Sie schien ihn um die Erlaubnis bitten zu wollen, mich in ein Geheimnis einzuweihen, die er verweigerte, ohne dabei auch

nur einen Muskel zu bewegen. Doch sie lächelte mich freundlich an, als sie antwortete:

»Vielleicht hast du mich ja in Madrid gesehen. Es tut mir Leid, dass ich diese Aufmerksamkeit nicht erwidern kann.«

Das war eine ausweichende, immerhin aber diplomatische Antwort. Sie wusste ganz genau, warum ich gefragt hatte.

Die beiden waren mit dem Auto unterwegs und wollten bis zum Vuna Point auf der Südwestspitze der Insel fahren. Sie boten an, mich bis zum Maravu mitzunehmen, aber ich lehnte dankend ab und sagte, ich wolle die vier Kilometer lieber zu Fuß gehen.

Als das Dorf Niusawa hinter mir lag, sah ich eine sportlich gekleidete Frau mit dunklen Zöpfen und Stoffrucksack. Laura trug ausgebeulte Khakihosen, einen eng sitzenden, langärmligen Pullover und eine Art Tropenhelm. Sie war schmutzig und verschwitzt, aber sie hatte schließlich auch den Des Voeux Peak, Taveunis zweithöchsten Berg, bestiegen, der fast zwölfhundert Meter über dem Meer aufragt. Sie kam mir sehr erschöpft vor. Als ich sie einholte, strahlte sie mich trotzdem an und sagte als Erstes:

»Ich habe sie gesehen.«

Sie trat wie ein Kind von einem Fuß auf den anderen und wirkte wie eine frisch Bekehrte.

»Es ist der pure Wahnwitz«, sagte sie. »Ich habe sie gleich nach Sonnenaufgang oben auf dem Berg gesehen.«

Ich wusste immer noch nicht, was sie meinte, aber sie fuhr fort:

»Ich habe die orangefarbene Taube gesehen.«

»Bist du sicher?«

»Ganz sicher.«

»Auf dem Des Voeux Peak?«

Sie nickte und keuchte fast, als sie sagte:

»Und fotografiert... mit Tele.«

Jetzt wusste ich endlich, wovon sie sprach, und wenn es wirklich stimmte, dann war es eine Sensation, denn die sagemuwobene orangefarbene Taube ist nicht nur sehr selten, ich hatte auch gelesen, dass sie bisher noch nie fotografiert worden sei.

»Dann bist du vielleicht die Allererste«, sagte ich.

»Das weiß ich.«

»Und vielleicht auch die Letzte.«

»Das weiß ich auch.«

»Kannst du mir auf jeden Fall einen Abzug schicken?«, fragte ich neidisch.

Als Antwort reichte sie mir die Hand, was ich als Versprechen wertete. Aber nun musste ich ihr vor meiner Abreise meine Adresse geben und das tue ich auf Reisen nur selten und ungern.

Wir setzten uns wieder in Bewegung.

»Hättest du mich nicht fragen können, ob ich mitkommen wollte?«, fragte ich.

Sie lachte: »Dazu bin ich nicht mehr gekommen, Mister. Du wolltest ja unbedingt in die Falle kriechen.«

Laura erzählte, sie sei in aller Herrgottsfrühe aufgestanden, den Wagen zum Dorf Waririki hatte sie schon am Vortag bestellt. Dann hatte sie eine Stunde vor der Dämmerung die sechs Kilometer lange Klettertour begonnen, ausgerüstet mit Buschmesser und Kopflampe. Sie war einzig und allein auf die Insel gekommen, weil sie die orangefarbene Taube sehen wollte, und damit basta.

Vom Des Voeux Peak hatte sie auf den Tagimoucia-See hinabblicken können, der mitten auf der Insel in einem alten Krater lag. Der See war mehr oder weniger von schwimmender Vegetation bedeckt und nur hier wuchs Fidschis Nationalblume, die so genannte Tagimoucia oder *Medinilla waterhousei*, eine rote Blume mit weißen Blütenblättern. Während wir über die staubige Landstraße wanderten und immer wieder einen Bogen um platt gedrückte Kröten machen mussten, fragte sie:

»Weißt du, wie die Tagimoucia-Blume entstanden ist?«

Ich schüttelte den Kopf und sie erzählte den Mythos von Tagimoucia. Vor langer, langer Zeit lebte auf Taveuni eine Prinzessin. Ihr Vater, der Häuptling, hatte bereits einen Ehemann für sie ausgesucht. Doch die Prinzessin liebte einen anderen. In ihrer Verzweiflung floh sie aus dem Dorf ins Gebirge. Zu Tode erschöpft schlief sie am Ufer des großen Sees ein. Im Schlaf weinte sie bitterlich und ihre Tränen strömten über ihre Wangen und verwandelten sich in schöne rote Blumen. Das waren die ersten Tagimoucia-Blumen, denn tagimoucia bedeutet: im Schlaf weinen.

Ich dachte, sie hätte nur eine niedliche Geschichte erzählt, aber dann sagte sie:

»Ich habe genau dasselbe erlebt.«

»Du hast im Schlaf geweint?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein, eine arrangierte Ehe.«

»Du warst verheiratet?«

Sie nickte kurz.

»Aber es gibt auch noch eine andere Version des Tagimoucia-Mythos.«

Und auch die erzählte sie jetzt: Vor langer, langer Zeit lebte auf Taveuni ein Mädchen, das der Mutter nicht gehorchte und immer spielte, wenn es arbeiten sollte. Die Mutter verlor schließlich die Geduld und schlug die Tochter mit einem Bündel Palmblätter. Sie sagte, ihre Tochter solle sich fortscheren, sie wolle ihr Gesicht nie wieder sehen. Die unglückliche Kleine lief weinend davon, so weit von zu Hause weg, wie sie nur konnte. Tief im Wald fand sie einen in Weinranken gehüllten Ivi-Baum. Sie kletterte an den Ranken hoch, verfang sich aber darin und steckte am Ende vollständig fest. Sie weinte und weinte und die Tränen, die über ihr Gesicht strömten, verwandelten sich in Blut, das auf die Weinranken tropfte und zu wunderschönen Blumen wurde. Nach langer Zeit konnte sie sich befreien und wieder nach Hause zurückkehren und so nahm die Geschichte ein gutes Ende. Aber die Bevölkerung von Taveuni glaubt noch heute, dass die seltene Blume von den Tränen dieses Mädchens stammt.

»Hast du auch das erlebt?«, fragte ich scherzhaft.

Sie nickte ernst und ohne jegliche Andeutung von Ironie.

»Von Weinranken eingefangen zu werden?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Von meiner Mutter abgelehnt zu werden.«

Sie blieb mitten auf dem Weg stehen und drehte sich zu mir um.

»Ich möchte dir etwas anvertrauen, Frank«, sagte sie. »Ja?«

»Ich war kein Wunschkind.«

Gilt das nicht für die Hälfte der Weltbevölkerung?, dachte ich.

Ich konnte aber die kleine Träne, die jetzt im grünen Auge aufgetaucht war, nicht übersehen. Ich trat dicht an Sie heran und drückte ihren Kopf an meine Halsgrube. Wir blieben kurz stehen, dann hob sie den Kopf und sah mir in die Augen. Ich ließ einen Finger über ihre Lippen wandern, und als sie diesen Finger mit ihrer Zunge berührte beugte ich mich über sie und küsste sie. Ich drückte sie an mich und ließ sie erst los, als die Natur mir mitteilte, ich müsse mich anstandshalber losreißen.

Wir gingen über die Landstraße weiter. Jetzt erzählte ich Mythen, die ich auf den ozeanischen Inseln gehört hatte, zum Beispiel zahllose Varianten der Geschichte einer Frau, die keinem Gecko zu nahe kommen durfte, weil sie sonst Gefahr lief, eine Echse zu gebären. Ich erzählte außerdem den schrecklich tragischen Mythos von Verana.

Verana war eine schöne Frau mit so vielen Verehrern, dass sie sich für keinen entscheiden konnte; sie brauche mehr Zeit, um einen Entschluss zu fassen, sagte sie immer. Eines Tages gab ein Zauberer ihr einen Zaubertrank. Wenn sie die Hälfte leerte, würde sie ewig leben, erklärte der Zauberer. Auf diese Weise hätte sie dann auch genug Zeit, um sich den Mann auszusuchen, mit dem sie zusammen leben wollte. Wenn sie den Richtigen gefunden hätte, sollte sie ihm die andere Hälfte des Tranks geben, dann würde auch diesem Mann das ewige Leben geschenkt. Verana trank von dem Elixier und lebte noch viele Jahre, ohne sich für einen Mann entscheiden zu können. Hundert Jahre vergingen und Verana war immer noch jung und schön. Doch je mehr Zeit verstrich, umso schwerer fiel es ihr, zu einem Entschluss zu gelangen. Sie wusste, dass der Zaubertrank für sie alles noch schwerer gemacht hatte. Sie hatte nicht nur viel zu viele Männer, unter denen sie eine Wahl treffen musste, sie hatte auch viel zu viel Zeit für die Entscheidung. Es machte die Sache auch nicht leichter, dass der Auserwählte nicht nur für ein Menschenalter, sondern bis in alle Ewigkeit an ihrer Seite sein würde. Nach hundert Jahren hatte Verana es mit so vielen Verehrern zu tun gehabt, dass sie überhaupt keinen Mann mehr lieben konnte. Trotzdem war sie weiterhin dazu verurteilt, in alle Ewigkeit auf der Erde zu leben, deshalb irrt sie noch heute umher. Wenn ein Mann sich in eine Frau verliebt, die sich nicht entscheiden kann, sollte er auf der Hut sein, vielleicht ist er ja an die kalte und entschlussunfähige Verana eeraten. Auf diese Weise haben viele Männer ihr Herz und ihre Jugend an Verana verloren, aber keiner wird sie je für sich gewinnen.

Laura schaute zu mir hoch.

»Pfui Spinne«, sagte sie nur.

»Ja, pfui Spinne«, wiederholte ich.

Als wir den Prince Charles Beach erreicht hatten, gingen wir zum Strand hinunter, zogen die Schuhe aus, sammelten Muscheln und betrachteten einen

marineblauen Seestern. Laura glaubte, dass die Klasse der Stachelhäuter Asteroidea oder »Sternfische« dieser Art ihren Namen verdanke, denn der Seestern vor uns sah wirklich aus wie ein Stern. Vielleicht gebe es auch einen Mythos über einen Stern, der vom Himmel gefallen ist und sich in einen Sternfisch verwandelt hat, überlegte sie. Wenn nicht, dann könnten wir vielleicht einen dichten, denn zum Mythendichten sei es nie zu spät.

An diesem Tag hatte sie nicht viel Sinn für maya oder die Weltillusion. Sie erschien ebenso zwiespältig wie ihre Augenfarbe und ich nahm an, das grüne Auge habe die Taube mit der orangefarbenen Brust gesehen, während das braune indische Philosophie gelesen hatte. Zweifellos hatte das grüne Auge den blauen Seestern entdeckt, während das braune Menschen keinen Wert beimaß.

Während wir den steilen Hang zum Palmengarten hochgingen, erzählte Laura, dass am Abend im Maravu ein großes Fest mit über hundert einheimischen Gästen stattfinden sollte. Es handelte sich um ein so genanntes gunusede, ein Festmahl, zu dem alle etwas mitbringen. Der Gewinn wird für einen guten Zweck verwendet, in diesem Fall für das Schulgeld armer Dorfkinder. Die Gäste des Maravu waren natürlich ebenfalls zu dem Fest eingeladen.

»Wir können uns da doch nebeneinander setzen«, sagte Laura.

Einige Stunden später saß ich mit Laura, John und Mario an einem Tisch. Alle kleinen Tische waren gedeckt und es sollten im Lauf des Abends noch viele weitere Gäste kommen.

Kaum hatte Laura in aller Eile dem italienischen Seefahrer einen Platz angeboten, da traf Bill im Restaurant ein. Der muntere Amerikaner musste nicht nur voller Missmut hinnehmen, dass ihr Tisch bereits besetzt war, zu allem Überfluss wurde er dann auch noch an einen Tisch mit Leuten verwiesen, mit denen er noch nie ein Wort gewechselt hatte. Diese Niederlage verwandelte sich jedoch bald in einen Sieg, denn es stellte sich heraus, dass er am Tisch von Kapena, der ursprünglich von Hawaii stammte, dessen Frau Roberta und einem sympathischen Mann namens Harvey Stolz gelandet war.

Kapena, ein kräftiger Bursche mit muskulösem, sonnengebräuntem Gesicht, hohen Wangenknochen und großen weißen Zähnen, zog an diesem Abend aller Aufmerksamkeit auf sich. Er war ein berühmter Tiefseefischer, der mit nur dreiundzwanzig Jahren für einen Mariin von exakt 1202 Pfund den ersten Preis im Lahaina Jackpot Tournament gewonnen hatte. Inzwischen war er Mitte vierzig, hatte die Tiefseefischerei an den Nagel gehängt und war nach Taveuni gezogen, wo er mit seinem Hightech-Boot »Makaira« Touristen zum Fischen in die Straße von Somosomo brachte. Am Vormittag hatte er alle Fische gefangen, die an diesem Abend verzehrt wurden, das war sein Beitrag zum gunusede. Außer dem Bootsmann Harvey war auch Kai mit von der Partie gewesen, der Koch des Maravu, der die Fische nach allen Regeln der Kunst zubereitet hatte. Bill stellte uns während des Abends Kapena, Roberta und Harvey vor und ziemlich unfreiwillig wurden wir in technische Fragen hineingezogen, wie Tiefseefischer und Ölingenieur sie offenbar gern untereinander diskutieren.

Ana und Jose saßen zusammen mit Mark und Evelyn am anderen Ende des Restaurants. Schon zu Beginn des Abends hatten wir den Eindruck gehabt, dass sie unbedingt mit dem jungen Paar aus den USA zusammensitzen wollten; vielleicht war das ihre Art, sich zurückzuziehen.

Nach dem Essen traten ein kleiner Chor und ein Orchester auf. Teilweise waren Angestellte des Maravu dabei - die Gärtner Sepo, Sai und Steni, der Barmann Enesi, die Haushaltshilfen Kay und Vere -, aber es machten auch andere Musiker aus dem Dorf mit. Von Gitarren und Ukulelen begleitet sangen sie schmachtende mehrstimmige Lieder über Tagimoucia, Maravu und all die, die aus fernen Gegenden über die Wolken hinweg zu dieser Insel gereist waren. Auch mehrere mekes konnten wir bewundern. Ein meke ist eine Art Volkstanz, bei dem alte Fidschi-Sagen im

Sitzen dargestellt werden, durch Gesang, heftige Mimik und kräftige Armbewegungen.

Nach dem meke trat Jochen Kiess an unseren Tisch, um uns zur Äaufl-Zeremonie einzuladen. Kava - oder yaqona - ist ein berauschendes Getränk, das aus der Wurzel der leicht narkotisierenden Pfefferpflanze Piper methysticum hergestellt wird. Es wurde aus einer großen Holzschüssel ausgedient und aus Kokosnussschalen getrunken. John kannte kava schon und lehnte dankend ab, Laura jedoch hatte in »Lonely Planet« gelesen, dass eine Einladung zur kava-Zeremonie nicht abgelehnt werden darf, weil das als unhöflich gilt. Bald saßen Laura, Mario und ich vor der Schüssel auf dem Boden. Und immer, wenn jemandem eine Kokosnussschale angeboten wurde, applaudierten die Umsitzenden und riefen »bula!«

Kava schmeckte nicht gut. Es sah aus wie Spülwasser und schmeckte auch nicht viel anders. Nach zwei Tassen waren meine Lippen leicht betäubt, nach der dritten war ich ein wenig entspannter, aber auch ziemlich dösig. Ich weiß noch, dass Bill respektlos um die kava-Gemeinschaft herumtrampelte und zu Laura sagte, anständige Mädchen sollten die Finger von dem unsäglichen Zeug lassen.

Laura schaute mir in die Augen, ich glaube, mit dem braunen Auge.

»Wie schmeckt das?«, fragte sie.

Ich wollte schon sagen: wie fünf Milligramm Valium, nicht mehr und nicht weniger, doch sie sagte:

»Merkst du nicht, wie die Illusion zersplittert?«

»Ein wenig vielleicht«, antwortete ich scherzend. »Es gibt nur eine Welt.«

»Es gibt nur ein Bewusstsein, purusha ...«

»Das ist Biochemie«, sagte ich. »Das ist Instant-Religion.«

Ich wusste nicht, ob sie begriff, was ich meinte, aber sie sagte:

»Das ist auch das Alltagsbewusstsein. Reine Biochemie. Und die bringt uns dazu, an die Illusion der Materie zu denken, an prakriti.«

»Das Wort klingt aber witzig.«

»Es bedeutet ungefähr dasselbe wie maya. Glücklicherweise gibt es keine chemischen Substanzen, um die Gehirnzellen zu betäuben, die uns an die Weltillusion glauben lassen.«

Bestimmt geht es hier um die zwei oder drei überzähligen Gehirnwindungen, dachte ich, aber ich glaube nicht, dass ich das auch ausgesprochen habe.

Laura redete weiter. Ich kann mich nicht Satz für Satz an alles erinnern, weiß aber noch, dass sie mir anvertraute, nach vedanta stände die samkhya-Philosophie ihrem Herzen am nächsten.

Bald spürte ich, dass kava stark harntreibend wirkte und zwar bei beiden Geschlechtern gleichermaßen, denn Laura erzählte mir als Erste, dass sie dringend aufs Klo müsse.

Wir fanden es beide etwas komisch, dass der Weltgeist pissen musste, sobald er den Weg zurück zu sich selbst gefunden hatte.

Bald darauf standen wir an dem Tisch, an dem John mit einem Bier Platz genommen hatte. Er meinte, es wäre doch nett, wenn sich auch einige der Gäste des Maravu am Unterhaltungsprogramm beteiligten.

»Ana ist übrigens eine bekannte Flamenco-Tänzerin«, sagte er. »Ich hab mich im Internet umgeschaut, und obwohl mein Spanisch nicht so toll ist, habe ich doch verstanden, dass sie derzeit Sevillas großer Star ist, >La Estrella de Sevilla<.«

Ich weiß nicht, ob der kava-Konsum mein Zeitgefühl gestört hatte, aber es schien nur eine halbe Sekunde gedauert zu haben, da standen wir auch schon vor dem Tisch des spanischen Paares. Laura trug unseren gemeinsamen Wunsch vor: Wäre Ana wohl bereit zu einer kleinen Flamenco-Vorführung? Das wäre doch für uns alle ein Erlebnis, außerdem eine Art Dankeschön an die einheimischen Tänzer.

»Die Antwort ist nein«, sagte Jose.

»La Estrella de Sevilla ...«, sagte John bittend.

Aber Jose ließ sich nicht beirren.

»Ich habe nein gesagt«, kläffte er.

Und Ana? Ana sah zutiefst verletzt aus. Doch warum? Warum reagierte sie so heftig auf die freundliche Bitte, ein wenig zu tanzen? Oder hatte Jose sie durch seine scharfe Abweisung gekränkt - zumal er sie gar nicht gefragt hatte? Die Antwort auf diese Fragen sollte ich erst Monate später erhalten.

Wir lösten die Spannung mit einigen jovialen Bemerkungen und kehrten zu unserem Tisch zurück.

Danach begann der Paartanz. Es ging auch nicht viel anders zu als in norwegischen Fjordhotels, ein Solosänger brachte Cover-Versionen von internationalen Hits und eine westliche Variante von Karaoke. Viele Leute aus dem Dorf schwangen das Tanzbein, das gunusede war sichtlich ein großer Erfolg. Als es dann auch noch zu mehreren kurzen Raufereien und Handgemengen kam, fühlte ich mich wirklich fast wie zu Hause in Tonsberg in einer fröhlichen Sommernacht. Der Unterschied war nur, dass es zu Hause die ganze Nacht hell geblieben wäre. Auf Taveuni war es stockdunkel.

An unserem Tisch saßen John und Mario, Laura und ich. Dann brachten auch Mark und Evelyn ihre Stühle, denn ihr Tisch war entfernt worden, um die Tanzfläche zu vergrößern. Ana und Jose saßen vor der kava-Schüssel auf dem Boden. Bald kam auch Bill mit seinen Rotweinflaschen.

»Vom Haus«, sagte er.

Es war fast Mitternacht und Laura schaute mich an.

»Weg hier«, sagte sie.

Gegen diesen Vorschlag hatte ich nichts einzuwenden. Ich war noch immer ein wenig benommen von dem einschläfernden Spülwasser, ich war an diesem Tag weit gelaufen und es gab auch keinen Grund, in dem lärmenden Gewimmel von Menschen die Zeit totzuschlagen, schließlich würde ich mich ja schon am nächsten Vormittag auf die Reise in die genau entgegengesetzte Himmelsrichtung machen. Wir standen auf und bedankten uns ein weiteres Mal für den netten Abend.

»Geht ihr schon?«, fragte Bill.

»Yepp«, sagte Laura. »Wir gehen jetzt.«

»Wohin?«

Ich hielt das für eine seltsame Frage. Und eine Antwort darauf gab es auch nicht. Man weiß doch nicht immer, wohin man geht, wenn man einen Ort verlässt.

Würden wir einen Spaziergang durch den Palmengarten machen? Oder jetzt, mitten in der Nacht, am Prince Charles Beach baden? Oder würden wir uns bei Laura oder mir mit einem Schlummertrunk begnügen? Den älteren Herrn aber ging das alles wirklich nichts an. Es war nett von ihm, uns immer wieder Wein auszugeben, obwohl jemand, der mit Red Adair zusammengearbeitet und außerdem die Apollo 13 vom Schiffbruch im Weltraum gerettet hat, sich das sicher leisten konnte. Aber er sollte sich bloß nicht einbilden, er könnte sich Freunde kaufen, dachte ich, und Laura kriegt er damit schon gar nicht.

»Frank will mir sein Herbarium zeigen«, sagte sie.

»Darauf solltest du verzichten«, erwiderte Bill.

»Das geht dich nichts an«, sagte Laura.

Ihr Tonfall dabei war wirklich nicht besonders frech, sondern eher kameradschaftlich und neckend.

»Ihr könnt doch auch hier miteinander reden«, beharrte er.

»Wir reden, wo wir wollen«, erklärte Laura, und jetzt, dachte ich, würde sie gleich angesichts der außergewöhnlichen Zudringlichkeit ihres Gegenübers ausfällig.

»Der Wein steht doch hier«, erklärte der Amerikaner. »Übrigens ein hervorragender Rioja.«

»Wir brauchen nur eine Flasche«, sagte Laura, schnappte sich eine und ging in den Palmengarten.

»Setz die einfach auf meine Rechnung«, sagte ich und lief hinter ihr her.

Bald saßen wir auf meiner Veranda. Bill hatte Recht, es war ein hervorragender Rioja. Die dichte Tropenluft war wie ein dünner Stoff, in dem wir badeten.

»Er ist wirklich ein Original«, sagte ich.

Sie schüttelte den Kopf.

»Er ist nur typisch. Er ist urtypisch.«

»Ihr habt euch auf dem Flugplatz von Nadi kennen gelernt?«

»Aber lass uns doch nicht über diesen Typen reden, Frank. So interessant ist er nun auch wieder nicht.« »Er ist auf jeden Fall reichlich unverschämt.« Sie dachte eine Weile nach, dann sagte sie:

»Bill ist mein Vater.«

Ich stellte mein Glas ab und stieß einen lauten Pfiff auf.

»Natürlich ist er dein Vater!«, rief ich. »Und ich bin ein Trottel.«

Sie ging nicht darauf ein, sondern wandte sich zu mir. Ich sah in ein grünes Auge. Aus irgendeinem Grund stellte ich mir vor, sie sei mit zwei grünen Augen geboren worden, doch dann sei das eine im Lauf der Zeit immer brauner geworden. Vielleicht schwebte auch das andere in dieser Gefahr.

Ich ärgerte mich, weil ich nicht durchschaut hatte, dass Bill und Laura ganz einfach Vater und Tochter waren, die zusammen in Ozeanien Ferien machten. Deshalb hatte sie sich dermaßen konzentriert in »Lonely Planet« vertieft, deshalb hatte er sich am ersten Abend an ihren Tisch gesetzt, deshalb gab er Wein aus, deshalb konnte er sie beruhigen, wenn er ihr nur eine Hand in den

Nacken legte, deshalb hatte sie ihn ins Becken geschubst, deshalb hatte sie eine Kanne Wasser über ihm ausgegossen, als er nicht verhehlen konnte, dass er ihren Vortrag über Maya und die Weltseele nicht noch einmal hören wollte. Und deshalb hatte er sie vor dem Kava gewarnt und zu verhindern versucht, dass sie mich begleitete.

»Und er hat dich verheiratet?«, fragte ich.

»Er hat alles arrangiert. Er hat schon immer mein ganzes Leben geregelt. Und dann hat er einen fieschen Geschäftsmann aufgetan, einen Kollegen sogar, einen Ölheini. Für mich, meine ich, für mich hat er den aufgetan. Und ich war ein braves Mädchen. Weiße Braut und zweihundertsechzig Gäste, die meisten aus seiner Firma.«

»Ich dachte, so etwas gäbe es nicht mehr.«

»Aber ich wollte doch ein braves Mädchen sein und Papa nicht enttäuschen.«

»Obwohl du kein Wunschkind warst?«

»Ich habe nie eine Mutter gehabt. Ich hatte nur Papa.«

»Hast du nicht gesagt, deine Mutter habe dich abgelehnt - genau wie die von Tagimaucia?«

»Deshalb habe ich ja nie eine Mutter gehabt.«

»Aber sie lebt noch?«

Sie nickte.

»Und sie lebt mit deinem Vater zusammen?«

Wieder nickte sie.

»Wann hast du dich scheiden lassen?«

»Vor zwei Wochen.«

»Du hast dich vor zwei Wochen scheiden lassen?«

»Da bin ich von ihm weggegangen. Nach Australien. Dann kam Papa nach Adelaide. Er wollte mit mir auf diese Reise gehen.«

»Er will, dass du zu deinem Mann zurückkehrst?«

»Natürlich. An den hat er mich doch verkauft.«

»Und dein Vater hat dir dieses Stipendium gegeben? Er ist in Wirklichkeit diese Stiftung?«

Sie nickte.

»Liebst du ihn?«

Sie trank einen Schluck Wein. Dann sagte sie nachdrücklich: »Sehr.«

Sie trank noch einen Schluck und fügte mit einem kleinen Lächeln etwas hinzu, das mir klarmachte, wie sehr sie ihren Vater liebte:

»Aber er ist ein totaler Idiot. Er ist ein Obertrottel.«

Mir wurde klar, dass es sich bei Bill und Laura um einen Fall von zu starkem Beschützerdrang, Vaterbindung und ausgeprägtem Elektrakomplex handelte. Meine Vorstellung von Dompteur und Tiger war also gar nicht so falsch gewesen.

Wir tranken den Rioja und redeten weiter über die Weltseele und die ganze Zeit sah sie mich mit dem braunen Auge an. Ich wusste inzwischen, dass weder ihr Engagement für die Umwelt noch ihre Einheitsphilosophie sehr tief reichten. Aber sie war schließlich auch einäugig. Sie war eine einäugige philosophische Absolutistin. Und sie war eine einäugige sinnliche und lebensfrohe Frau mit viel Sinn für seltene Vögel, alte Sagen und blaue Seesterne. Das braune und das grüne Auge hatten mich jedes auf seine Weise herausgefordert und meine Gedanken angefacht.

Als die Flasche leer war, gingen wir in meine Hütte. Und - na ja, Laura hat diese Nacht bei mir verbracht.

Schon als ich aus der Minibar Gläser geholt hatte, hatte ich Gordon an der Wand sitzen sehen. Als Laura im Badezimmer war, ging ich zu ihm, blickte ihm streng in die Augen und sagte:

»Heute Nacht hältst du die Klappe. Ist das klar? Heute Nacht will ich Ruhe vor dir haben.«

Die Ginflasche rührte ich nicht an - doch nicht nur, um Gordon nicht zu provozieren.

Jetzt fragst du vielleicht, warum ich dir alles über Laura erzähle. Aber vergiss nicht, dass du darauf bestanden hast, wir beide sollten uns nicht mehr aneinander gebunden fühlen. Während ich meinte, wir könnten das offizielle Trennungsjahr vergehen lassen, ehe wir eventuell neue Beziehungen eingingen.

Angesichts der gewaltigen Perspektiven, an die Gordon mich zum wiederholten Male erinnert hatte, tat es ungeheuer gut, dass ich mich einem anderen Menschen hingeben konnte. Ich konnte die Vorstellung einer weiteren Nacht in Gordons Gesellschaft nicht ertragen und gerade darüber wollte ich in Salamanca mit dir sprechen, als du plötzlich losprusten musstest, weil ich auf Ana und Jose gezeigt und erzählt hatte, dass sie mir auf Fidschi begegnet seien.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, war Laura verschwunden; ich habe sie nicht wieder gesehen. Beim Frühstück erfuhr ich, dass sie schon in aller Herrgottsfrühe mit Bill nach Tonga weitergefliegen war. Aber immerhin hatte ich ihr meine Anschrift und meine E-Mail Adresse gegeben und einige Tage vor meiner Abreise nach Salamanca erhielt ich ein gestochen scharfes Foto der seltenen Taube mit der orangefarbenen Brust. Ich will nicht verschweigen, dass das Foto auf meinem Schreibtisch liegt, auch hier im Palace. Laura schrieb, dass sie zu ihrem Geschäftsmann zurückgekehrt sei, angeblich weil er sich total geändert hätte, er las jetzt sogar das »Bhagavadgita«.

Mein Flug ging um zwei von Matei nach Nadi, abends um halb neun wollte ich mit Air New Zealand nach Los Angeles Weiterreisen. Ich fing mit Kofferpacken an, ehe ich frühstücken ging. Und natürlich meldete Gordon sich wieder zu Wort, vielleicht weil ich ganz kurz an der Ginflasche genippt hatte, die ja in der Nacht unberührt geblieben war. Gordon saß immer noch an der gleichen Stelle an der Wand wie in der Nacht, als wir ins Bett gestiegen waren.

»Da siehst du's«, sagte er.

Ich wusste genau, woran er dachte, und es passte mir überhaupt nicht, dass er wahrscheinlich die ganze Nacht hindurch uns mit seinem offenen Blick beobachtet hatte. Er verfügte ja nicht nur über ausgezeichnete Nachtsicht, sondern war von Natur aus auch unfähig, ein Auge zuzukneifen. Trotzdem fragte ich:

»Könntest du ein bisschen präziser sein?«

»Ihr seid genau wie wir.«

»Ich habe niemals etwas anderes behauptet. Ich habe die ganze Zeit mit offenen Karten gespielt und betont, dass ich nur ein Wirbeltier bin. In diesem Punkt bin ich kristallklar gewesen. Ich bin ein alternder Primat.«

»Ich meine, wie gut kanntest du sie eigentlich?«

»Ich habe sie kürzlich kennen gelernt.«

»Ist sie verheiratet?«

»Ihre Ehe ist ein Trauerspiel.«

»Mit Ausreden seid ihr immer schnell bei der Hand.«

»Blödsinn!«

»Ihr könnt euch überhaupt gut ankleiden.«

»Ich dachte, hier sei vom genauen Gegenteil die Rede.«

»Aber du verstehst, was ich meine.«

»Ich verstehe alles, was du meinst.«

»Was euch vor allem von uns unterscheidet, ist, dass fast alles, was ihr unternimmt, eine Art Verkleidung ist.«

»Wenn das hier ein richtiges Gespräch sein soll, dann drück dich doch bitte ein bisschen klarer aus.«

»Diese äußere Verkleidung ist nur ein Versuch zu tarnen, dass ihr Natur seid. Denn ihr kommt nackt auf die Welt, genau wie wir, und viel länger bleibt ihr auch nicht hier. Danach werdet ihr untergepflügt.«

»Du brauchst dich nicht so plastisch auszudrücken.«

»Ihr werdet mit Gaias Gebärmutter verknetet und zu Dünger für Schlangen und Kakerlaken.«

»Ich glaube, ich bin der Letzte, der daran erinnert zu werden braucht.«

»Aber ihr seid fast ununterbrochen damit beschäftigt, das alles wegzudiskutieren.«

»Auf mich trifft das nicht zu.«

»Ist es nicht verrückt, dass ihr euch als >nackte Affen< bezeichnet?«

»Doch.«

»Ich meine, ihr seid die am meisten angezogene Tierart auf der ganzen Welt, mit allem Möglichen von Abendkleidern und weißen Anzügen bis hin zu albernen Titeln und pompösen Spiegeln an der Wand bekleidet. Ganz zu schweigen von all den Diplomen und Auszeichnungen, von Ethik und Etiketten, von Riten und Ritualen. Ich rede hier von dem ganzen Lack, von dem viel zu dicken Lack aus Kultur, aus >Zivilisation<, aus Nicht-Natur.«

»Da hast du nicht Unrecht.«

»Hast du übrigens von des Kaisers neuen Kleidern gehört?«

»Soll das ein Witz sein?«

»Selbst ein Gecko durchschaut, dass das alles ein Bluff ist. Wir sagen: Aber sie sind doch nackt! Ihr seid genauso nackt wie wir. Aber wie ihr redet und euch aufführt, Mister! Während bei allem die biologische Uhr unbarmherzig weiterrückt, bis dann die ganze Welt plötzlich angehalten wird.«

»Wenn wir fortgehen, verlieren wir nicht nur den ganzen Kosmos, obwohl auch das als schmerzhafter Verlust erlebt werden kann, wir nehmen außerdem Abschied von hunderttausend Menschenseelen, mit denen wir Bekanntschaft geschlossen haben. Wenn es überhaupt tausend individuelle Seelen gibt, meine ich, vielleicht sind wir ja Facetten von ein und demselben Weltgeist...«

»Danke, ich hoffe wirklich, dass du dich nicht auch noch zu dieser Art von Vulgärmonismus bekehrt hast. Das kann doch wohl nicht ansteckend sein? Sexuell übertragbar, meine ich. Ich will doch nur darauf hinweisen, dass wir mit unserer Umgebung in größerer Harmonie leben. Wir begnügen uns damit, das zu sein, was wir sind, also Natur, ganz und gar Natur. Wir essen Mücken, kacken und vermehren uns. Und das alles tun wir mit dem größten Vergnügen. Wir lassen uns nicht von Talmi und geistigem Humbug verlocken.«

»Du bist, wie gesagt, reichlich beredt. Manchmal wirst du fast poetisch.«

»Alles, was du über mich sagst, fällt auf dich zurück, Mister.«

»Ich habe mich schon oft gefragt, ob Poeten trinken, weil sie Poeten sind, oder ob sie Poeten werden, weil sie trinken.«

»Ich glaube vor allem, dass sie zu viel denken. Kann man nicht mit Denken aufhören? Ich meine: Kann man nicht einfach abschalten?«

»Nein, so einfach ist das nicht. Ein Mensch ist sein Leben lang dazu verdammt, an etwas zu denken. Bis zu einem gewissen Grad können wir unsere Gedanken vielleicht lenken, aber wir können den eigentlichen Denkprozess nicht abstellen, es sei denn, wir meldeten uns bei einer Meditationsschule an und nähmen alles hin, was an törichtem pseudoreligiösem Beiwerk dazugehört. Nicht einmal nachts haben wir unsere Ruhe. Dann sind wir den Träumen ausgeliefert, die vielleicht über uns hereinbrechen. Denn wir leben nicht nur in einer lärmenden Unterhaltungsgesellschaft. Wenn wir schlafen, macht uns die Natur zudem zu einer Arena für Psychodramen.«

»Du bist am Ende eingeschlafen, im Gegensatz zu deiner Primatin. Du musst schon entschuldigen, dass ich das so offen sage, aber sie hat sich davongeschlichen, sobald du eingeschlafen warst.«

»Da mache ich ihr wirklich keine Vorwürfe.«

»Weißt du noch, was du letzte Nacht geträumt hast?«

»Ja, allerdings. Ich habe geträumt, dass ich nicht mehr wusste, ob ich vierundzwanzig oder sechzehn Jahre alt war, und das machte mir arg zu schaffen, es war schrecklich, nicht zu wissen, wie alt ich war. Am Ende kam ich dann zu dem Schluss, dass es keine große Rolle spielte, ob ich sechzehn oder vierundzwanzig wäre, denn das Leben läge ja auf jeden Fall noch vor mir. Und dann fuhr ich hoch und musste erkennen, dass ich schon fast vierzig bin.«

»Und da hattest du gewissermaßen entweder sechzehn oder vierundzwanzig Jahre verloren? Ist es das, was du damit sagen willst?«

»Ich glaube, jetzt reicht es«, sagte ich nur.

Ich bereute sehr, ihm schon wieder auf den Leim gegangen zu sein. Ich hätte nach der Nacht, die ich mit Laura verbracht hatte, über solche Geckogedanken erhaben sein müssen. Ich hätte auf den Schnaps verzichten sollen.

Ich sagte:

»Meinst du nicht, dass in einer Liebesbegegnung eine Art versöhnende Dimension liegen kann?«

»Worin denn sonst?«

»Das ist nicht so leicht zu erklären. Ich glaube eigentlich nicht, dass Geckos ein echtes Liebesleben haben. Vielleicht gibt es das nur bei Menschen, eventuell auch bei anderen höheren Primaten.«

»Ich weiß nicht, ob das, was ich letzte Nacht ansehen musste, die Bezeichnung >höher< verdient hat.«

»Ich meine, dass das Einzige, was die zwei oder drei überflüssigen Gehirnwindungen erobern - und damit unser Todesbewusstsein verdrängen - können, die Liebe ist. Sie hat dieselbe sympathische Wirkung wie Gin und kava, nur eben länger und dauerhafter.«

»Da hast du vielleicht nicht Unrecht. Liebe ist Opium für das Volk.«

»Ich meinte nur, dass zwei etwas ganz anderes ist als eins.«

»Was du nicht sagst. Soll das eine Art subtile Mathematik sein?«

»Nein.«

»Außerdem ist sie verheiratet. Und da sind wir schon bei drei.«

»Laura lebt getrennt.«

»Und tust du das nicht auch?«

»Doch, ja.«

»Damit sind wir bei vier. Sind vielleicht noch weitere Personen in diese Zweisamkeit verwickelt?«

»Vera und ich leben nicht mehr zusammen.«

»Dann bist du also endlich fertig mit ihr? Nach deiner langen Reise in den Stillen Ozean wolltest du mit ihr fertig sein, das hast du gesagt. Du hast doch nicht vergessen, dass du dir das selbst versprochen hast?«

»Natürlich nicht.«

»Und jetzt ist also Schluss mit Vera.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Nicht? Hast du nicht gesagt, dass du von nun an nur noch eine vaterfixierte Vulgärmonistin mit schwarzen Zöpfen und einem grünen und einem braunen Auge im Kopf haben willst?«

»Nein.«

»Hab ich mir's doch gedacht.«

»Was denn?«

»Ihr seid genauso promiskuitiv wie wir.«

»Unsinn. Du urteilst zu schnell.«

»Du musst doch selber wissen, ob du zu Vera zurückwillst.«

»So einfach ist das nicht. Das Gefühlsleben der Menschen ist ein wenig entwickelter als die Instinkte der Reptilien. Es lässt sich nicht von binärer Logik lenken.«

»Dann muss ich versuchen, dir zu helfen. Es ist doch schön, mit jemandem sprechen zu können, findest du nicht?«

»Diese Frage möchte ich lieber nicht beantworten.«

»Wenn du die Wahl hättest zwischen Vera und Laura, für welche würdest du dich dann entscheiden?«

»Du meinst, fürs ganze Leben?«

»Fürs ganze Leben, ja. Oder bekommen deine idealistischen Ansprüche schon Risse?«

»Vera oder Laura?«

»Ja, bitte schön. Sie haben die Auswahl, Sir.«

»Laura war eine Urlaubsliebe.«

»Und Vera?«

»Vera sehe ich auf einem Kongress in Salamanca.«

»Vielleicht wird sie dann eine Kongressliebe. Was gilt denn als wertvoller?«

Während dieses Gesprächs war ich im Zimmer hin und her gelaufen und hatte gepackt. Jetzt schlug ich mit einer Faust auf den soeben geschlossenen Koffer. Ich hasste mich dafür, dass ich den Schluck Gin getrunken hatte. Ich hatte doch nur zu gut gewusst, wohin das führen könnte.

»Das reicht«, sagte ich. »Ich geh jetzt frühstücken.«

»Und ich warte hier auf dich. Ich habe Zeit genug.«

»Aber in zwei Stunden reise ich ab.«

»Guter Witz. Der Mann will also von sich selbst abreisen?«

»Ich fahre auf jeden Fall nach Hause.«

»Und ich komme mit. Ich weiß gar nicht mehr, ob ich mich richtig vorgestellt habe. Habe ich schon gesagt, dass ich ein Zwillingbruder deines eigenen Anstandsgefühls bin?«

»Bestimmt nicht.«

»Solche Zwillinge sind extrem mobil, mein Herr. Sie sind ungefähr so mobil wie der Schatten eines Menschen, der versucht, vor sich selbst davonzulaufen.«

Beim Frühstück traf ich den Engländer und das spanische Paar. John erzählte, dass Laura und Bill abgereist seien. Ich sagte nur, das sei mir bekannt. John hatte vielleicht erraten, dass die beiden Vater und Tochter waren, das hatte ihm

bestimmt Bills Verhalten, nachdem Laura und ich uns zurückgezogen hatten, gesagt. Aber keiner von uns erwähnte die Tatsache jetzt, und er verkniff sich glücklicherweise britische Internatskommentare zu der Tatsache, dass Laura und ich auf meiner Veranda eine Flasche Rioja getrunken hatten.

Ana und Jose waren an diesem Morgen in besserer Stimmung als am Vorabend, was vielleicht mit meiner Abreise zusammenhing. Sie scherzten und lachten und erzählten witzige Anekdoten vom Fest, das sie erst gegen zwei Uhr verlassen hatten.

Ich beschloss, vor meiner Abreise einen allerletzten Versuch zu machen, ernsthaft mit ihnen zu sprechen, und zwar dieses Mal auf Spanisch. Dann würde ich ja sehen, wie sie reagierten.

Aber dazu kam ich nicht mehr. Als Jose für einen Moment in eine andere Richtung schaute, sah ich, wie Anas Gesicht sich plötzlich verfärbte. Sie stellte ihren Eierbecher ab. Ihre Haut war fahl und grau, dann sank die Flamenco-Tänzerin über dem Tisch in sich zusammen und stieß dabei eine Tasse Kaffee um.

Jose sprang auf.

»Ana!«, rief er. Es klang so herzerreißend wie bei Rodolfo, wenn er in der letzten Szene von >La Boheme< nach Mimi ruft.

Er zog sie vom Stuhl hoch und gab ihr eine leichte Ohrfeige. Und dann noch eine.

»Ana! Ana!«

Nach einigen Sekunden gewann sie ihre Gesichtsfarbe wieder und erst jetzt brach sie in Tränen aus. Sie lehnte sich an Jose, der die Schwankende in den Palmengarten führte. Dann gingen sie langsam zwischen den Kokospalmen hindurch zu ihrer Hütte.

Es war das letzte Mal, dass ich sie auf Fidschi gesehen hatte.

Als ich mich dann später an der Rezeption abmeldete, saß John an einem Tisch und schrieb. Ich fragte, ob er gehört habe, was mit Ana sei, und er berichtete, dass ein Arzt gekommen war und es Ana wieder besser gehe.

»Zu viel kava?«, fragte ich.

»Kann schon sein«, sagte er nur.

Dann wurde mir von der Rezeption aus mitgeteilt, mein Wagen sei da.

»Wohin fährst du?«, fragte John.

»Nach Hause«, sagte ich.

Ich schilderte meine Reiseroute zwischen Nadi und Oslo.

»Aber in einigen Monaten fährst du zu dieser Konferenz nach Salamanca?«

»Wieso fragst du?«

Ich wusste einfach nicht, wieso ihn das interessierte.

»Was ist mit Vera?«

Ich zuckte nur mit den Schultern.

Er sagte:

»Du fährst natürlich über Madrid?«

»Sicher, sicher.«

Es war unglaublich, wie sehr er sich auf dieses Thema versteifte.

»Und wenn du schon in Madrid bist, dann drehst du doch sicher eine Runde durch den Prado?«

Durch diese letzte Frage hatte das Gespräch eine auffällige Wendung genommen, fand ich. Dann fiel mir ein, dass ich ihm von meiner Kunstbegeisterung erzählt hatte, dass es in Madrid eine der größten Kunstsammlungen der Welt gibt und dass ich den Prado besonders liebe.

»Kann schon sein«, sagte ich.

»Das musst du«, erklärte er. »Du kannst doch nicht nach Madrid fahren, ohne den Prado zu besuchen!«

»Ich wusste gar nicht, dass wir diese Leidenschaft teilen«, sagte ich. »Warum hast du das noch nie erwähnt?«

»Sag mal, wer ist dir lieber, El Greco oder Bosch, Velázquez oder Goya?«

Diese fast schon manische Unterhaltung in dem Moment, in dem wir uns vermutlich für immer trennten und der Fahrer bereits meinen Koffer holen kam, befremdete mich. Ich dachte an das kurze Gespräch, das ich am Morgen mit Gordon geführt hatte. Ich dachte an des Kaisers neue Kleider. Ich dachte an Anas Unwohlsein und an Joses unsanfte erste Hilfe.

»Mir ist das ganze Haus am liebsten«, sagte ich.

»Dann solltest du dir einen ausgiebigen Besuch der gesamten Ausstellung gönnen.«

Der Fahrer zeigte auf die Uhr. Mein Flugzeug ging schon in einer halben Stunde.

»Versprichst du, Ana und Jose von mir zu grüßen?«, fragte ich.

»Mit Vergnügen, Sir. Und wenn du je nach London kommst...«

»Ebenfalls. Ich stehe im Telefonbuch. Aber vergiss nicht, die beiden ganz herzlich zu grüßen. Und gute Besserung für die Patientin.«

Der Fahrer hupte und nur wenige Stunden später saß ich im ersten Stock eines Jumbojets und war unterwegs nach Honolulu und Los Angeles.

* Du wolltest die Trauer doch teilen *

In Oslo machte ich mich sofort an meinen Forschungsbericht und vor vierzehn Tagen bin ich dann in Salamanca eingetroffen. Ich war gespannt, ob du wirklich auftauchen würdest, aber mehr noch, ob du überhaupt wusstest, dass auch ich mich zu diesem Kongress angemeldet hatte. Wessen Anmeldung die erste war, weiß ich noch immer nicht, aber ich hatte schon vor meiner Reise zum Stillen Ozean eine provisorische Anmeldung losgeschickt, und als ich von Taveuni aus anrief, um mein Kommen zu bestätigen, standest du bereits auf der Teilnehmerliste. Erst nach meiner Rückkehr nach Oslo wurde ich gebeten, einen Vortrag über Migration und Biodiversität zu halten.

Wäre es wohl möglich, dass du dich zum Kongress angemeldet hast, weil wir uns treffen sollten? Oder wolltest du aus beruflichen Gründen hin, auch auf das

Risiko hin, mir dort über den Weg zu laufen? Du hättest dich immerhin wieder abmelden können, wenn du mich absolut nicht sehen wolltest.

Ich weiß nicht, ob ich mich klar genug ausdrücke, aber du verstehst vielleicht, dass ich mich nicht darauf zu verlassen wagte, dass wir uns tatsächlich sehen würden. Ich hatte deinen kurzen Brief vom November und unser darauf folgendes Telefongespräch noch in zu guter Erinnerung. Das war unser letzter Kontakt gewesen.

Doch dann bist du gekommen. Erst das endgültige Programm hatte dir verraten, dass wir uns sehen würden. Danach hattest du ebenso gedacht wie ich. Wir können zwar nicht mehr zusammen leben, aber wir tragen doch eine tiefe Trauer in uns und sind in alle Ewigkeit verdammt, diese Trauer zu teilen. Verdammt, hast du gesagt, aber zum Teilen. Seit wir Sonja verloren hatten, waren acht Monate vergangen und es war ein halbes Jahr her, dass du im Sognsvei deine Koffer gepackt hattest, um zu deiner Familie nach Barcelona zurückzukehren.

Auch du musst dir deine Gedanken darüber gemacht haben, dass wir uns abermals auf einem wissenschaftlichen Kongress treffen würden. Auf diese Weise schloss sich der Kreis. Seit unserer ersten Begegnung auf dem großen Kongress in Madrid waren fast zehn Jahre vergangen und schon wenige Monate danach hatten wir zusammen in Oslo gewohnt.

Als ich dich im Foyer des Gran Hotel entdeckte, sahst du für mich strahlender aus denn je. Du warst jedenfalls eine ganz andere als während der letzten düsteren Wochen in Oslo. Zuerst schauten wir einander nur an und du sagtest wie üblich, ich hätte mich nicht ordentlich rasiert. Dann zogst du mich in eine Ecke und hier legten wir die Arme umeinander und weinten. Ich glaube, wir haben nicht nur um Sonja geweint.

Du erzähltest von deinem Forschungsstipendium, und vielleicht weil ich dich so schön fand setzte ich mir in den Kopf, du müsstest einen anderen kennen gelernt haben. Außerdem hast du zu mir gesagt, dass du sofort etwas klarstellen wolltest. Nämlich, es sei schön, mich wieder zu sehen, aber unsere Beziehung möglicherweise wieder aufzunehmen sei einfach kein Thema, du seist dir sicher, dass wir nie wieder als Mann und Frau zusammenleben könnten. Und ich weiß noch, dass ich dir einfach zugestimmt habe, so froh war ich, dich wieder zu sehen. Auch ich sei zu der Erkenntnis gekommen, dass kein Weg zurückführe, log ich.

Ich weiß nicht, ob ich behaupten kann, die Lage sei klar und eindeutig gewesen, denn was kann wohl weniger klar und deutlich sein als zwei Menschen, die genau wissen, welchen Weg sie nicht einschlagen werden? Die Frage ist höchstens, wie aufrichtig wir in unseren Vorsätzen sind. Hätte die Situation für uns beide anders sein können, wenn du oder ich gewagt hätten, etwas anderes zu sagen? Wenn wir beide eine Eigenschaft gemeinsam haben, dann unseren Stolz.

Ich muss nicht viel über den Kongress erzählen, obwohl ich dir niemals richtig für deine Unterstützung gedankt habe, als dieser Bio-Liberale aus den USA behauptete, es habe keinen Sinn mehr, die Migration von Tier- und Pflanzenarten zu bekämpfen. Das könnten wir der Natur überlassen. Die habe immer schon für Ordnung gesorgt. Aber dann meldetest du dich zu Wort. Du sagtest, Dr. Gibbons habe meinen Vortrag nicht verstanden. Vielleicht wäre es auch sinnvoll, wenn er das Schulpensum in Ökologie wiederholte. Du hast darauf hingewiesen, dass der Mensch die natürliche Auslese verhindert hat. Und du machtest auf die Tatsache aufmerksam, dass es im Jura und in der Kreidezeit keine Interkontinentalflüge gegeben hat, es gab nicht einmal eine Fährverbindung zwischen Gondwana und Laurasien. Weißt du noch, was er darauf geantwortet hat? Laissez faire, sagte er. Laissez faire.

Viele Kongressteilnehmer wussten, dass wir verheiratet gewesen waren, und sie wussten sicher auch, warum wir uns getrennt hatten. Noch viel mehr erfuhren sicher davon, nachdem du meinen Vortrag so feurig verteidigt hattest. Nur wenige Monate nach unserer Trennung hatten wir wohl beide das Gefühl, nicht zu viel

Zeit miteinander verbringen zu dürfen. Das hätte zu einer Art Getuschel führen können, das wir beide vermeiden wollten. Je häufiger wir uns zusammen zeigten, umso mehr würde über UHS gesprochen, umso eifriger würde über die Umstände des Unglücks spekuliert werden. Ich finde, wir entwickelten während dieser Tage ein großes Geschick im Versteckspielen, und ich will mich jetzt darauf beschränken, kurz darzustellen, wie ich den letzten Nachmittag und Abend erlebt habe.

Im Gegensatz zu dir war ich schon früher in Salamanca gewesen, und vor dem Essen wolltest du von mir unbedingt durch die alte Universitätsstadt geführt werden. Ich wollte auch noch länger dort bleiben als du, und ich will nicht verhehlen, dass ich am nächsten Nachmittag noch einmal denselben Weg gegangen bin. Wir begannen mit der Plaza Mayor, die du für Spaniens ältesten und schönsten Platz hältst, dann gingen wir zum Palacio Monterrey, der heute der Herzogin von Alba gehört. Auf dem kleinen Platz zwischen dem Renaissancepalast und der Iglesia de la Purisima sprachen wir über kleine Episoden aus Sonjas Leben. Wir sagten nicht viel über die alten Gebäude aus eisenhaltigem Sandstein, die jetzt in der Nachmittagssonne einen gedämpften roten Farbton angenommen hatten. Die alten Kulturpaläste waren an diesem Nachmittag nur die Kulissen für ein leises Gespräch über eine Tochter, die nicht mehr lebte.

Ich weiß noch, wie ich dachte: Wenn dieses Unglück nicht passiert wäre, dann würden du und ich jetzt vielleicht mit einer Fünfjährigen zwischen uns durch Salamanca gehen. Denn der Kongress hätte uns auch dann interessiert, wenn wir auf ein kleines Kind hätten Rücksicht nehmen müssen, und warum hätten wir Sonja nicht mitnehmen sollen?

Dann wären wir vom Platz zwischen Kirche und Renaissancepalast weiter hoch zur Casa de las Conchas gegangen, in deren mächtige Fassade vierhundert Kammuscheln eingemeißelt sind, und Sonja wäre sicher über den bezaubernden Innenhof gelaufen und auf den Brunnen geklettert, während du und ich einen Blick in Bibliothek und Lesesaal geworfen hätten. Ein wenig später wäre sie vielleicht über die Straße und die Treppen zum Jesuitenkloster Clerecia hochgesprungen, und während wir über die Plaza de San Isidoro gegangen wären, hätte sie vielleicht den Kopf in den Nacken gelegt und auf die hohen Türme gezeigt, ehe wir versucht hätten, sie in die enge Calle de los Liberos zu locken, die zur alten Universität führt. Bestimmt hätte ihr der Patio de las Escuelas gefallen, vielleicht hätte sie gefragt, wen die Statue auf dem Platz darstellte. Du hättest dann geantwortet, es sei Fray Luis de Leon, der vor langer Zeit an der Universität unterrichtet, aber fünf Jahre im Gefängnis verbracht hatte, weil er anderer Meinung war als die Kirche. Als er dann entlassen wurde und wieder unterrichten durfte, begann er seine Lehrtätigkeit mit dem Satz: »Wie wir gestern gesagt haben ...« Sonja hätte dann sicher gelacht, schließlich hatte er fünf Jahre nichts mehr zu den Studenten gesagt, und das war nicht gestern. Fünf Jahre wären genauso lang, wie Sonja bisher gelebt hatte, und das wäre sehr, sehr lange, fast eine Ewigkeit, und so lange hatte dieser Mann also im Gefängnis gesessen. Und du, Vera, du hättest Sonja als Antwort vielleicht eine Gegenfrage gestellt, das machtest du ja meistens so, wenn sie etwas nicht verstand. Du hättest vielleicht gefragt: »Was glaubst du, warum hat er mit >wie wir gestern gesagt haben< angefangen, wo er doch fünf Jahre im Gefängnis verbracht hatte?« Und Sonja hätte vielleicht geantwortet, dass er die traurigen Jahre im Gefängnis vergessen wollte, oder sie hätte ihrerseits eine neue Frage gestellt, wenn sie nicht schon längst angefangen hätte, auf die vielen Wappen, Schilder und Tierfiguren in der mächtigen Universitätsfassade zu zeigen. Lange vor uns hätte sie den Schädel mit dem Frosch entdeckt, und du hättest wohl kaum gesagt, dieses Motiv solle den Kontrast zwischen Tod und sexueller Lust symbolisieren, du hättest nicht gesagt, dass diese Skulptur die jungen Studenten vor sexuellen Ausschweifungen warnen sollte, du hättest vielleicht gesagt, dass Frösche so verspielt und lebendig sind, wie auch viele Menschen, aber dass eines Tages jedes Spiel ein Ende nimmt. Und noch ehe du und ich uns diese überaus prachtvolle, reich verzierte Fassade genauer angesehen hätten, wäre Sonja bereits vor uns her auf den für das 15. Jahrhundert typischen Patio von Las Escuelas Menores gerannt. Du und ich wären vielleicht gerade in ein Gespräch vertieft gewesen, und sie wäre auf eigene Faust ins Museo de la Universidad gewandert, um dort andächtig unter dem blauen

Himmelsgewölbe mit den vielen Sternen zu stehen. Wir hätten sie vielleicht nicht in Luis de Leons Hörsaal locken können, aber dann hätte sie auch den großen Saal mit den flandrischen Gobelins und Goyas Portrait von Karl V. verpasst, ganz zu schweigen von der berühmten Bibliothek mit den vielen wertvollen Erstlingsdrucken. Ich glaube jedoch, dass sie uns feierlich an der Hand genommen und in die beiden Kathedralen geführt hätte, doch danach hätte sie ein Eis verlangt. Den Besuch im Convento de San Estebán mit den großen Storchennestern hoch oben auf dem Dach, im Convento de las Dueñas mit dem schönen Klostergarten und im Renaissancepalast Fonseca, der den stilreinen Patio umschließt, der vor langer Zeit für Stierkämpfe genutzt wurde, hätten wir dann auf den nächsten Tag verschieben müssen.

Es hatte uns gut getan, an diesem Nachmittag in Salamanca so ausführlich miteinander über Sonja zu sprechen, ich glaube, wir konnten dabei so ungezwungen bleiben, weil wir vom zurückgelegten Leben vieler Jahrhunderte umgeben waren. Du wolltest ja außerdem von mir durch diese alte Universitätsstadt geführt werden, obwohl wir nur über Sonja sprachen, aber du hattest darauf bestanden, dass ich den Fremdenführer spielte. Auf diese Weise war Sonja doch mit uns in Salamanca. Nein, sie lebt nicht mehr, Vera, das ist es nicht, was ich zu sagen versuche, ich sage nicht einmal, dass wir lernen müssen, es zu akzeptieren. Aber wenn alle Erinnerungen an unsere Kleine einen Lebensraum finden sollen, eine Sphäre des Nachhalls, ein Element des Festhaltens, dann können nur du und ich das ermöglichen.

Du hattest mir allerlei kleine Geschichten über meine Tochter erzählt, die ich noch nicht kannte, und das tat weh, denn ich bereute, nicht jeden einzelnen Moment ihres Leben mit ihr zusammen gewesen zu sein, obwohl mir dabei auch klar wurde, dass ich noch immer die Möglichkeit hatte, sie besser kennen zu lernen. Du wandtest dich immer wieder ab, um dir die Augen zu wischen, das habe ich gesehen, Vera, und du hast vielleicht begriffen, dass ich mein Gesicht nicht versteckte, um mir die Reliefs in der alten Universitätsfassade, wo du gerade Frosch und Schädel entdeckt hattest, genauer anzusehen. Aber mehrmals auf unserem langen Spaziergang ging mir auf, dass du weiterhin Sonjas Mutter warst. Vielleicht tut es dir weh, von mir daran erinnert zu werden, aber an diesem Nachmittag war ich mit der Mutter eines kleinen Mädchens zusammen. Das Mädchen wurde nur fünf Jahre alt, während seine Eltern unerbittlich älter werden, sie werden vierzig und fünfzig und sechzig, doch mit der fünf Jahre alten Sonja werden sie für den Rest ihres Lebens zusammen sein. Du warst noch immer Mutter, Vera, und ich war noch immer der Vater deines Kindes.

Nach dem festlichen Abschlussessen zogen wir uns von den Feierlichkeiten zurück. Wieder wolltest du einen Spaziergang machen, denn du hattest nicht vergessen, dass du von mir zum Fluss geführt werden wolltest. Du erzähltest, dass du an deinem ersten Nachmittag in Salamanca am Tormes-Ufer entlanggewandert warst. Von der alten römischen Brücke aus hattest du die Vögel gesehen, die vielen Schwäne und Gänse, und du glaubtest, von der Schönheit überwältigt zu werden, als du im Sonnenuntergang die Nachtigall singen hörtest und Salamanca wie ein rötlicher Edelstein hinter dir lag.

Jetzt war es ganz dunkel, und als wir das Hotel verließen und zum Fluss spazierten, sprachen wir nicht mehr über Sonja. Anfangs unterhielten wir uns sehr lebhaft, doch bald redete ich dann über dich und deine Angelegenheiten und du über mich und meine. Du wolltest allerlei über meinen Aufenthalt in Ozeanien wissen und ich konnte auch einiges von Taveuni erzählen. Ich glaube jedenfalls, dass ich mit einer gewissen Selbstironie eingestand, dass ich mich nicht getraut hatte, einen Gecko von einer Ginflasche zu verjagen, weil ich Angst hatte, das Tier könne die Flasche umwerfen. Ich fragte dich über dein Forschungsprojekt aus und weiß noch, dass ich dich als vielleicht bedeutendste spanische Fachfrau für paläontologische Anthropologie bezeichnete, vor allem in Bezug auf prähistorische Migrationen. Und du hast gelächelt, Vera, widersprochen hast du nicht. Du warst so stolz auf dein Stipendium.

Als wir den Fluss erreicht hatten, gingen wir über die zweitausend Jahre alte Brücke. Vielleicht ließen die Schwäne dich wieder an Sonja denken. Jedenfalls erzähltest du über unser Familienleben zu Hause in Oslo, das mir jetzt fast schon wie ein Mythos vorkam. Du erwähntest unsere vielen Ausflüge zum Sognsvann und zur Ullevålseter, zum Badestrand von Huk, wo Sonja zum ersten Mal Schwimmflügel getragen hatte, und dir fiel ein, wie sie damals fast eine ganze Stunde gebraucht hatte, um das große Labyrinth im Vigelandspark hinter sich zu bringen. Danach verlangte sie einen Preis und bekam im Parkrestaurant Herregårdskroen ein großes Eis.

Ich ließ dich reden, aber ich dachte auch an unser gegenseitiges Versprechen, nicht über eine mögliche Wiedervereinigung der zwei Drittel zu sprechen, die von unserer Familie noch übrig waren. Ich sah ein, dass es für uns vielleicht doch keinen Weg zurück gab. Trotzdem fand ich es feige, dass wir es nicht wenigstens versuchen wollten. Aber ich war mir selbst noch nicht schlüssig, und die Vorstellung, wieder mit jemandem zusammenzuleben, erschien mir nicht nur verlockend. Während du erzähltest, wie Sonja aus dem Labyrinth gekommen war, überlegte ich mir, dass wir versuchen müssten, uns gegenseitig zur Vernunft zu bringen.

Mein Schweigen ist dir sicher aufgefallen, denn du wolltest wissen, woran ich dachte, dabei wusstest du doch, wenn ich schweige, wenn ich an etwas denke, dann weil dieses Etwas traurig ist. Ich sagte, ich hätte an uns gedacht, und du sagtest so ungefähr, das sollte ich lieber lassen. Der einzige Grund, warum wir uns in Salamanca so gut verstanden hätten, sei Sonja gewesen, betontest du. Ich sagte, eben wegen Sonja hätte ich doch an uns gedacht, doch dann setztest du zu einer langen Geschichte darüber an, wie Sonja bei deiner Entlassung aus der Klinik fast mit einem anderen Kind vertauscht worden wäre. Und du sagtest: Dann wäre nicht unser Kind gestorben. Dann wäre sie heute noch am Leben.

Ich dachte daran, wie du mir wieder und wieder erzählt hattest, was im Sognsvei passiert war, ganz langsam hast du gesprochen, obwohl es doch so schnell gegangen war. Zwei- oder dreimal hattest du auch eine Aussage bei der Polizei machen müssen. Danach war der eigentliche Ablauf der Geschehnisse tabu, es war »das« oder »das, was passiert ist«, und ich glaube, wir beide hatten Angst, wir könnten hier in Salamanca zu diesen schrecklichen Szenen zurückkehren. Das hätte bedeutet, alte Wunden aufzureißen, und ich denke jetzt nicht nur an uns und die Wunde, die Sonjas Verlust uns zugefügt hat, sondern auch an die vielen Wunden, die wir uns gegenseitig zugefügt haben.

»Das, was passiert ist«, war so alltäglich, dass es alles noch schrecklicher machte: Du hattest Sonja aus dem Kindergarten abgeholt, sie ins Auto gesetzt und den Motor angelassen, aber dann fiel dir ein, dass du Sonjas Pantoffeln in der Garderobe vergessen hattest. Du stelltest den Motor ab und zogst den Zündschlüssel heraus, aber du vergaßest, die Handbremse zu ziehen und es war auch kein Gang eingelegt, kein Gang. Gleich warst du mit den Pantoffeln wieder da und erst jetzt setzte das Auto sich in Bewegung, denn, wie du immer wieder gesagt hast, das Schicksal fand es besonders lustig, dich alles sehen zu lassen, nur um erkennen zu müssen, dass du nichts mehr tun konntest. Und was dann dreihundert Meter weiter unten in der Kurve passiert ist, wissen wir ja. Wir wissen, was drei Tage später passiert ist. Und wir wissen auch, egal, was ansonsten aus uns wird, wir werden über den Verlauf dieses Ereignisses so nie mehr miteinander sprechen können.

Ich habe es schon so oft gesagt, aber jetzt muss ich es noch einmal sagen und dieses Mal schriftlich, damit du es immer vor dir hast: Es ist nicht mehr die Rede von Verzeihen. Ich habe dir schon viele, viele Male und vor langer, langer Zeit verziehen. Das alles ist jetzt vorbei, ist verschwunden. Ich gebe zu, dass ich dich in meiner Verzweiflung angeklagt habe, einmal habe ich auch gesagt, du solltest machen, dass du fortkommst, aber zugleich bin ich ja auch in Tränen ausgebrochen. Und ich habe dich doch wegen meiner zerstörerischen Trauer um Verzeihung gebeten. Am Ende warst du diejenige, die beschloss, mich zu verlassen. Ich hatte zu oft dieselben Fragen gestellt, die Fragen, die auch die

Polizei gestellt hatte. Warum hattest du Sonja allein gelassen? Warum hattest du nicht die Handbremse gezogen? Und warum konntest du nicht wenigstens den Gang einlegen? Warum musstest du überhaupt diese Pantoffeln mitnehmen? Ja, was zum Teufel wolltest du mit den Pantoffeln?

Aber das war ja noch nicht alles. Du kamst direkt vom Sommerfest des Instituts, wo du drei oder vier Glas Champagner getrunken hattest, und als du dich ins Auto setztest, hattest du 0,52 Promille. Das wurde aber nicht strafrechtlich verfolgt, was die Polizei damit begründete, dass du schon allzu hart bestraft worden seist. Genau das sagten sie, es war eine allzu harte Strafe, sagten sie, denn die Polizei ging in ihrer Strafverfolgung weniger grausam vor als deine nächsten Angehörigen. Wenn du dir wegen allem noch immer Vorwürfe machst, also dafür, dass du in einem zerstreuten Moment die Handbremse vergessen hast, dann sollst du wissen, dass du eher mir Vorwürfe machen könntest, weil ich immer wieder Salz in deine schreckliche Wunde rieb. Und zwar manchmal ganz bewusst.

Aber auf irgendeine Weise brachten wir das alles hinter uns, das versuche ich hier zu sagen, und schlossen schließlich Frieden miteinander. Du bist nicht nach Barcelona gegangen, weil ich dir nicht verzeihen hätte. Ich sagte sogar, dieses Versäumnis hätte genauso gut mir passieren können, ich glaube, in einem Moment der Aufregung ist das fast bei jedem Menschen möglich und du hattest doch bei deinem Auftritt im Institut solchen Erfolg gehabt. Auf diese Weise kann eine kleine Familie bisweilen von einem grauenhaften Unglück getroffen werden, das so blind einschlägt wie ein Blitz.

Wir hatten uns versöhnt, Vera, und du hast am Ende nicht deine Koffer gepackt, weil du das Gefühl hattest, dir sei noch immer nicht vergeben worden. Du wolltest vor meiner Trauer fliehen, mit der konntest du nicht leben, das schafftest du ja kaum mit deiner eigenen. Denn du schlepptest ja dieselbe Trauer mit dir herum, und vor der konntest du nicht so leicht davonlaufen. Wenn ich noch immer unglücklich war, erschien dir das wie einer meiner alten Vorwürfe. Ich habe mich während dieser Wochen nicht besonders geschickt verhalten, und wenn ich zu einer Familie in einem anderen Land hätte zurückkehren können, hätte ich das vielleicht auch gemacht. Auf diese Weise kam die lange Reise nach Ozeanien mir wie gerufen. Im Haus gab es zu viel Trauer, zu viel Trauer ballte sich unter dem einen Dach zusammen und du wolltest deshalb die Trauer teilen.

Wir standen auf der alten Brücke und starrten auf die lebhafteste Strömung. Als du mir erzählt hattest, wie Sonja einmal mit einem Hundertkronenschein nach Hause kam, den sie in der Jackentasche einer Kindergärtnerin gefunden hatte, wollte ich schon das feierliche Versprechen brechen, das wir uns gegenseitig im Hotel gegeben hatten. Wir brauchten jetzt nicht darüber zu sprechen, wollte ich sagen, aber irgendwann würden wir uns fragen müssen, ob wir nicht wenigstens versuchen sollten, einen Weg zurück zueinander zu finden, auch wenn das ein neuer Weg sein müsste, wir brauchten den alten Weg, der uns zur Trennung gezwungen hatte, nicht noch einmal einzuschlagen.

Wir hatten das, was nach Sonjas Tod passiert war, für unausweichlich gehalten. Aber zeigt denn jeder Sinn und jedes Ziel nur in eine Richtung? Kann nicht das, was hier und jetzt passiert, in der Zeit zurückweisen und dem früher Geschehenen eine ganz neue Bedeutung geben? Ich weiß, dass ich hier kühne Fragen stelle, aber könnten wir beide nicht versuchen, etwas zu tun, was Sonjas Tod einen Sinn gäbe?

Das Einzige, was ich auf der Brücke fragen konnte, war, ob du einen Freund hättest. Und zu einer Antwort kam es dann nicht mehr, denn jetzt entdeckte ich unten am Flussufer plötzlich zwei Gestalten. Sie gingen eng umschlungen dahin, wie eine ineinander verschmolzene Doppelgestalt. Dass ich sie so deutlich sehen konnte, lag daran, dass sie für einige Sekunden vor den starken Scheinwerfern standen, von denen die Brücke angestrahlt wurde. Sie warfen gewaltige Schatten über uns, aber ich konnte doch sehen, dass wir eine Frau in Rot und einen Mann in Schwarz vor uns hatten. Ich war ganz sicher, dass es sich um Ana und Jose

handelte. Ich hatte sie schon früher zusammen gesehen und fühlte mich fast wie in den Palmengarten des Maravu zurückversetzt.

Ich legte dir eine Hand auf die Schulter und zeigte auf die beiden.

»Das sind Ana und Jose.« In meiner Aufregung flüsterte ich fast.

Du schautest zu mir hoch und lächeltest schelmisch. Und seither habe ich mich gefragt, ob dein warmes, neckisches Lächeln dem Umstand entsprang, dass ich plötzlich Namen nannte, die du noch nie gehört hattest, oder ob es meiner Frage nach einem etwaigen Freund galt.

Ich hatte an diesem Abend noch fast nichts gesagt, aber jetzt war ich an der Reihe, denn jetzt erzählte ich in wildem Tempo von diesem seltsamen Paar, das mir auf Taveuni begegnet war, und je mehr ich erzählte, umso breiter wurde dein Lächeln, umso herzlicher lachtest du.

Es war so wunderbar, dich wieder lachen zu hören, ich hatte das zuletzt an dem Morgen erlebt, an dem du so aufgeregt warst, weil du an der Revue zum Semesterabschluss teilnehmen solltest. Ich erzählte von den geheimnisvollen Maximen, die die beiden auf Taveuni von sich gegeben hatten, ich erzählte, wie ich sie beobachtet hatte, als sie nackt im Bouma-Wasserfall badeten, ich erzählte, dass Ana eine berühmte Flamenco-Tänzerin war, ich erzählte von ihrem plötzlichen Unwohlsein und ich erzählte sicher noch sehr viel mehr, ich konnte jedenfalls noch sagen, dass Ana und Jose hellseherisch veranlagt seien und deshalb alle Kartenspiele gewannen. Außerdem, und das war das Allerwichtigste, war ich ganz sicher, dass ich Ana vor unserer Begegnung auf Taveuni schon einmal getroffen hatte, nur wusste ich einfach nicht mehr, wo das gewesen war. Aber du lachtest nur, als ob du dieses Lachen über sehr lange Zeit hinweg aufgestaut und für die richtige Gelegenheit gelagert hättest, du warst dir ganz sicher, dass ich mir das alles nur aus den Fingern gesogen hätte. Erst behauptetest du, ich hätte auf die beiden gedeutet, weil ich bereute, dich nach deinem Freund gefragt zu haben, und weil ich Angst vor deiner Antwort hätte. Dann meintest du, ich tische dir Lügenmärchen auf, um noch länger mit dir am Fluss stehen bleiben zu können. Oder ich hätte unsere Aufmerksamkeit auf ein Liebespaar gelenkt, um möglichst unauffällig mein feierliches Versprechen brechen zu können. Du hattest auch noch eine vierte Erklärung, die gefiel dir am allerbesten, aber die wurde erst spät abends verraten. Du sagtest, ich dächte mir unglaubliche Geschichten aus, um dich zum Lachen zu bringen. Und dein Lachen, das möchte ich noch sagen, dein Lachen machte dich so glücklich, du strahltest vor Freude darüber, dass du einen Schatz wieder gefunden hattest, der dir schon für immer verloren schien. Allerdings wiesen deine Erklärungen allesamt eine auffällige Gemeinsamkeit auf: Sie waren alle gleichermaßen kokett.

Ich weiß noch, dass ich mit dem Gedanken spielte, Ana und Jose zu folgen, die jetzt das Ufer verließen und die Stadt ansteuerten. Aber ich war doch mit dir zusammen und du hattest immerhin nicht Unrecht mit deiner Behauptung, ich wollte so lange wie möglich mit dir unter dem Nachthimmel über dem Tormes verweilen. Es war unser letzter Abend und ich war im Begriff, eines der allerwichtigsten Gespräche meines Lebens zu beginnen, ich war sogar bereit, ein Versprechen zu brechen. Aber das war noch nicht alles. Es widerstrebte mir, in diesen dichten Zusammenhalt einzugreifen, den ich jetzt ein weiteres Mal erlebt hatte. Wenn ich jetzt plötzlich losgerannt wäre, hättest du dies außerdem auf vierfache Weise deuten können und vermutlich einen neuen Lachanfall erlitten.

Wie du gelacht hast, Vera. Ich war sicher sehr verwirrt und sah bestimmt aus wie ein Narr. Aber wie du gelacht hast!

Nur einmal konnte ich deinen dichten Vorhang aus Gelächter durchdringen. Als Ana und Jose in der Stadt verschwunden waren und ich ganz ernst wiederholte, sie wirklich erkannt zu haben, da sagtest du:

»Ach, das war doch bloß ein Zigeunerpaar, Frank.«

Wir gingen zum Hotel hoch und jetzt gab es zwei Themen über die wir nicht sprechen durften. Das eine waren Ana und Jose, das andere Frank und Vera.

Am nächsten Tag fuhrst du mit dem ersten Zug zurück nach Madrid und Barcelona; ich hatte erwähnt, dass ich vielleicht noch eine Nacht in Salamanca anhängen wollte. Das glaubtest du noch immer nicht und machtest dir sicher deine Gedanken, warum ich länger bleiben wollte als ursprünglich geplant.

Ich brachte dich an diesem letzten Abend bis zu deiner Tür. Noch vor wenigen Monaten hatten wir im selben Bett geschlafen, jetzt war es schrecklich schmerzhaft und sinnlos, dass wir kein Zimmer mehr teilten. Auf diese Weise waren wir einander fremder, als wenn wir uns vorher nicht gekannt hätten.

Am nächsten Morgen schlief ich bis zum späten Vormittag. Dann ging ich in die Stadt und machte mich auf die Suche nach Ana und José. Zuerst spazierte ich aufs Geratewohl durch die Straßen. Ich fragte auch hier und dort, ob jemand eine Ana und einen Jose kannte, bei denen es sich offenbar um eine berühmte Flamenco-Tänzerin und einen Fernsehjournalisten handelte, aber natürlich konnte ich mit keinem Ergebnis rechnen, solange ich keine Nachnamen liefern konnte.

Ich hatte an diesem Morgen nicht mehr frühstücken können, deshalb suchte ich bald das viel besuchte Cafe auf der Plaza Mayor auf, in dem wir an dem Tag, als du Gibbons' Kritik an meinem Vortrag abgewiesen hattest, zusammen Mittag gegessen hatten. Ich bat um ein Omelett und ein wer und hatte offenbar ungeheures Glück, denn schon bald kam Ana ins Lokal gestürzt. Sie bemerkte mich nicht, und als ich mich umdrehte, entdeckte ich José, der ganz hinten im Lokal hinter einer Säule gesessen und auf sie gewartet hatte. Vielleicht hatte auch er mich nicht gesehen.

Ich spitzte die Ohren und hörte, dass sie heftig miteinander flüsterten, aber sie saßen zu weit weg, deshalb hörte ich nicht, was sie sagten. Ich beschloss, einfach mein Omelett aufzuessen und dann zu ihnen hinüberzugehen und ihnen guten Tag zu sagen. Es war doch wirklich ein seltsamer Zufall, dass wir hier aufeinander gestoßen waren, so viele Meilen vom Maravu entfernt. Bald darauf wurde laute Flamenco-Musik aufgelegt, zu Ehren der Tänzerin, wie ich annahm. Auf jeden Fall wurde heiser über Liebe und Verrat, über Leben und Tod gesungen, und ich drehte mich zur Rückseite des Lokals um. Ich hatte den Eindruck, dass Ana zusammenzuckte, und ich weiß noch, dass ich dachte, sie müsse sich vielleicht zusammennehmen, um nicht aufzuspringen und zu den temperamentvollen Rhythmen zu tanzen.

Dann erhob sie sich, aber nicht um zu tanzen. So plötzlich, wie sie ins Lokal hereingestürzt war, stürmte sie auch wieder davon. Einmal drehte sie sich zu Jose um und rief wütend:

»Ich will nach Hause! Hörst du? Ich will nach Hause, nach Sevilla!«

Ich dachte, dass vielleicht alle Familien ihre Szenen und Gefühlsausbrüche erleben, aber mir blieb nicht viel Zeit für diese Überlegungen, denn gleich darauf stürzte nun Jose durch das Lokal. Ich sprang auf und trat ihm in den Weg.

»Jose?«, fragte ich.

»Frank!«, rief er.

Er bedachte mich mit einem funkelnden Blick und breitete die Arme aus, als wollte er sagen: »Gott helfe mir«, oder etwas Ähnliches. Aber er hatte es ungeheuer eilig und im Weiterlaufen sagte er nur:

»Wir müssen miteinander reden, Frank. Gehst du ab und zu in den Prado?«

Das war alles, Vera. Für den Rest dieses Tages wanderte ich durch Salamanca, doch Ana und Jose konnte ich nicht mehr finden.

»Wir müssen miteinander reden, Frank. Gehst du ab und zu in den Prado?«

Was sollte das nun? Was sollte die Geschichte mit dem Prado? Ich hatte das Gefühl, schon einmal auf den Prado angesprochen worden zu sein. Dann fiel mir mein Abschied von John im Maravu Plantation Resort ein. Auch er hatte mich zum Abschied zu einem Besuch im Prado aufgefordert. Aber ich brauchte keine solche Aufforderung, ich hatte doch von Anfang an dem englischen Schriftsteller von meiner Begeisterung für dieses Museum erzählt.

Einiges konnte ich mir allerdings zusammenreimen. Als ich nach Anas plötzlichem Schwächeanfall das Maravu verlassen hatte, hatte John versprochen, Ana und Jose von mir zu grüßen. Er hatte sicher auch erwähnt, dass ich mich für spanische Kunst interessierte, denn das hören sie schließlich gern, dass jemand spanische Kunst liebt, meine ich, das muss man den Spaniern lassen. Aber warum der Prado? Warum nicht das Thyssen oder die Reina Sofia? Und warum war ich gefragt worden, wer mir am besten gefiele, Goya oder Velázquez, El Greco oder Bosch? Ich sollte mir die Zeit gönnen, mir alles genau anzusehen, hatte John geraten.

Am nächsten Tag nahm ich einen frühen Zug nach Madrid. Als die Lok sich über die Hochebene arbeitete, starrte ich die vielen Steinmauern an. Etwas an dieser urbar gemachten Landschaft erinnerte mich an die Almwirtschaft im norwegischen Hochgebirge.

Als ich die märchenhaften Stadtmauern von Ávila sah, fiel mir die heilige Theresia ein. Das lenkte meine Gedanken zurück zu Laura und zum Maravu Plantation Resort, eine Assoziation, die natürlich mit der religiösen Mystik zu tun hatte und natürlich auch mit Lauras braunem Auge, obwohl ich nicht abstreiten will, dass mir ihr grünes Auge und die Zärtlichkeit, die Laura mir entgegengebracht hatte, am längsten im Kopf herumgegangen waren. Die süßen Erinnerungen wurden allzu bald von einem Anblick gestört, den ich seither nicht mehr vergessen konnte. Bei meinem letzten Besuch in Salamanca hatte ich die Klosterkirche von Alba de Tormes besucht, wo Theresias sterbliche Überreste auf makabre Weise aufbewahrt werden. Einen ihrer Arme hatte ich hinter einer Tür links in der Sakristei gesehen, ihr Herz hinter einer Tür zur Rechten. Im Kloster des Theresia-Zentrums hatte ich außerdem den Zeigefinger des Johannes vom Kreuz betrachten können, des anderen großen spanischen Mystikers. Beide hatten großartige Gedanken und Visionen gehabt, dann waren sie zur letzten Ruhe gebettet worden. »Rest in pieces«, dachte ich.

Als wir die Estación de Chamartin erreichten, stieg ich in den Zug nach Atocha um. Von dort aus ging ich zum Hotel Palace und nahm mir ein Zimmer. Ich hatte das Gefühl, nicht nach Norwegen zurückkehren zu können, solange ich nicht zur Ruhe gekommen war. Es wäre auch nicht ganz leicht gewesen, Spanien zu verlassen, da ich doch wusste, dass du dich in Barcelona aufhieltest. Zu Hause konnte ich nur an mich selber denken, mit anderen Worten: an nichts.

* Bellis perennis *

Ich war zudem auch selbst ein Rätsel, denn ich besuchte den Prado dann trotz allem erst nach fast zwei Wochen. Ich fand, es war zu viel Aufhebens um meine zufällige Bemerkung gemacht worden, dass ich gerne eine Runde durch die prachtvollen Galerien drehte, wenn ich mich ohnehin schon in Madrid befand. Und ich wollte mich zu nichts zwingen lassen und schon gar nicht an der Nase herumgeführt werden. Während dieser beiden Wochen besichtigte ich jedoch sowohl Thyssen als auch Reina Sofia. Seit vielen Jahren war ich nicht mehr dort gewesen.

Ich hatte vieles von dem Material mitgenommen, auf das ich meinen Vortrag in Salamanca aufgebaut hatte, und im Palace arbeitete ich an dem Bericht, auf den ich mich nun schon seit Monaten konzentrierte. Ich nutzte die Gelegenheit zum Besuch einiger Kollegen von der Complutense-Universität, verbrachte mehrere Vormittage im Lesesaal der Nationalbibliothek und besuchte zum ersten Mal den zoologischen Garten in Casa de Campo.

An einigen Abenden schaute ich in zwei Flamenco-Bars vorbei, nicht weil ich damit rechnete, Ana dort tanzen zu sehen, sondern weil ich eine Art Hoffnung hegte, ihren Namen auf einem Plakat oder in einer Broschüre zu entdecken. Früher oder später musste ich versuchen ein Wiedersehen in die Wege zu leiten, aber ich wollte keine Nachforschungen anstellen, jetzt noch nicht, da war es schon besser, hier in Madrid abzuwarten. Es wäre ja nicht einmal unwahrscheinlich, dass mir an einem normalen Vormittag hier unter der Kuppel des Palace zufällig ein Fernsehjournalist über den Weg lief.

Im Palace war ein ganzer Monatslohn rasch ausgegeben, aber dass ich in diesem exklusiven Hotel blieb, geschah nicht nur aus alter Gewohnheit oder weil wir beide ganz besondere Erinnerungen mit diesem Haus verbanden, sondern weil es das einzige Hotel in der Stadt war, wo wenigstens eine winzige Chance bestand, dass du dort nach mir fragen würdest. Ich muss zugeben, dass ich die Möglichkeit nicht ganz von der Hand weisen wollte, dass du mich in Oslo anrufen könntest, nicht zuletzt wegen dem, was in Salamanca passiert war, wo ich es immerhin geschafft hatte, dich wieder zum Lachen zu bringen. Und wenn du mich nicht zu Hause erreichen könntest, würdest du vielleicht im Institut anrufen, auch wenn dich das arge Überwindung kosten würde. Dort würde man dir dann mitteilen, dass ich mich im Moment in Madrid aufhielte. Nach einer Woche hatte ich außerdem dafür gesorgt, dass die Institutssekretärin den Namen meines Hotels kannte.

Doch dann erwachte ich plötzlich aus etwas, das mir heute wie ein langer Dämmer Schlaf vorkommt. An einem Morgen ging mir plötzlich auf, wie unbedacht und idiotisch ich mich hier verhalten hatte. Ich war doch geradezu zu einem Besuch im Prado aufgefordert worden, nicht um ziellos von Saal zu Saal zu irren, sondern um Ausschau nach etwas ganz Bestimmtem zu halten. Der Engländer hatte allerlei vage Anspielungen gemacht, Jose hatte mich fast schon gebeten. Der Prado war natürlich eine Spur und nicht nur ein Echo meines eigenen Gefasels über die Schätze, die dort aufbewahrt werden.

Das war am Dienstag, also vor fast genau zwei Tagen. Ich ging mit energischen Schritten über die Plaza Canovas del Castillo - oder den »Neptuno«, wie dieser Platz auch genannt wird, weil sich dort ein Springbrunnen mit einem Neptunstandbild befindet. Als ich mich dem Eingang näherte, warf ich einen Blick zur Goya Statue hinauf, für die das reich verzierte Ritz den Hintergrund bildet, und jetzt, jetzt hatte eine Lunte Feuer gefangen.

Ich fing im Erdgeschoss an und ließ mir wirklich Zeit, nicht zuletzt, um mir die Besucher anzusehen. Nach einer Weile beugte ich mich über den »Garten der Lüste«, ein Gemälde von Hieronymus Bosch. Wenn ich ein Bild nennen sollte, das mein eigenes Lebensgefühl im Hinblick auf den Status des Menschen als Wirbeltier zum Ausdruck bringt, dann würde ich mich sicher für dieses entscheiden. Zusammen mit über hundert verzauberten Menschengestalten hat der Künstler nämlich fast ebenso viele andere Wirbeltiere in seinem Gemälde untergebracht. Wenn ich bei einem Assoziationsspiel mitmachte und das Stichwort »Fantasie« fiel, dann würde ich sofort »Bosch« sagen. Wäre »Bosch« das Stichwort, würde ich den »Garten der Lüste« nennen. Und wäre das Stichwort »Garten der Lüste«, dann wäre meine Assoziation »Gebrechlichkeit« - und wenn ich mit einem ganzen Satz oder lieber noch mit einer kleinen Glosse antworten dürfte, dann würde ich sagen, dass das Leben wunderschön und rätselhaft ist, aber ach, so kurz und gebrechlich.

Ich blieb mindestens eine halbe Stunde vor dem »Garten der Lüste« stehen, aber das ist keine große Leistung, mit diesem Bild hätte ich auch eine Woche verbringen können. Ich sah mir einige der kleinsten Details an, ab und zu musste

ich anderen Besuchern Platz machen. Und dann, Vera, dann hörte ich hinter mir eine vertraute Stimme.

»Es dauert mehrere Milliarden Jahre, einen Menschen zu erschaffen«, sagte die Stimme. »Und es dauert einige Sekunden zu sterben.«

Langsam drehte ich mich zu Jose um; sofort ging mir auf, dass dieser Ausspruch keine Interpretation eines vor fast fünfhundert Jahren entstandenen Bildes sein sollte, sondern dass er mir sagen wollte, Ana sei tot.

Ana war tot, Ana, die nicht hatte verraten wollen, wo ich sie schon einmal gesehen hatte, Ana, die keinen Flamenco tanzen wollte, Ana, die am Frühstückstisch plötzlich einen Anfall erlitten hatte, Ana, die noch vor wenigen Tagen das Lokal in Salamanca mit dem leidenschaftlichen Ruf verlassen hatte, sie wolle nach Hause, nach Sevilla.

Nicht nur Joses kurzer Ausspruch verriet mir das alles. Ich blickte in ein bleiches, fahles Gesicht, das weit, weit weg gewesen war und das es noch nicht so richtig geschafft hatte, sich nach einem Weg zurück umzusehen. Eine Erinnerung jagte jetzt durch mein Bewusstsein. In Salamanca hatte Jose mich mit fast panischem Blick angesehen und dann gerufen: »Wir müssen miteinander reden, Frank! Gehst du ab und zu in den Prado?« Jetzt beugte er sich zu dem Bild vor und zeigte in die linke untere Ecke, auf ein liebendes Paar in einer Glasblase. Er flüsterte wütend und verärgert:

»Glück und Glas, wie leicht bricht das.«

Mehr wurde für lange Zeit nicht gesagt, aber ich war mir sicher, er wusste, dass ich wusste. Langsam gingen wir durch die Säle und dann hinauf in den ersten Stock. Einmal sagte er:

»Wir waren unzertrennlich.«

Ich konnte nichts entgegnen, aber ich blickte in seine resignierten Augen und ich glaube, ich schüttelte abwechselnd schockiert und teilnahmsvoll den Kopf. Gleichzeitig brannte die Lunte immer munterer, denn jetzt führte Jose mich zur Goya-Sammlung und plötzlich standen wir vor den Bildern »Die nackte Maja« und »Die bekleidete Maja«. Ich wäre fast in Ohnmacht gefallen. Jose schien das bemerkt zu haben, denn er packte meinen linken Arm. Ich stand vor Ana!

Ich stand vor Ana, Vera. Hier hatte ich sie schon früher gesehen und das viele, viele Male. Ich hatte mir den Kopf darüber zerbrochen, ob ich sie in einem Film gesehen haben oder ihr in einem Traum begegnet sein könnte. Ich hatte mir sogar vorgestellt, dass ich ihr vielleicht in einer anderen Wirklichkeit begegnet sei. Aber hier war sie. Hier lag Ana auf einer Chaiselongue in Goyas Atelier, hier hing sie an einer Wand des Prado, einmal nackt und einmal bekleidet. Vor den beiden Bildern drängten sich die neugierigen Besucher.

Während Jose mich noch am Arm hielt, stand ich für einige Sekunden wieder vor dem Bouma-Wasserfall auf Taveuni, wo ich mir einen Blick auf die nackte Ana erschlichen hatte. Dort war mir nur ihr Gesicht vertraut gewesen, erst jetzt begriff ich, warum, denn Ana war um einiges zierlicher als Goyas »Maja«, vielleicht hatte ich die beiden deshalb nicht miteinander in Verbindung gebracht. Obwohl ich schon beim Anblick der bekleideten Ana in ihrem roten Kleid zwei Gedanken auf einmal gedacht hatte: Ich war sicher gewesen, dass sie mir schon einmal begegnet war, und ebenso sicher, dass etwas nicht stimmte.

Jetzt sah ich vieles klarer. John hatte das Internet erwähnt, wo es sicher mit Leichtigkeit möglich war, die wichtigsten Bilder Goyas anzuklicken. Und John hatte mir geraten, den Prado zu besuchen. Aber warum hatte er nicht Klartext geredet?

Jetzt standen Jose und ich hier und traten ein paar Schritte im Saal zurück. Ich war schockiert, ich war überwältigt, ich hatte Angst. Wenn Goya seine Bilder nicht zweihundert Jahre früher gemalt hätte, hätte ich beschwören können, dass Ana Modell gestanden habe, zumindest für das Gesicht der Frau.

Und das war noch nicht alles. Ana hatte nicht erkannt werden wollen, Jose hatte das auch nicht gefallen. »In Spanien gibt es viele dunkelhaarige Frauen. So einfach ist das, weißt du, Frank. Und in Madrid ist es nicht anders.« Seine Antwort hatte sich in meine Erinnerung eingeätzt. Hier und jetzt konnte ich mir vorstellen, welche Belastung es für Ana gewesen war, immer erkannt zu werden. Nicht zuletzt muss es sie gequält haben, als eine Frau erkannt zu werden, die vor zweihundert Jahren in Spanien gelebt hatte.

Die Sache war nicht besser geworden, als John Spooke Anas Stirn mit dem Finger angetippt und gesagt hatte: »Und der Name dieses Geistes ist Maya.« Er hatte zwar an die Vedanta-Philosophie gedacht, an Blendwerk, an Illusion und Sinnesbetrug, aber er hatte vielleicht zugleich an Goyas »Maja« gedacht, denn er hatte Ana ja schließlich auch als »Meisterwerk« bezeichnet. Und hier stand ich nun im Prado und wurde zum Zeugen des größten Blendwerks, dem ich jemals ausgesetzt gewesen war.

Mir kam ein ungeheuerlicher Einfall. Warum hatte Ana im Maravu diesen plötzlichen Anfall erlitten? Und warum war sie wenige Monate später gestorben? Konnte es einen Zusammenhang zwischen ihrer Ähnlichkeit mit Goyas »Maja« und ihrem so frühen Tod geben?

Ich sagte:

»Sie ist ihr wie aus dem Gesicht geschnitten.«

Jose schüttelte den Kopf.

»Sie ist es«, sagte er.

»Aber das ist doch ganz und gar unmöglich.«

»Natürlich ist das unmöglich. Aber es ist Ana.«

Lange standen wir, in ein leises Gespräch vertieft, hinten im Saal.

»Kennst du die Geschichte dieses Bildes?«, fragte Jose.

»Nein«, sagte ich.

Ich glaube, ich glotzte noch immer dumm vor mich hin.

»Das tut eigentlich niemand, aber einiges ist doch bekannt.«

Ich war ungeduldig.

»Und was wissen wir?«

>»La Maja Desnuda<, >Die nackte Maja<, wurde erstmals erwähnt von Agustin Ceán Bermúdez und dem Kupferstecher Pedro Gonzales de Sepúlveda, die das Bild im Jahr 1800 beschrieben. Es hing damals in einem Privatkabinett in Manuel Godoys Palast, zusammen mit einigen klassischen Darstellungen nackter Frauen, nämlich Velázquez' >Venus und Cupido< und einer italienischen Venus aus dem 16. Jahrhundert. Beide Bilder waren Geschenke der Herzogin von Alba.«

»Er hatte also eine Vorliebe für weibliche Akte?«

»Das kannst du wohl sagen. Im selben Kabinett hing außerdem eine Kopie einer Venus von Tizian. Damals war es jedoch verboten, weibliche Blöße darzustellen,

wenn auch idealisierte Bilder von Gestalten aus der Mythologie, wie der Venus, als nicht ganz so verwerflich galten wie eine >Nackte Maja<.«

»Warum?

»Goyas >Maja< ist, wie du siehst, etwas ganz anderes als eine mythische Gestalt. Sie ist eine Frau aus Fleisch und Blut, nach einem lebenden Modell gestaltet. Auf diese Weise erschien das Bild als pikanter - oder dekadenter, wenn du so willst - als beispielsweise eine Venus von Tizian oder Velázquez. Es galt als Pornografie.«

»Ach so.«

»Karl III. und Karl IV spielten mit dem Gedanken, solche Bilder aus den königlichen Kunstsammlungen zu vernichten, doch Godoy wurde offenbar das Privileg gewährt, seine Bilder weiterhin an die Wand zu hängen, wenn auch nur in seinen Privatgemächern.«

»Hatte er auch die >Bekleidete Maja<?«

Jose nickte: »>La Maja Vestida< wurde vermutlich nach der >Maja Desnuda< gemalt, denn sie wird erst in einem Katalog aus dem Jahr 1808 erwähnt, den der französische Maler Frederic Quillet anfertigte, der Agent Joseph Bonapartes. Hier wird >La Maja Vestida< erstmals zusammen mit >La Maja Desnuda< erwähnt.«

Jetzt musste er seine Stimme dämpfen, damit die anderen Besucher unser Gespräch nicht verfolgen konnten.

»Du weißt vielleicht, was eine >Maja< ist? Goya hat ja auch noch andere gemalt.«

»Eine Frau vom Land?«, schlug ich vor.

»Oder ein schönes Mädchen aus dem Volk, eine anmutige, festlich gekleidete Frau. Das männliche Gegenstück ist der >Majo<.«

»Hättest du Ana als >Maja< bezeichnen können?«

Er schüttelte energisch den Kopf.

»Ana war Zigeunerin, eine Gitana. Es ist übrigens umstritten, ob Goya seine Bilder selber >Maja< genannt hat. Als Godoys Eigentum 1813 von Ferdinand VII. beschlagnahmt wurde, wurde die Frau auf den beiden Bildern in einem Katalog als >Gitana< bezeichnet, als Zigeunerin also, und das ist etwas ganz anderes als eine Maja. Bereits 1808 war die Frau auf den Bildern schon als Zigeunerin beschrieben worden. Und wir dürfen nicht vergessen, dass es diese Bilder erst seit wenigen Jahren gab, der Künstler stand auf dem Gipfel seines Ruhms und es sollte noch viele Jahre dauern, bis er zur Flucht nach Frankreich fast schon gezwungen wurde. Erst 1815 wurde die Frau als Maja bezeichnet und diese Bezeichnung hat die beiden Bilder seither begleitet.«

Jetzt legte Jose eine kleine Pause ein, aber ich bat ihn durch eine Handbewegung, weiterzureden. Ich konnte mir nicht so recht vorstellen, welchen Unterschied es machen sollte, ob die Frau auf den Bildern eine Maja oder eine Gitana war. Es konnte ja schließlich nichts an der Tatsache ändern, dass Goya ein Gesicht gemalt hatte, zweihundert Jahre bevor dieses Gesicht auf der Welt zu sehen gewesen war. Jose sagte:

»Im März 1815 wurde Goya wegen dieser beiden Bilder vor die Inquisition zitiert. Man wollte von ihm wissen, ob er sie gemalt, welches Motiv er dabei verfolgt, in wessen Auftrag und mit welchem Ziel er gehandelt habe. Diese Fragen wurden niemals beantwortet und bis heute wissen wir daher nicht mit Sicherheit, wer Goyas Auftraggeber war.«

Jetzt herrschte vor den »Majas« nicht mehr ein solches Gewimmel und ich betrachtete sie voller Aufmerksamkeit.

»Es ist nicht schwer zu verstehen, warum du dich so gründlich über die Geschichte dieser beiden Bilder informiert hast...«, sagte ich.

»Wir können also annehmen, dass die nackte Version als Erste entstanden ist. Beide Bilder hingen in Godoys Palast und auch er musste sich trotz seiner hohen Stellung vor der Inquisition in Acht nehmen. Vielleicht wurde die bekleidete »Maja« gemalt, um das Bild der nackten zu verdecken. Es gibt übrigens allerlei Hinweise darauf, dass die Bilder wie ein Vexierbild arrangiert waren, sodass sich zuerst die bekleidete Frau zeigte, worauf ein Mechanismus dann die nackte davorschob. Frauen auszuziehen ist ja auch ein sehr alter Sport.«

Ich stand wieder vor dem Bouma-Wasserfall. Dort hatte ich ganz bewusst die Finger leicht gespreizt, als ich mir die Augen zugehalten hatte.

Jose erzählte weiter.

»Zwischen 1836 und 1901 hingen die Bilder in der Akademie San Fernande, doch die nackte Variante wurde dort nie gezeigt. 1901 wurden sie in den Prado überführt und auch hier hing die »Nackte Maja« zuerst in einem eigenen Raum, zu dem nicht alle Zutritt hatten.«

Ich wollte jetzt unbedingt mehr hören, denn obwohl ich alles interessant fand, was er da sagte, dachte ich nur an Ana.

»Hat man eine Vorstellung, wer das Modell für diese Bilder gewesen sein kann?« Er hob die Augenbrauen. »Oder die Modelle«, sagte er. Wieder musterte ich die beiden Bilder. »Sie sind doch absolut ähnlich.«

»Tritt etwas näher heran und sieh sie dir genauer an, ehe du ein Urteil fällst.«

Das tat ich. Ich hatte den Eindruck, die »Bekleidete Maja« sei schneller und weniger sorgfältig gemalt worden als die nackte, außerdem war sie größer als bei der nackten Variante, und die Frau war stärker geschminkt. Die »Nackte Maja« war zuerst entstanden und vielleicht hatte Goya dann in aller Eile ein bekleidetes Gegenstück geschaffen, um die nackte zu verdecken, aber es war dieselbe Frau und beide waren Ana, obwohl nur Kopf, Gesicht und Haare von Ana stammten. Und genau darum ging es natürlich. Ich glaubte deutlich vor mir sehen zu können, wie Goya zuerst den Körper einer nackten Frau gemalt hatte, um dann seinen Akt mit dem Gesicht einer anderen zu krönen. Wer sich Zeit ließ, konnte problemlos erkennen, dass die Frauengestalt in zwei Teile zerfiel, in Kopf und Rumpf, und an der Nackten wurde das besonders deutlich.

Ich sah Anas Kopf, aber nicht ihren Leib. Anas Kopf schien dem nackten Modell aufgefropft worden zu sein.

Ich ging zu Jose zurück.

»Er hatte zwei Modelle«, sagte ich. »Eins für den Kopf und eins für den Körper.«

Er nickte, aber ohne zu lächeln, denn für Jose war das hier kein Spiel. Er sagte:

»Das Aktmodell war vermutlich eine Dame der Gesellschaft, weshalb Goya ihr Gesicht natürlich nicht malen konnte.«

Deshalb hat er das von Ana genommen, dachte ich. Ich fragte:

»Und wissen wir, wer diese Dame der Gesellschaft war?«

»Es gibt mehrere Theorien. Beliebte war die, die Bilder seien im Auftrag von Godoy entstanden, dem Günstling der Königin, und das Modell - also das Aktmodell - sei seine Geliebte Pepita Tudó gewesen. Dann wäre es natürlich unabdingbar gewesen, ihre Identität zu verbergen. Aber es gibt noch eine weitere Theorie.«

»Und die lautet?«

»Wir wissen, dass die Herzogin von Alba eine Zeit lang in enger Beziehung zu Goya stand und dass Goya in den Jahren 1796 und '97, als die >Nackte Maja< entstand, auf ihrem Landsitz in Sanlúcar de Barrameda an der Mündung des Guadalquivir wohnte. Bereits zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts kursierte ein hartnäckiges Gerücht, nach dem die Herzogin von Alba für die >Maja Desnuda< Modell gestanden habe. Dieses Gerücht kann durchaus von Leuten in die Welt gesetzt worden sein, die die Tatsachen kannten, und je älter ein Gerücht ist, umso mehr Grund haben wir, ihm zu vertrauen.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Wenn du dir andere Bilder ansiehst, auf denen Goya die Herzogin dargestellt hat, zum Beispiel das bekannte Portrait aus dem Jahr 1797 oder die Zeichnung, auf der sie sich frisiert, und die von 1796 oder '97 stammt, dann lässt nichts an der Gestalt der Herzogin die Annahme unmöglich erscheinen, sie könne auch das Modell für die >Maja Desnuda< gewesen sein.«

»Hatten sie eine erotische Beziehung?«

»Das wissen wir nicht, aber wir haben immerhin Hinweise darauf, dass Goya nichts dagegen gehabt hätte. 1795 teilt er in einem Brief mit, die Herzogin habe ihn in seinem Atelier aufgesucht, um sich dort schminken zu lassen. Und er fügt hinzu: >Das gefällt mir viel besser, als sie auf Leinwand zu malen. < Auf dem in Sanlúcar entstandenen Ölportrait hat er sie in Schwarz und mit einer Mantilla gemalt und hier trägt sie zwei Ringe mit der Inschrift >Alba-Goya<. Und das ist noch nicht alles, sie zeigt außerdem mit strenger, energischer Miene in den Sand, in den >Solo Goya< eingeritzt worden ist. Die Herzogin von Alba war zweifellos eine schöne und anziehende Frau und durch den Tod des viel älteren Herzogs von Alba in Sevilla am 9. Juni 1796 war sie zur Witwe geworden.«

»Warum hätten sie also keine erotische Beziehung haben sollen?«

»Das Portrait der Herzogin befand sich in Goyas Privatbesitz, wir können es hier natürlich mit Fantasien und Wunschträumen zu tun haben und nicht mit Tatsachen. Obwohl die Herzogin als sehr liberal galt, ist es doch fast unvorstellbar, dass sie ein Portrait akzeptiert hätte, das dermaßen hemmungslos ihren Hochmut betonte. Und wie wahrscheinlich ist es überhaupt, dass sich eine Schönheit von vierunddreißig Jahren in einen eher gebrechlichen Mann von fünfzig verliebt, der noch dazu stocktaub ist?«

»Ach richtig, er litt ja an dieser Krankheit...«

»Trotzdem lässt es sich nicht ausschließen, dass die Herzogin für die >Maja Desnuda< Modell gestanden hat. Die Zeichnungen, die sie darstellen, lassen annehmen, dass Goya fast unbegrenzten Zutritt zu ihr hatte. Aber wir werden nie erfahren, wie die Beziehung zwischen der Herzogin und Goya wirklich aussah, es spielt ja auch keine Rolle mehr. Auf jeden Fall war die Beziehung eine Zeit lang sehr eng.«

Während er redete, hatte ich nur das Gesicht der Frau angestarrt, denn ich konnte meine Gedanken nicht von Ana abwenden.

»Bisher sprechen wir nur darüber, wer das Modell für den Körper gewesen sein könnte«, sagte ich. »Wir haben kein Wort darüber verloren, von wem der Kopf stammt.«

Ich weiß nicht, ob ich bei ihm jetzt ein kleines Lächeln ahnen konnte. Er sagte:

»Das ist eine viel längere und viel kompliziertere Geschichte. Deshalb ist sie auch viel schwerer zu verstehen. Gehen wir?«

Ich nickte.

»Du hast doch sicher genug gesehen?«

Ich trat ein allerletztes Mal vor die beiden Gemälde. Ich schaute Ana in die Augen. Genauso hatte sie mich auf Taveuni viele Male angesehen - mit dem schmalen geschlossenen Mund und dem schrägen Blick aus den schwarzen Augen.

Ich folgte Jose aus der Goya-Sammlung über die Treppe ins Erdgeschoss und hinaus auf die Plaza de Murillo. Dort überquerte er mit energischen Schritten den Platz und ging auf den Eingang des botanischen Gartens zu. Er fischte zweihundert Peseten aus der Tasche und kaufte sich eine Eintrittskarte. Ich tat es ihm nach und folgte ihm.

Wir spazierten durch den Park und wurden sofort in eine Symphonie der Düfte aller Pflanzen und Bäume eingehüllt, die jetzt, Anfang Mai, in voller Blüte standen. Auch die Vögel waren heftig am Werk, es war fast unmöglich, den Gesang eines Vogels von dem eines anderen zu unterscheiden.

Jose ging zuerst zwei Schritte vor mir her, dann ließ er sich von mir einholen. Ohne mich anzusehen sagte er:

»Ana hat diese Oase in Madrid geliebt. Wenn wir in der Hauptstadt waren, wollte sie immer hier spazieren gehen, mindestens einmal pro Tag, egal zu welcher Jahreszeit. Wenn ich Besprechungen hatte, konnte sie halbe Tage hier allein verbringen, und wenn die Besprechung um zehn anfang, konnte ich sie später hier zum Mittagessen abholen. Und immer hatte sie dann etwas Neues entdeckt. Wir hatten auch eine Art Spiel, ich musste sie dabei hier im Garten suchen. Wo würde ich sie heute finden? Und wie lange würde ich sie suchen müssen? Und schließlich: Was würde sie Neues erzählen können? Wenn sie mich zuerst entdeckte, dann machte es ihr manchmal Spaß, sich vor mir zu verstecken und mich zu beobachten, wie ich sie im ganzen Park suchte. Nach und nach lernte sie die Namen aller Bäume und Büsche und am Ende wusste sie genau, zu welchem Baum welcher Vogel gehörte.«

»Aber zumeist habt ihr in Sevilla gelebt?«

Er nickte, doch dann schüttelte er den Kopf und sagte:

»Vor sieben oder acht Jahren habe ich mit den Arbeiten an einer Fernsehserie über die Geschichte der Zigeuner in Andalusien angefangen. Ich wollte versuchen, mehr über die Entwicklung der Flamenco-Kultur in diesem alten Schmelztiegel von iberischen, griechischen, römischen, keltischen, maurischen, jüdischen und nicht zuletzt christlichen Traditionen in Erfahrung zu bringen. Bei meinen Recherchen habe ich in Sevilla Ana kennen gelernt, die schon mit sechzehn Jahren eine hervorragende Flamenco-Tänzerin und eine angesehene bailaora gewesen war. Nach einigen Wochen waren wir unzertrennlich und seither sind wir nicht eine Nacht voneinander getrennt gewesen.«

Ich war noch immer so gefesselt von der seltsamen Ähnlichkeit zwischen Ana und Goyas »Maja«, dass ich mich zum Zuhören zwingen musste. Aber er redete weiter, ohne mich anzusehen.

»Sie hieß Ana Maria. Das stand auf den Plakaten und so wurde sie von ihrer Familie genannt. Wenn ich sie nur Ana genannt habe, dann vor allem, um einen eigenen Kosenamen für sie zu haben.«

»Sie muss aber doch auch einen Nachnamen gehabt haben?«

Er nickte nachdrücklich und schien auf diese Frage schon gewartet zu haben. Er sagte:

»Maya.«

»Wie bitte?«

»Ihr Name war Ana Maria Maya.«

Das verschlug mir nun wirklich die Sprache. Nicht nur, dass Ana Goyas »Maja« ähnelte wie ein Ei dem anderen, sie hieß noch dazu Maya. Wieder stand ich auf Taveuni, wo John Spooke Anas Stirn mit dem Finger antippte und auf seine Weise zu verstehen gab: Er wusste, dass Ana Maya hieß. Und Jose hatte darauf durchaus nicht wohlwollend reagiert.

»Das kann doch nicht sein«, sagte ich.

Wieder nickte er.

»Dieser Name ist in andalusischen Flamenco-Kreisen nicht gerade eine Seltenheit. Der bekannteste ist natürlich der bailaor Mario Maya. Doch auch seine Tochter Belen Maya hat sich einen Namen gemacht wie auch sein Neffe Jüan Andres Maya. Diese Flamenco-Dynastie wird häufig als >Los Maya< bezeichnet. Ana gehört einer anderen Maya-Familie an oder zumindest einem anderen Zweig.«

»Hat dieser Name eine Bedeutung?«

»»Maya< ist der Name einer Pflanze aus der Familie der Korbblütler, Tausendschönchen oder Maßliebchen oder Bellis perennis. Warum diese schöne Blume auf Spanisch >maya< heißt, weiß ich nicht, vielleicht ist es eine Ableitung des Monats >mayo<, in manchen Ländern wird das Tausendschönchen auch Maiblume genannt. Der lateinische Name spielt wohl darauf an, dass sie fast das ganze Jahr hindurch blüht. Ansonsten kann das spanische Wort maya ein junges Mädchen, eine Maikönigin oder eine verkleidete oder maskierte Frau bezeichnen.«

»Fast wie das andere Wort«, sagte ich nachdenklich. »Es hat also fast dieselbe Bedeutung wie maja.«

»So ist es, ja. Und beide Wörter gehen auf dieselbe indogermanische Wurzel zurück. Dieselbe Wurzel findest du auch im Monatsnamen Mai, in der römischen Göttin Maia, in allen Ableitungen des lateinischen magnus oder maior, wie Plaza Mayor, in Ableitungen des griechischen megas, in einer Reihe indogermanischer Wörter für >viel< wie dem englischen much, im deutschen Wort Märchen und im Sanskritwort maha.«

»Wie in mahatman, der Weltseele also?«

Er nickte.

»Darüber hat Laura im Maravu doch so viel gesprochen«, sagte ich. »Laura sprach über Gaia und Maya und hier in Spanien ist jetzt die Rede von Goya und Maja. Gewisse Dinge scheinen also einen Zusammenhang zu haben.«

»Alles hat einen Zusammenhang«, behauptete Jose. Als er das sagte, glaubte ich Lauras Stimme zu hören.

Er hatte mich noch immer nicht angeschaut. Wir bogen um einen Marmorspringbrunnen und nun sagte er:

»Ana Maria war die jüngste Tochter einer traditionsreichen Zigeunerfamilie, die seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts im Sevilleaner Stadtteil Triana lebt, und da leben noch immer ihre armen Eltern und auch ein Großelternpaar. Ein Zweig

der Familie stammt angeblich von dem legendären Cantejondo-Sänger El Planeta ab, dem Begründer dessen, was zum typischen Gesangsstil der Triana-Schule werden sollte. Er stammte aus Cádiz und lebte von ungefähr 1785 bis 1860. Seinen Namen verdankte er vermutlich der Tatsache, dass er an den Einfluss der Sterne und Planeten glaubte. In seinen Liedern finden wir zumindest viele Anspielungen auf Himmelskörper. Sein Name kann außerdem darauf anspielen, dass er ein >Wanderer< war oder ein >Wanderstern<. Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts kam er nach Sevilla und fand in einer Schmiede in Triana Arbeit, die Schmiedekunst war damals unter den Zigeunern sehr verbreitet. Innerhalb der Familie gilt er als Anas Urururgroßvater, aber ich habe außerhalb der esoterischen Überlieferungen dieser Sippe keinen klaren Überblick über die Generationenfolge finden können. Egal, nach sieben Generationen hat er sicher viele hundert Nachkömmlinge, wenn nicht sogar viele tausend, und warum sollte nicht auch Ana dazugehören?«

»Erzähl weiter!«

»Innerhalb weniger Wochen sind wir uns sehr nahe gekommen, sehr nahe, verstehst du, ungewöhnlich nahe. Sie hat mir außerdem ihre Familiengeschichten erzählt, was mich nicht nur ungeheuer gut unterhalten hat; vielmehr konnte ich das ja auch für meine geplante Fernsehserie verwenden. Die übrigens nie entstanden ist.«

»Warum nicht?«

»Ich wurde selbst zum andalusischen Zigeuner. Oder auf jeden Fall zum aficionado, also zum begeisterten Anhänger und zum Kenner der Mysterien der Flamenco-Kultur. Ich hatte das Gefühl, als Schwiegersohn in diese traditionsbewusste Familie aufgenommen worden zu sein, und ich konnte keine Fernsehserie über meine eigene Familie drehen, dazu wusste ich schließlich auch zu viel, denn wie schon gesagt hatten diese Familientraditionen auch ihre esoterischen Seiten. Wenn die andalusischen Zigeuner fünfhundert Jahre hindurch etwas bewahrt haben, dann ihre Geheimnisse. Über lange Zeit hinweg mussten sie sich ja auch vor der Inquisition verbergen. Egal. In Anas Familie gab es vor allem eine Geschichte, die von einer Generation zur anderen weitergereicht wurde, eine unbegreifliche Geschichte, die bis zu El Planeta zurückging und die außerdem mit Anas Urgroßvater zusammenhing, der 1894 bei einer Schlägerei ums Leben gekommen war. Die Frage ist, ob diese alte Geschichte - du kannst sie gern als Sage bezeichnen - Licht auf das werfen kann, was mit Ana passiert ist. Auf jeden Fall hatte sie vorher tiefe Schatten über ihr Leben geworfen.«

»Jetzt bin ich wirklich gespannt.«

Er blieb auf dem Kiesweg stehen und schaute mir in die Augen.

»Zuerst sollte ich wohl erzählen, was passiert ist.«

Wir gingen weiter und er berichtete:

»Als Ana und ich uns zwei Jahre kannten, wurde bei Ana ein Herzfehler festgestellt. Er war nicht sonderlich schwerwiegend, aber nicht leicht zu operieren, jedenfalls nicht ohne ein erhebliches Risiko. Doch sie konnte damit leben, ohne dauernd besondere Rücksicht nehmen zu müssen. Trotzdem kam es bisweilen vor, dass ihr Kreislauf sich dermaßen verschlechterte, dass sie aschgrau im Gesicht wurde, wenn dies auch selten länger als eine oder zwei Minuten dauerte und nach Aussage der Ärzte an sich nicht beunruhigend war. Aber es machte uns beiden doch Angst. Das erste wirklich schlimme Erlebnis war, als sie vor einem knappen Jahr auf der Bühne zusammenbrach und mit einem Krankenwagen in die Klinik gefahren werden musste. Die Ärzte beruhigten uns wieder, meinten aber, sie könne nicht mehr auftreten. Flamenco ist ein Tanz, der viel Kraft braucht, sehr viel Kraft. Zugleich - und ich weiß nicht, welche Nachricht schlimmer war - meinten sie, Ana von einer Schwangerschaft doch eher abraten zu müssen.«

»Wie hat sie das alles verkraftet?«

Er schnaubte fast verächtlich.

»Es war schwer für sie. Der Flamenco war Anas Seele. Und sie wünschte sich ein Kind, es kam sogar vor, dass sie Kinderkleider kaufte, wenn ihr welche besonders gut gefielen.«

»Und dann seid ihr nach Fidschi gefahren?«

Darauf gab er keine Antwort.

»Und dann sind wir uns in Salamanca über den Weg gelaufen«, sagte er. »Ana und ich lebten nun in Madrid, aber wir hatten einige Tage in Salamanca verbracht, um meine Familie zu besuchen. In dem Cafe an der Plaza Mayor wurde plötzlich Flamenco-Musik aufgelegt, Aufnahmen einer Gruppe, mit der Ana vor einigen Jahren in Sevilla aufgetreten war. Ich sah, wie es in ihr zu prickeln begann, sie trommelte mit den Händen auf der Tischplatte und schnippte mit den Fingern und am Ende bat ich sie, aufzuhören, sie solle sich nicht mehr quälen als unbedingt nötig. Da sprang sie auf und sagte, sie wolle nach Hause, nach Sevilla. Ich hatte Angst, dass es mir nicht länger gelingen würde, sie vom Tanzen abzuhalten, aber wir fuhren nach Sevilla und verbrachten einige Tage bei Anas Eltern in Triana. Wir waren seit einem halben Jahr nicht mehr dort gewesen und zwei Tage lang machten wir ausgiebige Spaziergänge durch den Maria-Luisa-Park, über die Plaza de Espana, durch die Gärten des Alcázar und durch das alte Judenviertel Santa Cruz. Nur zur Plaza Santa Cruz, wo sie während der vergangenen Jahre jeden Abend getanzt hatte und wo sie nach ihrem letzten Auftritt der Krankenwagen holen musste, mochte sie nicht hin. Doch verlor sie darüber kein Wort und sie sprach weder über ihren Herzfehler noch über den Flamenco, aber wann immer wir uns dem Platz mit dem alten schmiedeeisernen Kreuz an der Stelle, wo einst eine sagenumwobene Kirche gestanden hat, näherten, schlug sie eine andere Richtung ein.«

Wir hatten das untere Ende des botanischen Gartens erreicht, wo ein bepflanzter Berghang die Grenze zur Claudio Moyano mit den vielen Bücherkarren bildete und wo ich mir vor einigen Jahren eine alte Übersetzung von Hamsuns »Victoria« gekauft hatte. Jose setzte sich auf den Marmorspringbrunnen, ich folgte seinem Beispiel. Dann erzählte er weiter:

»Wir liebten beide die Gärten des Alcázar, ich hatte sie Ana gezeigt, denn obwohl sie in Sevilla aufgewachsen war, hatte sie nie einen Fuß dort hineingesetzt, ehe sie mich kennen lernte. Seither waren sie zu Anas Zufluchtsort in Sevilla geworden, zeitweise suchten wir sie mindestens zweimal die Woche auf. Aber egal. An unserem dritten Tag in Sevilla wanderten wir, wie schon so oft, durch die vielen Gärten. Die abgeschlossene Gartenanlage kam uns vor wie eine ganz eigene Welt und an dem Tag meinten wir scherzhaft, wir könnten uns in den Gärten des Alcázar einschließen und den Rest unseres Lebens dort verbringen. Das hätten wir vielleicht nicht sagen dürfen. Wir hätten das nicht sagen dürfen.«

»Und dann?«, fragte ich. »Und dann?«

»Wir saßen unten beim Cafe auf einer Bank und plötzlich entdeckte Ana einen Zwerg. Zuerst zeigte sie zur Puerta de Marchena hoch und erzählte, sie habe gesehen, wie der Zwerg aus der Galeria del Grutesco hervorgelugt habe. »Er hat mich fotografiert«, sagte sie, als sei das allein eine tödliche Beleidigung. Gleich darauf sahen wir beide, dass der kleine Wicht uns beobachtete, aus einer der Nischen in der langen Mauer, die die Gärten des Alcázar in zwei Abteilungen trennt, eine alte und eine neue. Und auch von dort aus knipste er uns mit einer kleinen Kamera. »Da ist er!«, rief Ana. »Da ist der Zwerg mit den bimmelnden Glöckchen!«

»Wer?«, fiel ich ihm ins Wort. »Welcher Zwerg?«

Jose beantwortete diese Frage nicht, er redete einfach weiter.

»Ana sprang von der Bank auf und lief hinter dem Zwerg her, den wir jetzt unter der Puerta de Marchena entdeckten. Ich glaube, ich versuchte, sie zurückzuhalten, aber auch ich nahm dann die Verfolgung auf, denn ich hatte Ana, seit ich sie kannte, immer wieder einen ganz bestimmten Zwerg erwähnen hören. Sie folgte dem Zwerg zuerst durch das schmiedeeiserne Tor links, dann vorbei am Becken mit der Merkurstatue, die Treppen zum Garten der Tänze hinab und dann weiter durch den Garten der Damen, vorbei am Neptun-Springbrunnen, durch das große Portal, um das Lusthaus Karls V. herum, in das Labyrinth mit den meterhohen Hecken, aus dem Labyrinth hinaus, entlang der Galeria del Grutesco, nach rechts durch die Puerta del Privilegio und dann in den Garten der Poeten. Der Zwerg und Ana liefen beide schneller als ich und ich musste mir außerdem allerlei Zurufe gefallen lassen, denn es sah doch so aus, als hetze Ana einen armen Zwerg, obwohl doch im Grunde das Gegenteil der Fall war, sie wollte doch allem ein Ende setzen, deshalb verfolgte sie ihn. Im Garten der Poeten brach sie bei der Hecke am untersten Becken zusammen, die übrigens nur einen Katzensprung von der Plaza Santa Cruz entfernt liegt, sodass Ana jetzt nur noch durch eine hohe Mauer vom Flamencotablaio >Los Gallos< getrennt lag, wo sie lange Zeit hindurch die große bailaora gewesen war. Ehe ich sie erreichte, hatte sich schon eine Menschenmenge um sie versammelt. Sie war bei Bewusstsein, aber sie war fast blau im Gesicht und musste schrecklich um Atem kämpfen. Ich hob sie in den großen Marmorspringbrunnen zwischen den beiden Becken und hielt sie einige Minuten ins Wasser, um ihren fieberheißen Körper abzukühlen. Ich rief den Umstehenden zu, sie leide an einer Herzkrankheit, und schon bald standen Sanitäter mit einer Bahre vor uns, auch wenn ich nicht mitbekam, wie lange es wirklich gedauert hatte.«

Danach schaute Tose lange schweigend auf den botanischen Garten von Madrid. Hier waren keine anderen Menschen zu sehen, aber wir hörten die Vögel singen und das so laut, dass der Verkehr im Paseo del Prado fast nicht zu hören war. Auch die Vögel schienen in ihrem Gesang von ihrer toten Freundin zu erzählen.

»Und der Zwerg?«, fragte ich.

»An den dachte niemand. Der war wie vom Erdboden verschluckt.«

»Und Ana?«

»Im Krankenhaus wurden ihr einige Spritzen gegeben und während der folgenden Stunden verbesserte ihr Zustand sich ein wenig, aber sie kam nie wieder auf die Beine. Die Ärzte wollten versuchen, sie zu operieren, sobald ihr Puls sich normalisiert hätte, aber dazu kam es nicht mehr. Sie ist vor einer knappen Woche gestorben. Am Freitag wird in der Santa-Ana-Kirche in Triana das Seelenamt abgehalten.«

Er schaute zu mir hoch. Dann sagte er:

»Es wäre schön, wenn du dabei sein könntest.«

»Natürlich komme ich«, sagte ich.

»Gut.«

»Aber was hat Ana während dieser Tage im Krankenhaus gesagt? War sie die ganze Zeit bei Bewusstsein?«

»Sie war bei klarerem Bewusstsein denn je. Sie erzählte mir sehr viel, was ich noch nicht gewusst hatte, über den Zwerg, über El Planeta, über den Urgroßvater, der bei der schicksalhaften Schlägerei ums Leben gekommen war, und außerdem sehr viel über die Geheimnisse des Flamenco. Das Letzte, was sie sagte, ehe ihr Herz plötzlich zu schlagen aufhörte, war: >Es dauert mehrere Milliarden Jahre, einen

Menschen zu erschaffen. Aber Sterben dauert nur wenige Sekunden. < Das waren meine eigenen Worte und ein Ausdruck für meine eigene Lebenssicht, eine Sicht, von der sie sich hatte prägen lassen, so wie ich zum Flamenco-aficionado geworden war. Anas allerletzte Worte waren damit ein Abschied und eine Liebeserklärung zugleich.«

Ich konnte nicht mehr fragen, wie er das gemeint hatte, denn jetzt sprang er auf und lief durch den Park. Ich folgte ihm auch dieses Mal.

Während er von Ana erzählt hatte, hatte ich immer wieder die beiden Bilder aus dem Prado vor mir gesehen. Ob ein Zusammenhang bestehen konnte zwischen dem, was er über den Zwerg erzählt hatte - der von Ana in den Gärten des Alcázar entdeckt worden war -, und der seltsamen Ähnlichkeit zwischen Ana und Goyas »Maja«? Ich sagte:

»Als du damals vor vielen Jahren Ana kennen gelernt hast...«

Aber er hatte schon durchschaut, worauf ich hinauswollte, und fiel mir ins Wort:

»Nein, damals habe ich nicht an Goya gedacht. Ich glaube, ich habe so reagiert wie du. Ich war sicher, dass ich ihr schon begegnet war, aber dieses Gefühl konnte ja auch einfach nur darauf beruhen, dass ich mich so heftig in sie verliebt hatte.«

Ich sagte: »Wir besitzen vielleicht eine Art Abwehrmechanismus, der uns daran hindert, einen Menschen, der uns auf unserem Lebensweg begegnet, mit einem Menschen zu identifizieren, der vor zweihundert Jahren gelebt hat.«

Er zuckte nur mit den Schultern.

»Und was denkst du heute?«, fragte ich.

Sein Gesicht bekam einen ganz eigenen Ausdruck.

»Sie sahen sich nicht nur ähnlich«, erklärte er. »Nach und nach wurden sie sich immer ähnlicher. Seit ihrer Teenagerzeit musste Ana zunehmend mit diesem seltsamen Handicap leben, in Sevilla gab man ihr schließlich den Spitznamen La Nina del Prado.«

Ich hielt mir die Hand vor den Mund und Jose fügte hinzu:

»Bei ihrem Tod sah sie genauso aus wie das Modell des Künstlers. Damit war das Werk vollbracht, sie wurde nicht einen Tag älter.«

»Aber wie erklärst du dir diese seltsame Ähnlichkeit?«

»Es gibt mehrere Erklärungen. Oder genauer gesagt: Wir können eine Reihe verschiedener Erklärungen bemühen, aber alle sind gleichermaßen unmöglich.«

»Ich würde sie gern alle hören.«

»Anas Ururururgroßmutter kann Goyas Modell für das Gesicht gewesen sein, das auf das ursprüngliche Aktgemälde aufgemalt wurde.«

»Ach?«

»Wie wahrscheinlich wäre es aber, dass sie einer ihrer Nachkommen dermaßen ähnlich gesehen hat? Oder umgekehrt: Wie wahrscheinlich ist es, dass eine Frau genauso aussieht wie ihre Ururururgroßmutter? Du bist hier der Biologe. Wäre das überhaupt möglich?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Nicht über sieben Generationen hinweg. Wenn auch Anas Vater von dieser Ururururgroßmutter abstammt - was nicht unwahrscheinlich ist -, dann besteht vielleicht die Möglichkeit, dass sich aufgrund einiger spezifischer Züge eine gewisse Ähnlichkeit entdecken lässt. Aber ganz gleich? Da wäre die Wahrscheinlichkeit, sieben Mal hintereinander sechs Richtige im Lotto zu haben, größer. Und das passiert nie.«

»Also muss es ein einziger großer Zufall gewesen sein«, überlegte Jose. »Ana und Goyas >Maja< ähnelten sich einfach wie ein Ei dem anderen.«

Noch einmal schüttelte ich verständnislos den Kopf.

»Aber zwei komplett identische Menschen gibt es nicht. Die Sache mit der Verwandtschaft haben wir schon verworfen. Hast du noch andere Theorien?«

»Noch viele.«

Ich konnte mir nicht vorstellen, welche Möglichkeiten es noch geben sollte, doch nun sagte er:

»Die allereinfachste Erklärung wäre, dass Ana selber für das Bild Modell gestanden hat, das du dir im Museum so genau angesehen hast.«

»Aber das ist doch zweihundert Jahre alt.«

»Angeblich, ja.«

Er zögerte kurz, dann fügte er hinzu:

»Ich habe mich dazu zwingen müssen, alle denkbaren und undenkbaren Möglichkeiten auszuloten. Und so gesehen ist es natürlich möglich, dass Ana bei ihrem Tod so alt war.«

Ich schaute in sein bleiches Gesicht. Wenn ich Ana nicht selbst getroffen hätte und das erst vor zwei Wochen, dann hätte ich bei Jose eine ernsthafte Bewusstseinsstörung oder zumindest eine arg reduzierte Urteilskraft vermutet.

»Ich finde, das ist kein Grund zum Scherzen«, sagte ich.

»Ich scherze auch nicht. Aber ich kann nicht leugnen, dass ich das Gefühl habe, auf schwankendem Boden zu stehen - und das mehr noch, als du verstehen kannst. Schließlich habe ich als Einziger mit Ana auf einer Bank in den Gärten des Alcázar gegessen, an dem einen Tag, an dem sie Goyas >Maja< so ähnlich sah. An diesem Vormittag hatte sie sogar dieselbe Frisur wie die Frau auf dem alten Gemälde und sie war auch genauso geschminkt. Verstehst du?«

»Ich glaube schon.«

»Aufgrund unserer Erfahrungen ist es natürlich unmöglich, dass Ana dem alten Maler Modell gestanden haben soll, aber logisch unmöglich ist es nicht.«

»Wenn du dermaßen großzügig mit Prämissen umgehst, hast du sicher noch andere Theorien?«

Er griff sich an die Stirn, räusperte sich einige Male und sagte dann:

»Wenn Goyas >Gitana< gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts gemalt wurde, dann wäre es doch möglich, dass Ana gewissermaßen nach dem Bild des Modells erschaffen worden ist.«

»Inwiefern >erschaffen<?«

»Ich jongliere hier einfach nur mit Gedanken. Du kennst vielleicht die Geschichte von Pygmalion?«

»Ovids >Metamorphosen<«, erwiderte ich. »Pygmalion verliebt sich in die von ihm selber geschaffene Skulptur einer schönen Frau. Und Aphrodite erbarmte sich seiner und erweckte die Statue zum Leben. Noch weitere Theorien?«

Er zögerte kurz und blickte mich nachdenklich an. Dann sagte er:

»Sie sahen sich dermaßen ähnlich, dass Ana und das Modell als eineiige Zwillinge hätten durchgehen können.«

»Ja, sicher«, sagte ich, obwohl ich nicht so recht wusste, was er mir damit sagen wollte.

Er fügte hinzu:

»Würdest du es für absolut unmöglich halten, dass in zweihundert Jahren ein lebender Mann absolut identisch mit mir ist, dass er dieselben Fingerabdrücke hat und so weiter?«

»Nein«, sagte ich. »Unmöglich ist das nicht. Gib mir ein paar lebendige Zellen und eine solide Tiefkühltruhe, dann können wir in zweihundert Jahren vielleicht einen Klon von dir herstellen. Eine solche >Wiedergeburt< würde dir selbst allerdings wenig Freude bereiten.«

Ich hatte wohl die Wirkung meiner Aussage unterschätzt, denn er sagte:

»Es ist also möglich, dass von Goyas Modell eine Gewebeprobe genommen und dass dieses Gewebe - auch wenn wir uns nicht vorstellen können wie - fast zweihundert Jahre aufbewahrt worden ist, bis die Erbanlagen einer Zelle vor ungefähr dreißig Jahren in eine Eizelle ohne Erbanlagen eingesetzt werden konnten.«

Mir lief es eiskalt über den Rücken, ungefähr wie damals, als Ana und Jose im Palmengarten etwas über die Schöpfung und den Menschen und Adams fehlendes Erstaunen gesagt hatten.

»Ich verstehe, was du meinst«, sagte ich. »Und, ja, diese Möglichkeit besteht durchaus. Aber in der Mikrobiologie und der Reproduktionsmedizin ist während der letzten dreißig Jahre ungeheuer viel passiert. Ganz zu schweigen von den letzten beiden Jahrhunderten.«

»Also sehr unwahrscheinlich«, folgerte er.

»Sehr unwahrscheinlich, ja. Wir sollten uns wohl damit zufrieden geben, dass wir es mit dem reinen Zufall zu tun haben, was ja an sich schon provozierend genug ist. Es bedeutet etwas, das ich bisher immer abgestritten habe, nämlich dass die Natur auf parallelen Wegen zum selben Resultat gelangen kann. Doch die Natur ist nicht so. Sie macht keine plötzlichen Sprünge und geht nicht zielgerichtet vor.«

»Darüber haben wir schon einmal gesprochen.«

»Worüber denn?«

»Darüber, inwieweit die Natur eine Absicht hat, eine Aufgabe, ob sie etwas demonstrieren oder feststellen will. Wir haben außerdem darüber gesprochen, ob wir ein heutiges Ereignis in gewisser Weise als Ursache für ein Ereignis betrachten können, das sich vor langer Zeit zugetragen hat.«

Er bezog sich auf das von dem Engländer arrangierte »tropische Gipfeltreffen«. Seither war viel passiert...

Mir kam ein neuer Gedanke.

»Vielleicht ist es ein Fehler, dass wir einfach voraussetzen, Goya hätte ein lebendiges Modell für dieses Gesicht gehabt. Er musste das Gesicht doch auf das Aktgemälde aufmalen, um die Identität des Aktmodells zu verschleiern, als pure Camouflage also.«

Jose lächelte verkniffen, daran hatte er natürlich auch schon gedacht.

»Ja, und?«

»Also kann es ein Zufall sein, dass zweihundert Jahre später eine Frau auftaucht, die der Vorstellung des Künstlers so perfekt entspricht.«

Er schüttelte resigniert den Kopf.

»Das wäre fast dasselbe wie die Sache mit Pygmalion. Eines Tages hat Gott Goyas Vorstellung zum Leben erweckt.«

»Ich habe ausdrücklich gesagt, dass es sich um einen Zufall handeln muss. Wenn auch um einen absolut wahnwitzigen Zufall, das gebe ich zu.«

»Also ist der >Zufall< eine Möglichkeit. Falls Goya nicht selber Einblick in den göttlichen Plan hatte. Ich meine: wenn der visionäre Künstler nicht auch noch hellsehen konnte.«

Wir hatten inzwischen die Büste von Carl von Linne erreicht.

»Hast du noch weitere Theorien?«, fragte ich. »Oder war's das?«

Er nickte resigniert.

»Nein, das waren jetzt alle«, gab er zu. »Jetzt bin ich bankrott.«

Er schwieg einige Sekunden, dann fügte er hinzu:

»Aber es gibt noch eine ganz andere Erklärung und zwar die, von der Ana und ihre Familie überzeugt sind. Sie sind schließlich seit vielen Generationen Zigeuner. Ich bin das erst seit wenigen Jahren.«

Er schaute auf die Uhr und während ich damit rechnete, nun zu erfahren, wie Ana sich ihre unglaubliche Ähnlichkeit mit einer Frau erklärt hatte, die vor zweihundert Jahren auf diesem Planeten gelebt hatte, sagte er:

»Das Blöde ist, dass ich jetzt los muss. Ich komme ohnehin schon eine Viertelstunde zu spät zu einem wichtigen Termin.«

Ich fühlte mich betrogen. Das hatte er wohl gesehen, denn als er schon gehen wollte, legte er mir die Hand auf die Schulter und sagte:

»Im Moment muss ich so vieles erledigen. Es sind viele schwere, aber auch liebe Pflichten. Dass ich immer wieder im Prado nach dir gesucht habe, war eine von diesen lieben Pflichten. Aber ich muss auch noch an andere denken.«

Und damit lief er auch schon auf den Ausgang des botanischen Gartens zu.

Ich hatte noch so viele unbeantwortete Fragen. Ich wusste nicht, wer dieser Zwerg aus Sevilla war. Ich wusste nicht, wie Ana sich selbst diese erstaunliche Ähnlichkeit erklärt hatte. Ich wusste so gut wie nichts über El Planeta - oder über den Urgroßvater, der 1894 bei einer Schlägerei ums Leben gekommen war. Und ich brauchte eine Erklärung für die seltsamen Maximen, die Ana und Jose auf Taveuni um sich gestreut hatten. Wir hatten keine neue Verabredung getroffen. Oder hatte er vielleicht mitbekommen, dass ich im Palace wohnte? Hatte ich das erwähnt?

Mein einziger Anhaltspunkt war ein Seelenamt, das am kommenden Freitag in der Santa-Ana-Kirche in Sevilla abgehalten werden sollte. Auch in dieser Hinsicht ergab sich eine fast irritierende Namensgleichheit.

Als ich plötzlich so allein dastand, kam mir der Gedanke dass ich es vielleicht wagen könnte, dich zu einem Wochenendausflug nach Sevilla einzuladen. Ich fand, dass du mir das schuldetest, so heftig, wie du gelacht hattest, als ich unten am Tormes-Ufer Ana und Jose entdeckt hatte. Da könntest du mir doch den Gefallen tun und mich zu einem Seelenamt begleiten, das mir wichtig war.

Wie du gelacht hast, Vera. Aber der Weg vom Lachen zum Weinen ist nicht weit, denn das Glück, das Glück bricht so leicht wie Glas. Wenn jemand diese Erfahrung machen musste, dann doch du und ich.

Ich schaute zu Carlos de Linneo hoch. Vielleicht hatte er dem Tausendschönchen den Namen *Bellis perennis* gegeben. Er hatte auf jeden Fall versucht, mehr über diese seltsame Welt zu verstehen, auf der wir alle nur flüchtige Durchreisende sind.

Auf dem Rückweg zum Hotel ging ich noch einmal in den Prado und hinauf in die Goya-Sammlung. Ich musste mir noch einmal genau ansehen, wie Ana Maria Maya an dem Tag ausgesehen hatte, an dem sie in den Gärten des Alcázar hinter einem Zwerg hergelaufen war. Während der Monate, seit ich sie auf Taveuni kennen gelernt hatte, hatte La Nina del Prado sich nicht sonderlich verändert. In Salamanca hatte ich sie nur kurz gesehen, als sie aus dem Cafe gestürzt war. Doch der Zwerg - der Zwerg hatte Ana von der Galeria del Grutesco aus fotografiert.

Was wollte er mit dem Bild?

Ich aß in einer Bar eine Kleinigkeit und stromerte dann durch die Straßen, ehe ich ins Hotel zurückkehrte. Als ich schließlich meine Zimmertür aufgeschlossen hatte, trat ich ans Fenster und schaute hinunter auf den Neptuno, hinüber zum Ritz und zum Prado auf der anderen Seite des Paseo del Prado. Dort unten hingen zwei Bilder von Maria Maya.

Ich beschloss, mir wirklich alle Mühe zu geben und dich nach Sevilla zu locken. Um das erreichen zu können, musste ich dir zuerst die ganze lange Geschichte erzählen, die ich hier seit über zwei Tagen in den Speicher meines Laptops hämmere.

Ich setzte mich an den Schreibtisch, schaltete den Computer ein, notierte, dass es Dienstag, der 5. Mai 1998, war, und machte mich Abschnitt für Abschnitt an die Arbeit.

Inzwischen ist es Donnerstag, der 7. Mai, es ist vier Uhr nachmittags und mir bleiben nicht mehr viele Stunden, bis ich zum Zug nach Sevilla muss. Vor mir liegt eine Sammlung von Fotografien und das Erstaunlichste an diesen Fotos sind nicht die Motive, sondern das, was Ana hinten auf jedes Bild geschrieben hat. Ich besitze nun außerdem eine ungeheuerliche Erklärung für Anas Ähnlichkeit mit einem vor zweihundert Jahren gemalten Portrait.

Seit meinem Gespräch mit Jose im botanischen Garten sind zwei Tage vergangen. Im Lauf dieser Zeit ist es für mich immer wichtiger geworden, dir diesen Brief zukommen zu lassen. Ich wage nicht, das Risiko einzugehen, dass er dich nicht erreicht, denn du sollst morgen mit mir nach Sevilla kommen, das musst du, und hoffentlich hast du dich schon zu dieser Reise entschlossen, wenn du das hier liest. Hier und jetzt beschließe ich deshalb, dich anzurufen, und damit fließt auch in meinen langen Brief ein, dass ich den Versuch gemacht habe, dich zu erreichen, ehe ich dir meinen Bericht zukommen lasse. Also musst du deine Worte jetzt sorgfältig wählen. In einigen Stunden werden sie auf deinem eigenen Bildschirm wieder auftauchen.

Ich sitze vor dem Schreibtisch, hebe den Telefonhörer von der Gabel und wähle deine Nummer in Barcelona ...

»Vera.«

»Ich bin's.«

»Frank?«

»Ana ist tot.«

»Das weiß ich.«

»Was hast du gesagt?«

»Ich weiß, dass Ana tot ist.«

»Aber du hast sie doch gar nicht gekannt!«

»Nein, genau. Ich habe sie nicht gekannt.«

»Aber du weißt, dass sie tot ist?«

»Was soll das hier eigentlich, Frank?«

»Weißt du, wie sie gestorben ist?«

»Ich verstehe dich nicht. Ich verstehe nicht, warum du das alles in Gang setzt.«

»Ich auch nicht... ich meine, ich verstehe nicht, was du mit >das alles< meinst.«

»Hör doch auf.«

»Ich sitze allein in einem Hotelzimmer und bin seit fast zwei Wochen hier. Ich musste mit jemandem sprechen. Ich musste jemandem sagen, dass Ana tot ist.«

»Hast du ihm denn nicht meine Telefonnummer gegeben?«

»Wem denn?«

»Er hat sich Jose genannt.«

»Ha?«

»Eben hat ein Typ angerufen und behauptet, er sei dir im Retiro-Park begegnet. Und er habe dir etwas geschenkt, das wir beide uns teilen sollen.«

»Das hat er gesagt?«

»Und dann hat er gesagt, dass Ana tot ist.«

»Das hat er dir erzählt?«

»Hast du nicht gewusst, dass er mich anrufen wollte?«

»Nein.«

»Und was ist das für ein >Geschenk?«

»Er hat wirklich gesagt, es sei für uns beide bestimmt?«

»Du, ich lege jetzt einfach auf.«

»Hallo?«

»Ich lege jetzt auf, wenn du nicht sagst, was es mit diesem >Geschenk< auf sich hat.«

»Ich begreife nicht, warum du so aggressiv bist!«

»Ich bin nicht aggressiv.«

»Dann eben genervt.«

»Bin ich auch nicht. Was ist das für ein >Geschenk<, habe ich gefragt.«

»Es sind einige Bilder. Und eine Art Manifest.«

»Ein was?«

»Ein Manifest.«

»Klasse. Das kannst du behalten, Frank.«

»Ich wusste wirklich nicht, dass er dich anrufen würde.«

»Du musst auf jeden Fall wissen, ob du ihm meine Telefonnummer gegeben hast.«

»Ich habe ihm überhaupt nichts gegeben.«

»Du hast aber doch meinen Namen genannt?«

»Das kann schon sein.«

»Ein >Manifest<?«

»Aber ich rufe nicht deshalb an.«

»Weshalb denn sonst? Ich habe übrigens einiges zu erledigen.«

»Weißt du noch, wie du gelacht hast? ... Warum sagst du nichts?«

»Es war wirklich ein schöner Abend, Frank. Du musst entschuldigen, dass ich ein wenig gereizt reagiert habe. Eben, meine ich. Ich musste doch glauben, dass du ihn zu diesem Anruf überredet hattest. Er erzählt etwas von einem Geschenk für uns beide. Verstehst du? Und eine halbe Stunde später hab ich dich an der Strippe.«

»Ich hatte keine Ahnung, dass er dich angerufen hat.«

»Ich weiß noch, dass ich gelacht habe. Ich musste doch glauben, du hättest dir das alles aus den Fingern gesogen. Beides wäre schließlich typisch für dich.«

»Beides?«

»Dir Geschichten aus den Fingern zu saugen und Freunde zu haben, dich mich anrufen und mir etwas von einem Geschenk erzählen.«

»Kein Wort mehr davon, sonst lege ich auf ...«

»Hallo?«

»Ich habe Tag und Nacht an einem Brief an dich geschrieben.«

»Über uns?«

»Über Ana und Jose.«

»Dann schick ihn mir doch einfach, ich lese ihn auch gleich.«

»Aber es eilt, weißt du. Machst du heute Abend deinen Computer an? Ich brauche noch ein paar Stunden.«

»Abgemacht.«

»In meinem Brief werde ich dich um etwas bitten. Und wenn es das Letzte ist, was du für mich tust.«

»Und was ist das für eine wichtige Bitte?«

»Wenn ich dir das jetzt sage, lehnst du nur ab.«

»Red schon.«

»Ich werde dich bitten, mich morgen Abend zu Anas Seelenamt zu begleiten. In Sevilla.«

»Das hast du mich doch schon gefragt.«

»Wirklich?«

»Oder eben der, der vorhin angerufen hat. Das ist doch fast dasselbe.«

»Hat er gefragt, ob du nach Sevilla kommst?«

»Soll das heißen, dass du das nicht gewusst hast?«

»Nein. Doch, meine ich. Ich wusste gar nichts. Er muss die Auskunft angerufen haben.«

»Ich habe gesagt, dass ich an diesem Freitag nicht kann. Ich habe sie doch gar nicht gekannt, Frank.«

»Du kennst mich.«

»Aber zum Glück bist nicht du gestorben. Wir beide haben Abschied voneinander genommen, Frank. Wann wirst du das endlich einsehen?«

»Hast du einen neuen Freund?«

»Das hast du mich schon auf der Brücke gefragt. Und dann hast du mir diese Räuberpistolen serviert.«

»Hast du einen Freund?«

»Ich finde, du hast kein Recht, das zu fragen.«

»Jetzt bist du gemein. Ich frage doch nur, ob du einen Liebhaber hast.«

»Nein.«

»Sondern?«

»Ich werde nicht wieder heiraten.«

»Wie kannst du da so sicher sein?«

»Aber ich habe viele gute Bekannte. Und für dich hoffe ich dasselbe.«

»In Spanien habe ich nicht viele. Deshalb wäre es so wichtig für mich, wenn du mit nach Sevilla kämst. Ich bezahle natürlich alles.«

»Ich weiß nicht, Frank. Ich weiß es wirklich nicht.«

»Dann lassen wir das für den Moment. Aber du versprichst, das zu lesen, was ich dir heute Abend schicken werde?«

»Das habe ich doch schon gesagt, ich werde mir die Zeit nehmen.«

»Schön. Dann werden wir ja sehen, ob du dir die Sache anders überlegst.«

»Was schreibst du denn eigentlich? Das, was du auf der Brücke erzählt hast?«

»Zum Teil, aber da wusste ich noch fast nichts.«

»Du machst mich neugierig. Kannst du keine Kurzversion liefern?«

»Nein, das ist einfach unmöglich. Du sollst alles auf einmal bekommen, alles oder nichts.«

»Dann warte ich also bis heute Abend.«

»Ich kann dir ein Rätsel aufgeben. Dann hast du was zum Kauen.«

»Ein Rätsel?«

»Wie kann ein Mensch, der heute lebt, einem vor zweihundert Jahren lebenden Menschen ähneln wie ein Ei dem ändern?«

»Das weiß ich nicht. Übrigens weiß niemand genau, wie Menschen, die vor zweihundert Jahren gelebt haben, aussahen.«

»Es gibt viele Portraits.«

»Aber keine zwei Menschen sind einander vollkommen gleich, Frank. Hast du nicht behauptet, du hättest Genetik studiert?«

»Ich habe gesagt, dass das hier ein Rätsel ist.«

»Hast du getrunken?«

»Jetzt werd nicht wieder hysterisch.«

»Ich glaube, dieses viele Trinken bekommt dir nicht.«

»Weißt du, an wen du mich Erinnerst?«

»Hast du getrunken, habe ich gefragt.«

»Du Erinnerst mich an einen Gecko.«

»Jetzt hör aber auf.«

»Ich meine, an einen ganz bestimmten Gecko.«

»Du hast doch keine Probleme mit den Nerven?«

»Glaubst du an Zwerge?«

»Ob ich an Zwerge glaube?«

»Vergiss es. Das Seelenamt ist in Triana, in der Santa Ana Kirche, um neunzehn Uhr.«

»Wir werden sehen. Deinen Brief werde ich auf jeden Fall lesen.«

»Ich wohne im Palace.«

»Du spinnst. Ich bin froh, dass wir keine gemeinsame Haushaltskasse mehr haben.«

»Ich hätte nicht geschrieben oder dich angerufen, wenn es mir nicht immer noch wichtig wäre zu wissen, wie es dir geht.«

»Und ich hätte wohl kaum so lange ein so absurdes Telefongespräch geführt, wenn das nicht auf Gegenseitigkeit beruhte.«

»Mach's gut, Vera.«

»Mach's gut. Du bist schon ein komischer Vogel. Das warst du immer schon.«

* Der Zwerg und das magische Bild *

An Mittwoch morgen fand ich mich nur wenige Minuten nach Öffnung des Museums im Prado ein. Ich ging in der Hoffnung hin, Jose wieder zu treffen. Die nächste Möglichkeit zu einer Begegnung wäre die Santa-Ana-Kirche in Sevilla, aber ich war sicher, dass sich dort auch viele andere Menschen einfinden würden.

Wieder kam ich am »Garten der Lüste« vorbei und blieb eine Zeit lang in dem Saal, denn hier war mir am Vortag Jose begegnet. Ich ging in den ersten Stock und stand bald vor den beiden »Majas«. Ich blieb lange stehen und starrte in Anas Augen. Es war fast unheimlich, wie fest sie meinen Blick erwiderte. Es hätte mich nicht gewundert, wenn sie mir zugezwinkert hätte.

Nach ungefähr einer Stunde verließ ich das Museum und ging durch die Calle de Felipe IV, über die geschäftige Calle Alfonso XII und in den Retiro-Park. Auf allen Wiesen im Park blühten die Maya-Blumen, gelb, weiß und rot, Tausendschönchen, Bellis perennis. Ich schlenderte einige Zeit durch die große Parkanlage und betrachtete die vielen Kinder in ihren Schuluniformen, die jungen Paare, die Rentner und die Großeltern mit den kleinen Kindern, die Eichhörnchen fütterten. Ich sah einen scharfen Kontrast dazwischen, wie abenteuerlich dieses Alltagsleben in Wirklichkeit doch ist, und der Tatsache, dass es für die Betroffenen ganz vorhersagbar aussieht. Mir fiel etwas ein, das Ana oder Jose auf Taveuni gesagt hatten: »Die Elfen sind jetzt im Märchen, doch sie sind das, wofür es keine Worte gibt. Wäre das Märchen ein echtes Märchen, wenn es sich selbst sehen könnte? Wäre der Alltag eine Sensation, wenn er ununterbrochen Rechenschaft über sich ablegen würde?«

Ich hatte mich für einen weiteren Abstecher in den Prado entschieden, setzte mich jedoch zuerst auf eine Bank gegenüber von El Parterre mit den vielen elegant angelegten Beeten und den kunstvoll beschnittenen Sträuchern. Plötzlich stand Jose vor mir. So als habe ihn jemand auf meine täglichen Runden durch den Retiro aufmerksam gemacht.

Er setzte sich neben mich auf die Bank und da saßen wir dann einige Stunden. In den Händen hielt er eine Zeitung und einen großen gelben Briefumschlag. Er sagte, er werde mit dem Zwölf Uhr Zug nach Sevilla fahren und ich bestätigte, dass ich am Freitag das Seelenamt besuchen würde. Dass ich außerdem die heimliche Hoffnung hegte, du könntest mich begleiten, sagte ich ihm nicht. Aber vielleicht hatte ich auf Fidschi deinen Namen erwähnt und deinen Nachnamen hatte ich, wenn nicht Jose, dann auf jeden Fall dem Engländer genannt, der nach meiner Abreise noch im Maravu geblieben war.

Jose saß einige Minuten schweigend da. Er hatte nicht nur ein fahles Gesicht, seine ganze Gestalt hatte etwas Gespenstisches. Ich weiß noch, dass ich an Orpheus denken musste, der das Totenreich verlassen hatte, ohne Eurydike mitnehmen zu können.

Am Ende ergriff ich dann das Wort.

»Das waren sicher harte Tage für dich«, sagte ich.

Er umklammerte das, was er in den Händen hielt.

»Ich habe weiter über die überraschende Ähnlichkeit zwischen Ana und der Frau auf Goyas Bild nachgedacht«, sagte ich weiter. »Ich versuche, mich mit dem Gedanken abzufinden, dass wir es hier einfach nur mit einem großen Zufall zu tun haben.«

Er nickte kurz. Er schien seine Gedanken zu einer Antwort zu sammeln. Ich sagte:

»Aber du hast noch erwähnt, dass Ana und ihre Familie eine ganz andere Erklärung hatten.«

Wieder nickte er.

»Sie haben das alles mit einer alten Geschichte zusammengebracht, fast schon einem Stück Seemannsgarn, wenn du mich fragst. Alles fängt mit etwas an, das El Planeta angeblich in Frankreich erlebt hat.«

»Erzähl«, bat ich. »Erzähl schon.«

»Im Frühjahr 1842 soll er sich auf eine Pilgerfahrt von Cádiz zum Wallfahrtsort Les Saintes Maries de la Mer auf der Ile de Camargue im Rhonedelta begeben haben. Am 26. Mai des Jahres traf er dann angeblich in Marseille ein und arbeitete dort für einige Zeit im Hafen, um Geld für die Heimreise zu verdienen. Einige Wochen danach soll er dort etwas erlebt haben, was seither von einer Generation zur anderen weitererzählt wird. Diese Geschichte habe ich übrigens gehört, als ich Ana und ihre Familie gerade erst kennen gelernt hatte. Ich will hier auch gleich betonen, dass es sehr viele Varianten der Geschichte gibt und das nicht nur innerhalb der Maya-Sippe. Meine Geschichte hier wurde nur mündlich überliefert und stammt fast schon aus einem ganzen Sagenkreis. Schriftliche Belege für die andalusische Überlieferung habe ich nirgends finden können, auch nicht aus späterer Zeit. Angeblich gibt es auch noch eine davon ganz unabhängige Schweizer Überlieferung, die ebenso weit zurückreicht wie die andalusische. Aber ich werde versuchen, mich kurz zu fassen und mich an die Hauptsache zu halten.«

»Erzähl weiter!«

»An einem späten Nachmittag Anfang Juni 1842 stand El Planeta im Hafen von Marseille, wo ein eben eingetroffener Schoner gelöscht werden musste. Der Schoner war von einem Sturm arg mitgenommen, es soll sich übrigens um ein norwegisches Schiff gehandelt haben. Noch ehe man die Laufplanke ausgelegt hatte, kletterte ein kleiner Wicht über die Reling und sprang an Land. Dort war er gleich darauf zwischen den Lagerhäusern verschwunden.«

»Ein kleiner Wicht?«

»Ein Zwerg, und dieser Zwerg war gekleidet wie ein bufon oder Hofnarr. Er soll ein violettes Kostüm und eine rotgrüne Narrenkappe getragen haben. An Kappe und Kostüm waren Glöckchen befestigt, die heftig bimmelten, als er sich zwischen den Lagerhäusern versteckte. Danach war er verschwunden, wie gesagt. Viele Menschen im Hafen hatten ihn gesehen und die Besatzung des Schoners wurde sofort nach ihm befragt.«

»Und was haben sie erzählt?«

»Der Schoner kam aus dem Golf von Mexiko, irgendwo südlich von Bermuda waren sie auf den schweigsamen Zwerg und einen deutschen Seemann gestoßen, die mit einem kleinen Boot unterwegs waren. Der Seemann hatte gesagt, sie seien auf dem Schiff >Maria< gefahren, das einige Tage zuvor gekentert war, sie hätten den Schiffbruch vermutlich als Einzige überlebt.«

»Mehr hat er nicht gesagt?«

»Der deutsche Seemann war wohl eher von der wortkargen Sorte, außerdem gab es an diesem Juninachmittag im Hafen von Marseille arge Sprachprobleme, denn der Deutsche konnte weder Französisch noch Spanisch, und bald darauf war er genau wie der Zwerg verschwunden. Eine vereinzelte Sage will wissen, dass er sich später in einem Dorf in der Schweiz als Bäcker niedergelassen habe.«

»Und niemand hat die beiden je wieder gesehen?«

»Den Zwerg wohl. El Planeta hauste zwischen den Lagerhäusern im Hafen, er wollte doch nach Cádiz zurückkehren, sobald er genügend Reisegeld verdient hätte. Nach dem Löschen des Schoners wollte er schlafen und entdeckte dann jemanden, der sich zwischen leeren Weinfässern versteckt hatte und dort bitterlich weinte. El Planeta schaute nach und fand den unglücklichen Zwerg.«

»Und was hatte der zu erzählen?«

»Er sprach nur Deutsch, das verstand der Zigeuner aus Cádiz ebenso wenig wie der Kleine Spanisch. Eine der Geschichten über El Planetas Begegnung mit dem Zwerg lässt vermuten, das verkleidete Männlein habe sein Äußeres zu verbergen versucht.«

»Was wollte er verbergen?«

»Sein Narrenkostüm. Es muss für den Zwerg so wichtig gewesen sein wie für einen entlaufenen Häftling, seine Gefängniskleidung zu verbergen. Er wollte nicht erkannt werden, nicht als Narr. El Planeta hat ihm angeblich eine kurze Jacke gegeben und damit verwischt sich die Spur des Zwergs in Marseille.«

»Und El Planeta ist ihm nie wieder begegnet?«

»Darüber sind die Meinungen geteilt. Manche glauben, er und der Zwerg hätten zwischen den Lagerhäusern im Hafen von Marseille einige Tage zusammen gewohnt. Und eines Abends soll der Zwerg versucht haben, mit Hilfe von Zeichensprache und Zeichnungen seine Geschichte zu erzählen.«

»Von Zeichnungen?«

»Er zeichnete ein Kartenspiel, ein französisches, mit Kreuz, Karo, Herz und Pik. Dann hat er, aber eben auf Deutsch, für jede der zweiundfünfzig Karten ein Gedicht aufgesagt. El Planeta konnte sich einige dieser Gedichte merken, obwohl sie in einer Sprache abgefasst waren, die er nicht verstand. Auf dem einzigen erhaltenen Bild von El Planeta, einem Kupferstich von D. F. Lameyer, ist er, nach Ansicht vieler Betrachter, als Joker oder eben als Hofnarr dargestellt. Fest steht auf jeden Fall, dass er den Bericht über den rätselhaften Zwerg nach Sevilla brachte, und hier war die Geschichte noch immer wohl bekannt, als Anas Urgroßvater genau zweiundfünfzig Jahre später, im Juni 1894, ein seltsames Erlebnis hatte.«

»Also vor hundertvier Jahren«, sagte ich.

»Vor hundertundvier Jahren, ja. Anas Urgroßvater hieß Manuel und war wie sein eigener Urgroßvater ein angesehener cantaoir, der in Triana oder im >Barrio gitano< lebte, wie dieser Stadtteil auch genannt wurde. Manuel lebte im goldenen

Zeitalter des Flamenco, als sich in Sevilla die cafes cantantes entwickelten. Auch er galt innerhalb der Sippe als sagenumwobene Person, er war bekannt als El Solitario oder als Manuel el Solitario. Diesen Namen erhielt er wahrscheinlich deshalb, weil er als Eigenbrötler galt, als Außenseiter oder Grübler, vielleicht auch als sehr einsamer Mensch. Mehrere seiner Lieder handeln von der Einsamkeit der Menschen. Ansonsten war er ein tüchtiger Kartenspieler, heißt es, und legte gern Patiencen. Er soll ein vielseitiger Unterhalter gewesen sein und nicht zuletzt auch ein genialer Kartenleger. Und vielleicht lag es an den Karten, dass ...«

Jetzt verstummte Jose plötzlich, als habe er etwas Wichtiges vergessen. Ich versuchte, ihn wieder auf die richtige Spur zu bringen:

»Was war mit den Karten?«, fragte ich.

Er sagte: »Vielleicht sollte ich besser am anderen Ende anfangen.«

»Für mich spielt es keine Rolle, an welchem Ende du anfängst, solange die Fäden sich irgendwann begegnen«, sagte ich.

Jose fuhr fort: »An einem Sommerabend des Jahres 1894 ging Manuel el Solitario am Guadalquivir-Ufer spazieren. Er kam jeden Abend durch diesen Teil von Sevilla, nachdem er in Silverio Franconettis cafe cantante gesungen hatte. Silverios Mutter stammte von Zigeunern ab, Silverio dagegen galt bei den Zigeunern von Sevilla als NichtZigeuner oder payo, und dass payos Flamenco sangen, war etwas ganz Neues ...«

»An einem Sommerabend des Jahres 1894 ging Manuel am Guadalquivir entlang«, erinnerte ich ihn.

»Und an diesem Abend soll er gesehen haben, wie sich in der Dunkelheit ganz unten am Fluss eine seltsame Gestalt bewegte, genauer gesagt auf dem Triana-Ufer zwischen der Puente de Triana und der Puente San Telmo, nur einen Katzensprung von der Santa-Ana-Kirche entfernt. Ich kann dir am Wochenende vielleicht die Stelle zeigen, denn Betis ist mit seiner schönen Aussicht auf den Fluss, die Stierkampfarena, den Torre del Oro und La Giralda noch immer einen Abendspaziergang wert. Egal, bei der Gestalt in der Dunkelheit soll es sich um einen Zwerg gehandelt haben.«

»Da auch?«, rutschte es mir heraus.

»Vergiss nicht, dass Manuel die alte Geschichte über El Planetas Marseiller Begegnung mit dem Zwerg gut kannte.«

»Aber natürlich kann es nicht derselbe Zwerg gewesen sein.«

Jose starrte zu El Parterre hinüber. Dann sagte er sehr leise - und vielleicht gleichermaßen an sich selbst wie an mich gerichtet:

»Nein, natürlich kann es nicht derselbe Zwerg gewesen sein.«

»Dann müsste er ja uralt gewesen sein.«

Jose schüttelte den Kopf.

»Das war er aber nicht. Doch Manuel soll stehen geblieben sein, um ihn zu beobachten, weil ihm, das meinte Anas Großmutter, El Planetas Besuch in Marseille eingefallen war. Nun winkte der Zwerg ihm mit dem linken Zeigefinger zu, genau wie El Planeta auf dem alten Kupferstich. Manuel ging zu dem Zwerg, der einen schlichten Anzug von der Sorte trug, die damals unter payos üblich war. »Man macht so seinen Spaziergang«, sagte der Zwerg und damit begann ein lebhaftes Gespräch zwischen ihm und Manuel el Solitario.«

»Der Zwerg sprach Spanisch?«

»Er hatte sogar einen andalusischen Akzent, wenn auch einen, der gleich verriet, dass er weder in Sevilla noch in Andalusien oder überhaupt irgendwo in Spanien geboren sein konnte.«

»Und worüber sprachen sie?«

»Erwarte jetzt nicht zu viel, bedenke, dass das Gespräch vor über hundert Jahren stattgefunden hat. Ich habe viele verschiedene Versionen gehört. »Gespräch« ist vielleicht auch nicht das richtige Wort. Worauf ich hinauswill, ist, was der Zwerg über seine Herkunft erzählte. Ich habe die Geschichte oft von Anas Kusinen und von ihren Vettern zweiten Grades gehört, aber bisher war es noch kein einziges Mal wirklich dieselbe Geschichte.«

»Dann such dir eine Variante aus. Oder erzähl sie alle!«

»Ich versuche es mit einer Kombination. Wenn ich mich mit einer Kurzversion begnüge, dann berühre ich nur die Momente, bei denen fast alle Varianten übereinstimmen. Wir haben ja schließlich nicht unbegrenzt Zeit.«

Ich wollte natürlich so viel wie möglich hören und befürchtete schon, er würde wie bei unserem Besuch im botanischen Garten bald keine Zeit mehr haben. Dieser bleiche Spanier mit den blonden Haaren und den blauen Augen erschien mir mehr und mehr als ein Rätsel und ich wusste nicht so recht, wie weit ich ihm vertrauen konnte. Wenn er mich zum Narren hielt, dann wollte ich das lieber durchschauen, ehe er mich ganz zum Trottel gemacht hatte.

»Erzähl weiter«, sagte ich.

»Der Zwerg behauptete, derselbe zu sein, dem El Planeta zweiundfünfzig Jahre zuvor eine Jacke gegeben hatte, und er wollte gleich gewusst haben, dass er jetzt El Planetas Enkel gegenüberstand. Außerdem öffnete er einen Sack, zog eine uralte Jacke heraus und reichte sie Manuel, angeblich als Beweis dafür, dass er die Wahrheit sagte. Als der Zwerg den Sack öffnete, konnte Manuel unter seinem Anzug leise Glöckchen bimmeln hören.«

»Aber der Zwerg war nicht besonders alt?«

Jose schüttelte den Kopf.

»Er war in den besten Jahren.«

»Ich ahne, was die Geschichte mit Ana zu tun haben kann«, sagte ich. »Aber was hat der Zwerg erzählt?«

»Der Schoner, der ihn nach Marseille gebracht hatte, hatte ihn zwar wirklich auf dem offenen Meer im Süden von Bermuda aus einem offenen Boot gerettet, und in diesem Boot hatte auch ein deutscher Matrose gesessen. Aber das mit dem Schiffbruch war nicht die Wahrheit.«

»Aber wie sind sie mit ihrem Boot so weit aufs Meer hinaus geraten?«

»Der Zwerg kam von einer Vulkaninsel, die plötzlich im Meer versunken war. Der deutsche Matrose hatte nur einige Tage auf der Insel verbracht, er war nach dem Untergang der »Maria« dort an Land gespült worden.«

»Und der Zwerg?«

»Der Zwerg war bereits 1790 mit einem anderen Matrosen auf die Insel gelangt. Dort verbrachte er dann zweiundfünfzig Jahre, danach verließ er sie mit einem Ruderboot, als die Insel zu beben anfang und schließlich im Meer versank.«

Ich lachte sarkastisch.

»Ich verstehe«, sagte ich. »Der Zwerg war also nicht weniger als hundertvier Jahre vor seiner Begegnung mit Manuel in Sevilla auf einer Insel im Atlantik gelandet. Und noch immer war er im besten Alter.«

Doch Jose konnte sich kein Lächeln abringen, im Gegenteil. Er berichtete weiter:

»Wiederum zweiundfünfzig Jahre später«, fuhr er fort, »in einer Juninacht des Jahres 1946, wurde er auf der Plaza de los Reyes vor der Kathedrale von Sevilla beobachtet. Anas Großonkel schwört, ihn dort gesehen zu haben. Die Plaza Virgen de los Reyes hat wegen La Giralda und wegen der hohen Mauern des Alcázar eine ganz besonders gute Akustik. Heftig bimmelnde Glöckchen sollen zu hören gewesen sein, als der kleine Narr über den Platz auf das Archive de Indias und die Puerta de Jerez zulief.«

Tose war noch immer tiefernst, dennoch dachte ich für einen Moment, dass er mich vielleicht doch an der Nase herumführte. Vielleicht hatte Jose den Verstand verloren, auf jeden Fall neigte er zu wilden Geschichten und da war es doch auch möglich, dass Ana gar nicht tot war. Ich fragte:

»Willst du mir jetzt vielleicht erzählen, dass Ana diesen Zwerg durch die Gärten des Alcázar verfolgt hat?«

Er legte sich den rechten Zeigefinger an die Lippen und schüttelte den Kopf. Dann sagte er:

»Aber das glaubte Ana, sie war davon restlos überzeugt. Das Erste, was sie sagte, als ich sie im Garten der Poeten einholte, war: >Ich habe die Glöckchen gehört!< Das sagte sie bis zu ihrem Tod noch viele Male. Wir schreiben das Jahr 1998, seit 1946 sind genau zweiundfünfzig Jahre vergangen!«

Ich musste nachrechnen. Alle zweiundfünfzig Jahre kam also eine neue Geschichte über diesen Zwerg auf.

»Also warten wir am besten ab, was 2050 geschieht«, sagte ich munter. »Aber natürlich glaubst du selber nicht an diese Geschichten?«

Er schien mir nicht direkt antworten zu wollen, denn er wiederholte nur:

»Ana war davon absolut überzeugt. Ihr Leben lang hat sie gespannt darauf gewartet, was in diesem Jahr in Sevilla passieren würde.«

»Du hast erwähnt, Manuel sei bei einer Schlägerei ums Leben gekommen?«

»Zwei Jahre nach seiner Begegnung mit dem Zwerg in Sevilla spielte Manuel mit einigen Freunden eine Runde Karten, und die ganze Zeit gewann er. Er stellte sich gern selbst als eine Art Zauberer mit ganz besonderen Fähigkeiten dar, die es leicht für ihn machten, beim Kartenspielen zu gewinnen, und er begann jetzt, alle Geschichten über den Zwerg zu erzählen, von der im Meer versunkenen Insel über die Begegnung des Zwerges mit keinem Geringeren als El Planeta bis hin zu seiner eigenen Begegnung mit dem Kleinen unten am Guadalquivir.«

»Hat er noch mehr erzählt, als du mir bis jetzt berichtet hast?«

»Er erzählte auch von der Herkunft des Zwergs.«

»Ach?«

»Und genau das hat diese unglückselige Schlägerei in Triana ausgelöst. Die Polizei hat mir bestätigt, dass damals in Triana ein gewisser Manuel erschlagen worden ist, wir haben also historische Belege, zumindest für die Schlägerei.«

»Erzähl weiter.«

»Ich habe gesagt, dass der Zwerg nach einem Schiffbruch im Jahr 1790 auf die Insel gekommen sei. Das stimmt aber nur zum Teil.«

Ich lachte.

»Entweder kommt man im Jahr 1790 auf eine Insel oder nicht. Aber teilweise kommen oder gehen kann man nicht.«

»Ganz ruhig jetzt. Ich versuche nur eine alte Geschichte zu erzählen, die Geschichte nämlich, die der Zwerg Manuel el Solitario erzählt hatte. Nach einem Schiffbruch im Jahr 1790 kam ein einsamer Seemann auf die Insel, auch er ein Deutscher, und das einzige, was in seiner Hemdentasche steckte, als er an Land kroch, war ein Kartenspiel. Er lebte mutterseelenallein zweiundfünfzig Jahre auf der Insel, seine einzige Gesellschaft war dieses Kartenspiel. Es war ein sehr fein gezeichnetes Patience-Spiel, bei dem alle Karten das Bild eines Menschen zeigten. Es handelte sich bei diesen Menschen fast schon um Märchengestalten, alle waren kleinwüchsig und sahen im Grunde aus wie Elfen und Kobolde, die wir aus Märchen kennen.«

»Vielleicht hatten sie Ähnlichkeit mit den Menschen im >Garten der Lüste<«, regte ich an.

»Was hast du gesagt?«

Ich wiederholte meinen Satz, und jetzt sagte er:

»Das ist schon möglich, aber die Menschen auf Boschs Bild sind nackt. Die Wesen auf den Karten aber trugen überaus fantasievolle Kostüme aus der Zeit der französischen Aufklärung. Und der Zwerg hatte angeblich ein violettes Kostüm und eine Narrenkappe. An diesem Kostüm waren Glöckchen befestigt, die noch seine kleinste Bewegung verraten hätten.«

»Ich weiß nicht, ob ...«

»Der Schiffbrüchige füllte seine langen Tage mit Patience-Legen, so wie Napoleon in seinem Exil auf Sankt Helena. Nach einiger Zeit fing er an, von den Figuren im Kartenspiel zu träumen, sie waren ja schließlich in all den Jahren seine einzige Gesellschaft. Er träumte so intensiv von den Märchenwesen im Kartenspiel, dass er glaubte, sie auch tagsüber sehen zu können. Sie schienen ihn zu umschweben wie luftige Geister. Es kam nun auch vor, dass er lange Gespräche mit ihnen führte, obwohl in Wirklichkeit natürlich nur der einsame Mann mit sich selber sprach. Doch eines Vormittags dann ...«

»Ja?«

»Eines Tages hatten die Märchenwesen den Weg aus der Fantasie des Seemanns in die Welt der Wirklichkeit auf einer einsamen Insel in der Karibik gefunden, der, wo er nach seinem Schiffbruch an Land gespült worden war. Sie hatten die Türen vom erschaffenden Raum im Bewusstsein des Seemanns zum erschaffenen Raum unter dem Himmel geöffnet, und so sprang ein Wesen nach dem anderen in die Welt hinaus, als kämen sie aus der Stirn des Seemanns. Nach einigen Monaten war die Patience komplett. Als Letzter tauchte Joker auf, ihn können wir durchaus als Nachkömmling bezeichnen. Der Seemann war nicht mehr allein, bald lebte er in einem Dorf, zusammen mit zweiundfünfzig quicklebendigen Märchenwesen und dem kleinen Narren.«

»Halluzinationen also. Nach so vielen Jahren auf der einsamen Insel hatte er den Verstand verloren. Ich kann das eigentlich sehr gut verstehen.«

»Er stellte sich genau diese Frage, nämlich, ob er halluziniere. Aber dann erreichte im Jahr 1842, nach dem Untergang der >Maria<, der junge Seemann die

Insel. Das Seltsame war, dass auch er die zweiundfünfzig Märchenwesen auf der Insel sehen konnte. Er bemerkte allerdings, dass sie keine Vorstellung davon zu haben schienen, wer sie waren oder woher sie stammten. Sie waren einfach auf der Insel, das war für sie so klar, wie es für schlichte Gemüter feststeht, dass es eine Welt gibt, in der wir leben. Die einzige Ausnahme war Joker. Er konnte den Schleier der Illusion durchschauen und begriff schließlich, wer er war und woher er stammte. Er erkannte, dass er auf eine seltsame Weise in eine Welt gelangt war und sich in einem unbegreiflichen Abenteuer aufhielt. Für Joker war das Dasein ein großes Wunder. Oder, um es mit seinen eigenen Worten zu sagen, so wie Manuel el Solitario ihn zitiert hat: >Plötzlich war man in einer Welt und man sah einen Himmel und eine Erde.< Die Märchenwesen fanden das alles ganz selbstverständlich, als sie erst einmal da waren. Bei Joker verhielt sich das anders, er war der Außenseiter, der das sah, wofür alle anderen blind waren. Oder wie er es ausdrückte: >Joker schleicht ruhelos zwischen den Elfen umher wie ein Spion im Märchen. Er macht sich Gedanken, kann sie aber niemandem gegenüber äußern. Nur Joker ist das, was er sieht. Nur Joker sieht das, was er ist.<«

»Du hast doch gesagt, die Insel sei im Meer versunken?«

Joses blaue Augen sahen mich an und ich konnte nicht mehr glauben, dass er sich das alles nur aus den Fingern gesogen hatte. Er sagte:

»Dabei hat sie den alten Seemann und die zweiundfünfzig Märchenwesen mit sich gerissen. Nur der deutsche Seemann und Joker konnten sich mit einem Ruderboot retten. Aber es gibt noch etwas, das du wissen musst, um zu begreifen, was später passiert ist.«

Ich warf einen Blick auf die Uhr.

»Erzähl«, bat ich. »Erzähl ganz einfach.«

Trotzdem dauerte es einige Sekunden, bis er sagte:

»Weder Joker noch die Märchenwesen auf der Insel hatten sich im Lauf der vielen Jahre, die sie mit dem Seemann dort verbracht hatten, auch nur im Geringsten verändert. Der Seemann wurde immer älter, die Märchenwesen bekamen nicht eine Runzel in der Haut oder einen Fleck auf ihre farbenfrohen Kostüme. Sie bestanden ja schließlich aus Geist. Sie bestanden nicht aus Fleisch und Blut wie wir gewöhnlichen Sterblichen.«

»Und die Schlägerei?«

»Manuel el Solitario gewann beim Kartenspielen jede Runde, und als er erklären sollte, warum er ununterbrochen gewann, erzählte er, er habe von dem Zwerg, dem El Planeta in Marseille begegnet war, einige Tricks gelernt. Darauf ging einer der Kartenspieler, der die ganze Zeit verloren und sich außerdem mit manzanilla voll geschüttet hatte, mit den Fäusten auf Manuel los. Der starb einige Tage darauf an den Verletzungen, die er sich bei der Schlägerei zugezogen hatte. Er hinterließ eine Frau und zwei kleine Kinder, einen Jungen und ein Mädchen. Bisweilen wird behauptet, seinen Spitznamen habe er erst erhalten, nachdem er die Geschichte des Seemanns und des magischen Kartenspiels erzählt hatte. Solitario bedeutet ja nicht nur >einsam<. Solitario ist außerdem das spanische Wort für Patience.«

Jetzt sagte ich:

»Ich weiß nicht, ob ich in die Hände klatschen oder ob ich einfach sagen soll: Da kam eine Maus und das Märchen ist aus.«

»Du kannst dir beides sparen. Aber du hast dich doch selber über Anas große Ähnlichkeit mit Goyas >Maja< gewundert.«

Ich hatte ganz vergessen, dass das, was er erzählt hatte, auch etwas mit Ana zu tun hatte, und, wie ich jetzt dachte, auf gewisse Weise auch mit dem kleinen Zipfel des Geheimnisses, den ich selber gesehen hatte.

»Du wolltest erzählen, wie Ana und ihre Familie sich diese Ähnlichkeit erklärt haben.«

»Aber jetzt, da du von dem kleinen Narren gehört hast, der in der Historie hin und her springt, kannst du vielleicht erraten, welche Beziehung zwischen den beiden Geschichten besteht. Du hast gehört, dass der Zwerg erst vor wenigen Tagen in den Gärten des Alcázar ein Bild von Ana geknipst hat... ich muss übrigens bald zum Zug.«

»Warte noch«, sagte ich. »Der Zwerg kam also 1842 nach Marseille, 1894 begegnete er Manuel in Triana, 1946 lief er über die Plaza Virgen de los Reyes. Und Ana glaubte, diesen Zwerg 1998 in den Gärten des Alcázar gesehen zu haben.«

»So geht die Geschichte, ja.«

»Aber der Zwerg kann Goya trotzdem nicht begegnet sein. Der alte Meister war doch schon längst tot, als El Planeta in Marseille eintraf.«

»Goya starb 1828.«

»Selbst wenn der Zwerg Goya begegnet wäre, ist er Ana doch erst viele, viele Jahre, nachdem der große Künstler die nackte und die bekleidete >Maja< gemalt hatte, über den Weg gelaufen.«

»Wir müssen uns eins nach dem anderen vornehmen.«

»Dann tu das! Du hast mir schließlich versprochen, dass alle Enden schließlich zusammengeführt werden.«

»Der Matrose, der auf die im Meer versunkene Insel ein magisches Kartenspiel mitgebracht hatte, hatte Cádiz zu Beginn des Jahres 1790 verlassen. Und zwar auf einer spanischen Brigg namens >Ana<, damals durchaus kein ungewöhnlicher Name für ein Schiff. Die >Ana< segelte zuerst nach Veracruz in Mexiko und ging dann auf der Rückreise nach Cádiz mit einer schweren Ladung Silber unter. Das habe ich in alten Annalen und Schiffsregistern überprüft.«

»Du hast festgestellt, dass wirklich eine Brigg namens >Ana< auf dem Weg nach Cádiz im Jahr 1790 mit einer großen Ladung Silber untergegangen ist?«

»Genau. Das Schiff soll mit Mann und Maus untergegangen sein, von irgendwelchen Überlebenden war niemals die Rede.«

»Die gab es ja eigentlich auch nicht, da unser Seemann zweiundfünfzig Jahre später zusammen mit der einsamen Insel im Meer versank und niemals in die Zivilisation zurück gelangte.«

»Schön, dass du so gut zuhörst. Als er 1790 Cádiz verließ, hatte er also ein Kartenspiel bei sich. Ich weiß nicht, ob ich überhaupt noch erwähnen muss, dass sich auch an dieses seltsame Kartenspiel - oder genauer gesagt daran, wie der Seemann dazu gekommen ist - eine eigene Überlieferung knüpft.«

»Das will ich auch hören«, verlangte ich.

»Die Brigg war von Sanlúcar de Barrameda gekommen und legt in Cádiz einen Zwischenaufenthalt ein, ehe sie weitersegelte. Im Hafen hielten sich immer einige Zigeuner auf, die den Seeleuten vor der Überfahrt über das weite Meer alles Mögliche verkauften, von Apfelsinen und Oliven bis zu Zigarren, Zündhölzern und Spielkarten. Unser Seemann soll das seltsame Kartenspiel von einem fünf oder sechs Jahre alten Zigeunerjungen namens Antonio gekauft haben

und dieser Junge wurde viel später bekannt als der legendäre cantao El Planeta.«

»Der war damals wirklich noch so klein?«

»El Planeta wurde 1785 in Cádiz geboren. Das kannst du in jedem Lexikon nachschlagen.«

»Das ist ja vielleicht eine Geschichte!«, rief ich. »Sie haben immerhin Fantasie, diese Zigeuner.«

»Im Hafen hielt sich außerdem ein Zwerg auf, was an sich nicht weiter bemerkenswert ist, aber es wird hartnäckig behauptet, dass unter seiner Alltagskleidung Glöckchen bimmelten, genau wie bei einem bufon oder Hofnarren.«

Ich musterte sein fahles Gesicht forschend.

»Ich finde, diesen Teil der Geschichte sollten wir streichen«, sagte ich.

»Warum denn?«

»Er war doch im Kartenspiel. Er steckte in der Tasche des Matrosen. Also konnte er nicht von den Landungsbrücken aus zusehen, wie das Schiff in See stach. Und außerdem ...«

Plötzlich hatte ich das Gefühl, mit dem Kopf gegen eine Schiffsglocke gerannt zu sein, und verstummte.

»Außerdem?«, wiederholte Jose.

»Wenn ich bereit wäre zu akzeptieren, dass dieser Zwerg aus dem magischen Kartenspiel nicht älter wird so wie wir gewöhnlichen Sterblichen, weil er aus Geist besteht und nicht aus Fleisch und Blut...«

»Ja?«

»Dann könnte er sich trotzdem nicht in der Zeit zurückbewegen. Er ist doch erst 1842 nach Europa gekommen.«

Joses blaue Augen funkelten. Er fragte:

»Kann sich das, was aus Geist ist, nicht in der Zeit zurückbewegen?«

»Doch, im Geiste kann das, was aus Geist ist, sich auch in der Zeit vor- und zurückbewegen.«

Jose nickte mit anerkennender Miene.

»Du näherst dich dem Punkt, auf den ich hinauswill. Aber es gibt noch einen Dreh in der Geschichte, einen Epizykel gewissermaßen, verstehst du? Die Überlieferung deutet nämlich auch an, dass der Zwerg in gewisser Hinsicht eben doch nur Fantasie war, und Fantasieprodukte altern nicht wie wir. Deshalb konnte der Zwerg so alt werden. Es heißt außerdem, der Zwerg könne sich in der Zeit zurückbewegen, wenn auch nicht weiter zurück als bis zu seiner eigenen Zeugung. Auf diese Weise gibt es keine Geschichten über den kleinen Prinzen oder über Alice im Wunderland, ehe Saint Exupéry und Lewis Carroll von diesen beiden erzählt hatten, obwohl es seither von Anspielungen und Hinweisen auf sie nur so wimmelt.«

»Ich dachte, der Zwerg sei von einem Matrosen >gezeugt< worden, in einem anderen Meer oder zumindest nach Abfahrt der >Ana<.«

Jose hatte diesen Einwand schon erwartet.

»Joker kam aus einem Kartenspiel, das kurz vor 1790 in Frankreich gedruckt worden war. Von diesem Moment an gibt es in der alten Welt zumindest einen Menschen, der eine Vision von ihm hatte, und genau so weit kann er sich in der Zeit zurückbewegen. Ansonsten ...«

»Na los! Jetzt erzähl schon!«

»An diesem Wintertag des Jahres 1790 im Hafen von Cádiz ist er angeblich gesehen worden, aber damit verlieren sich alle Spuren. Keine Geschichte über ihn reicht weiter zurück als bis zu diesem Tag. In früheren Zeiten findet sich von ihm keine Spur.«

»Und das alles hat Ana wirklich geglaubt?«

Jetzt schüttelte Jose den Kopf und sagte:

»Sie kannte diese vielen Geschichten über El Planeta, Manuel el Solitario und den Großonkel, der vor einigen Jahren gestorben ist, und ich will nicht behaupten, sie habe alles geglaubt. Bisweilen sah es sogar so aus, als seien diese Zigeunergeschichten, die ihr mit der Muttermilch eingegeben worden waren, ihr ein wenig peinlich, denn das, was Zigeuner erzählen, wird doch häufig als Lug und Trug abgestempelt. Aber sie war ganz sicher, dass sie in den Gärten des Alcázar einen Zwerg mit bimmelnden Glöckchen verfolgt hatte. >Ich habe die Glocken gehört<, sagte sie. Deshalb hat sie ihn gejagt. Sie hatte damit gewissermaßen die Glaubwürdigkeit der Familie wiederhergestellt.«

»Und Goyas >Maja<?«

»Zu der kommen wir jetzt. Als Joker in Cádiz am Hafen stand und die >Ana< in See stechen sah, steckte auch in seiner Jackentasche etwas Seltsames, etwas, das er offenbar mehrmals gebraucht hatte, um seine Haut zu retten, wenn böse Kerle ihn wegen seiner Zwergwüchsigkeit schikanierten.«

»Und was war das?«

»Ein kleines Bild einer jungen Frau.«

»Ach?«

»Eine Miniatur, die in einer unbekannten Technik gemalt worden war. Es war kein Kupferstich und es war auch kein Ölgemälde. Es hatte eine schier seidenglatte Oberfläche. Vor allem aber sah dieses seltsame Portrait so naturgetreu aus, dass der Zwerg deshalb als künstlerisches Genie mit übernatürlichen Fähigkeiten betrachtet wurde. Das Bild, das er vorzeigte, stellte genau das dar, was wir Menschen mit bloßem Auge sehen können.«

Ich stand wieder im Prado vor zwei Gemälden von einer Frau, die nur wenige Tage vor ihrem Tod auf einer Bank im Alcázar gesessen hatte. Und da war ein Zwerg des Weges gekommen, hatte ein Foto von ihr gemacht und ...

»Ich verstehe, von welchem Bild du hier redest. Doch dieses Bild ist erst einige Tage alt.«

»Für uns, ja. Für die Menschen im Hafen von Cádiz war es noch jünger.«

»Wie meinst du das?«

»Es gehörte in eine ferne Zukunft. Deshalb erschien es ihnen auch als Zauberei. Es müsse Teufelswerk sein, hieß es.«

»Es gibt wirklich alte Geschichten über einen Zwerg, der ein solches vollkommenes Portrait einer schönen Frau besaß?«

»Es gibt Räuberpistolen, ja. Seemannsgarn. Zigeunerspinnereien. Diese vielen Geschichten sind wohl kaum alle geglaubt worden. Aber sie besaßen eben doch ihren eigenen Zauber. Die Geschichte vom >Zwerg mit dem magischen Bild< ist so eine. Obwohl wir erst heute begreifen, wie wunderbar diese alte Geschichte ist, denn die eigentliche Geschichte ist ja um einiges älter als die Kunst der Fotografie.«

»Und Goya?«

»Goyas großes Vorbild war Velázquez, der im siebzehnten Jahrhundert nach Sevilla kam und später zum Hofmaler Philipp IV. aufstieg. Der alte Meister malte viele Zwerge und Hofnarren, aber er war ja auch laufend von ihnen umgeben, damals waren sie an Königshöfen noch durchaus üblich.«

»Ach?«

»Als Goya im Frühling 1797 in Sanlúcar de Barrameda auf den kleinen Narren stieß, versuchte er mit aller Macht, dieses Männlein in sein Atelier zu holen und es zu portraituren.«

»Aber der Zwerg wollte nicht?«

»Er heulte und schrie und wehrte sich aus Leibeskräften, aber der große Künstler war ja stocktaub und konnte diese Proteste nicht hören. Erst, als der Zwerg das rätselhafte Bild von Ana Maria Maya hervorzog, ließ der Künstler ihn los, denn so etwas hatte er noch nie gesehen. Er war mit >La Maja Desnuda< fast fertig, und jetzt malte er Anas Gesicht auf den Akt, um die Identität seines Modells zu verbergen.«

Wir saßen auf einer Doppelbank, die auf beiden Seiten der Rückenlehne einen Sitz hatte. Nun nahm auf der anderen Seite ein älterer Herr Platz. Jose wartete einen Moment, dann flüsterte er:

»Es war nie leicht für Ana, als die Frau auf den alten Gemälden identifiziert zu werden, manchmal war es sogar eine schwere Last. Aber du kannst dir sicher vorstellen, dass es nicht leichter gewesen wäre, zu Goyas Zeiten nackt Modell zu stehen. Wenn eine Zigeunerin damals nackt für ein Bild posiert hätte, hätte sie ihr Leben aufs Spiel gesetzt.«

Ich dachte einige Sekunden nach. Dann fragte ich:

»Gibt es denn noch mehr Geschichten, die von Goya, dem Zwerg und dem rätselhaften Bild handeln?«

Erst jetzt blickte Jose mich mit einer schwachen Andeutung eines Lächelns an. Er schüttelte ganz leicht den Kopf und sagte:

»In den Überlieferungen heißt es nur, der Zwerg mit den bimmelnden Glöckchen habe im Hafen von Cádiz gestanden, als die >Ana< in See stach - und er habe ein dermaßen detailreiches und naturgetreues Bild einer Frau gezeigt, dass die Umstehenden vor Verwunderung beinahe außer sich gerieten. Einer von ihnen war der kleine Antonio, Anas Ururururgroßvater. Wir können nur beweisen, dass Anas Bild schon seit 1790 hier in Andalusien aufbewahrt worden ist, also mehrere Jahre, ehe Goya seine nackte >Gitana< oder >Maja< malte. So, ich finde, das reicht jetzt.«

Er schaute auf die Uhr und sagte, er müsse zum Bahnhof. Ich schlug vor, ihn noch ein Stück zu begleiten.

Langsam gingen wir durch den Paseo Paraguay zur Plaza Honduras, die mitten im großen Park liegt, und Jose hielt die Zeitung und den großen gelben Briefumschlag noch immer im festen Griff. Mir kam der Gedanke, dass er

vielleicht für mich bestimmt sein könnte. Ich dachte über alles nach, was er über die beiden Schiffbrüche, über El Planeta, Manuel el Solitario und den kleinen Narren erzählt hatte, der überall auftauchte.

Im Jahr 1790 steht also im Hafen von Cádiz ein Zwerg und winkt einer Brigg mit Kurs auf Mexiko zum Abschied zu. In seiner Tasche steckt die Miniatur einer jungen Zigeunerin. Der Künstler hat die Frau offenbar genauso gemalt, wie seine Augen sie in einem großen Garten oder Patio gesehen haben, denn Farben und Details des Bildes sind klarer als der feinste Seidengobelin. Welche Technik aber kann der Künstler verwendet haben, da das Papier nur einen Millimeter dick ist? Wasserfarben können es nicht sein, Ölfarben auch nicht, und von einem kolorierten Kupferstich ist schon gar nicht die Rede. Noch erstaunlicher ist vielleicht die glattpolierte Oberfläche, die mit Wachs oder Harz bestrichen zu sein scheint. Im Hafen tummelt sich außerdem ein fünf oder sechs Jahre alter Zigeunerjunge. Er ist der Ururururgroßvater der Frau auf dem Bild, und er wird viele Jahre später in Sevilla den Flamenco Gesang einführen. In etwas über fünfzig Jahren wird er dem Zwerg in Marseille wieder begegnen. Er wird jedoch nicht mehr wissen, dass er diesen Zwerg vor langer, langer Zeit schon einmal getroffen hat. Beim Zwerg mag das anders aussehen. Und dann: An Bord der Brigg hissen die Matrosen jetzt die Segel, doch plötzlich dreht sich einer von ihnen um und winkt dem Zwerg und dem Knaben noch einmal zu. Von dem Jungen hat er ein Kartenspiel gekauft und auf einer der Karten befindet sich ein winziges Bild des Zwergs, der jetzt im Hafen steht. Als der Matrose viele Wochen darauf nach einem Schiffbruch auf einer einsamen Insel landet, wird er sich dieses Bild ansehen. Während der folgenden Jahre wird er es wieder und wieder betrachten. Aber wird er jemals begreifen, dass dieser Zwerg bei seiner Abfahrt aus Cádiz im Hafen stand?

Jose sagte: »Schon als kleines Mädchen hatte Ana die vielen Geschichten gehört, über den Zwerg im Hafen von Cádiz, über den Zwerg, der in Marseille von einem Schiff sprang, über den Zwerg, dem Manuel el Solitario in Triana begegnet war, und über den Zwerg, der so schnell über die Plaza Virgen de los Reyes rannte, dass die Glöckchen seines Kostüms lärmten wie ein ganzes Schrammelorchester.«

»Aber eine Geschichte über den Zwerg in den Gärten des Alcázar hatte sie natürlich nicht gehört.«

Er schüttelte nachdenklich den Kopf.

»Aber während der letzten Jahre hatte sie sehr gespannt darauf gewartet, was 1998 passieren würde. Anas Lieblingsgeschichte war immer die gewesen, wie der Zwerg seine Haut retten konnte, indem er ein magisches Bild einer jungen Frau herumzeigte. So wie das Bild beschrieben worden war, hatte Ana sich immer vorgestellt, es müsse sich um ein Foto handeln, obwohl sich die Episode im Hafen von Cádiz ja doch mehrere Jahrzehnte vor der Erfindung der Fotografie zugetragen hatte. Und das war noch nicht alles. Nein, das war noch nicht alles ...«

»Nicht?«

»Als Teenager hörte Ana dann immer häufiger, sie habe Ähnlichkeit mit einem Bild von Goya. Zuerst war sie stolz, dem jungen Mädchen erschien das als Kompliment, auch wenn es sie verlegen machte, dass sie einer Nackten ähneln sollte. Im Lauf der Zeit wurde sie der >Gitana< immer ähnlicher, und eines Tages spielte es keine Rolle mehr, wie sie sich schminkte oder frisierte. Sie war zur Nina del Prado geworden und die eine war nicht mehr von der anderen zu unterscheiden.«

»Moment«, sagte ich. »Jetzt hast du etwas Wesentliches ausgelassen.«

»Was meinst du?«

»Wenn Ana durch Schminke und Frisur ihr Aussehen hätte verändern können, dann hätte sie sich trotzdem nicht um einen Millimeter von Goyas Bild entfernen können.«

»Und warum nicht?«

»Dann hätte auch Goyas Bild anders ausgesehen.«

Er dachte kurz nach, dann sagte er:

»Da hast du natürlich Recht. Das Schicksal lässt sich nicht retuschieren. Es ist nur ein Schatten dessen, was passiert. Ich sollte vielleicht noch hinzufügen, dass ... na ja.«

»Worauf wartest du?«

»An dem Morgen, an dem Ana in den Gärten des Alcázar den Zwerg verfolgt hat, und nur an diesem einen Morgen in all den Jahren, in denen ich sie gekannt habe, benutzte sie ein Rouge, das schon lange bei ihr herumlag und das sie nur ein einziges Mal bei einem Auftritt benutzt hatte.«

Ich blieb stehen und sagte:

»Nur das hatte noch gefehlt. Ihr hatten noch die roten Wangen gefehlt.«

Er blickte mich fast ängstlich an und ich fügte hinzu:

»Wenn Ana auf Fidschi Rouge benutzt hätte, dann hätte ich sofort an Goyas Bild gedacht.«

Wir setzten uns wieder in Bewegung.

»Aber warum hat sie das Rouge gerade an diesem Tag hervorgekramt?«, fragte er.
»Verstehst du das? So sah sie der Frau auf dem alten Portrait doch noch ähnlicher, ja, sie sah genauso aus wie sie.«

»Es gibt den Ausdruck >wenn die Zeit reif ist<«, bemerkte ich. »Diese Frage ist außerdem wie die nach der Henne und dem Ei: Was war zuerst da?«

»Und es gibt auch etwas wie >das eigene Schicksal annehmen<.«

»Hat Ana jemals ihre Ähnlichkeit mit Goyas >Maja< zu den alten Geschichten aus Cádiz über den Zwerg und das magische Bild in Verbindung gesetzt?«

»Im Lauf der Zeit schon. Einer ihrer Onkel hat als Erster über das perfekte Gemälde, das der Zwerg herumzeigte, gesagt, dass es sich um ein modernes Farbfoto gehandelt haben müsse. Aber dann, ja, dann musste es sich um ein Foto einer Person handeln, die lange Zeit, nachdem der Zwerg mit dem geheimnisvollen Bild im Hafen von Cádiz aufgetaucht war, auf der Erde gelebt hatte. Denn ein Portraitfoto lügt nicht, es ist immer von einem lebenden Modell gemacht. Und von da an wurde diese Überlegung selbst zum Teil der Geschichte. Wenn die Familie etwas wusste, dann, dass der Zwerg nicht alterte wie gewöhnliche Sterbliche. Dass er auch noch in der Zeit rückwärts wandern konnte, war etwas ganz Neues. Sie gingen so weit, dass sie in späteren Jahren Spekulationen darüber anstellten, welche junge Frau aus der zahlreichen Nachkommenschaft El Planetas auf dem Bild zu sehen sein könnte, und es wurde angedeutet, dass das Foto vielleicht irgendwann im Jahr 1998 aufgenommen werden würde. Und alle hielten von nun an Ausschau nach Zwergen.«

»Und als Ana dem Goya-Portrait dann immer ähnlicher wurde ...«

Er nickte energisch.

»Ja, da glaubten manche, der Kreis habe sich geschlossen: Nun tauchten ganz neue Geschichten auf, nach denen der Zwerg sein wunderliches Bild dem großen Maler verkauft haben soll. In einer dieser Geschichten hieß es, Goyas wirkliches

Modell sei von ihrer Familie geköpft worden, weil sie nackt posiert habe. Der abgeschlagene Kopf wurde angeblich auf eine Stange gesteckt und dem Spott des Pöbels preisgegeben. Aber darüber wurde niemals laut gesprochen, jedenfalls nicht, wenn Ana in der Nähe war.«

»Aber sie dachte sich ihr Teil?«

»Sie riss Witze darüber. Sie konnte alles weglachen. Aber ja, sie dachte sich ihr Teil. Und die neuen Geschichten machten es nicht leichter für sie, mit dieser Ähnlichkeit von Goyas berühmtem Portrait zu leben. Manchmal war es schwer, sie zum Ausgehen zu bewegen. In Sevilla war das vielleicht kein so großes Problem, aber in Madrid konnte es vorkommen, dass die Leute auf der Straße stehen blieben und auf sie deuteten, manche schienen geradezu schockiert zu sein. Ich weiß nicht, vielleicht trug das dazu bei, dass sie sich im botanischen Garten so wohl fühlte. Ich glaube, sie hat sich dort versteckt. Ana war stigmatisiert. So als habe sie ein riesiges Muttermal im Gesicht.«

»Um nicht zu sagen ein Kainsmal«, meinte ich.

Jetzt fuhren wütende Zuckungen durch sein bleiches Gesicht. Er sagte:

»Aber das ist noch immer nicht alles. Seit über fünfzig Jahren heißt es, die Frau auf dem magischen Bild werde sterben, sobald sie dasselbe Alter wie Goyas >Maja< erreicht habe, aber ...«

Er zögerte, und ich forderte ihn mit einer Handbewegung auf weiterzuerzählen.

»Das sollte nur dann passieren, wenn sie sich einem Mann hingab. Es war gewissermaßen die Strafe dafür, dass sie auf so schamlose Weise nackt Modell gestanden hatte. Sie habe sich schon vielen Männern hingegeben, hieß es, also sei sie keine ehrbare Frau mehr, und das Schicksal werde sie zu strafen wissen, wenn sie sich trotzdem ein Liebesleben erschliche.«

Ich drehte mich zu ihm hin:

»Das ist aber unlogisch. Und außerdem ungerecht. Denn nicht die Frau auf dem Foto hatte sich nackt abbilden lassen. Schließlich hatte doch Goya ihren Kopf auf den Leib einer anderen gemalt!«

Er bewegte seinen Kopf hin und her und schien dabei über meinen Einwand nachzudenken.

»Das Schicksal ist weder gerecht noch ungerecht«, erklärte er dann. »Es ist nur unausweichlich. So ist das. Deshalb behält es auch immer Recht.«

Wieder musste ich an Anas Herzfehler denken.

»Du hast angedeutet, Ana sei gestorben, weil sie genauso aussah wie die Frau auf Goyas Bild, und damit war das Werk vollbracht. Könnten wir nicht genauso gut sagen, dass Goyas Frau so aussah wie Ana kurz vor ihrem Tod, weil das Bild von Ana zufällig wenige Stunden vor ihrem Zusammenbruch aufgenommen worden war?«

»Das käme auf dasselbe heraus. Auch das ist wie die Sache mit der Henne und dem Ei, ein absolut unlösbares Rätsel, egal, an welchem Ende wir anfangen. Doch als der Zwerg das schicksalhafte Bild von Ana machte, verschmolzen die Geschichten von Anas Ähnlichkeit mit Goyas >Maja< und die vom Bild des Zwergs miteinander. Der Kreis hatte sich geschlossen. Das ganze seltsame Gewirr der Geschichten um diesen Zwerg begann gewissermaßen in den Gärten des Alcázar. Und hier nahm es auch ein Ende.«

Ich machte noch einen Versuch:

»Ich habe nicht gesagt, dass ich diese Geschichten glaube, das tust du sicher auch nicht...«

Er bedeutete mir weiterzureden.

»Frag nur«, sagte er.

»Ana hatte also einen Herzfehler. Sie durfte nicht mehr tanzen und auch nicht schwanger werden. Aber sie lief in den Gärten des Alcázar einem Zwerg hinterher. Deshalb ist sie gestorben. An Überanstrengung. Denn die Hatz durch die Gärten des Alcázar war doch sicher so anstrengend wie ein Flamenco-Tanz?«

»Sie wurde jedenfalls zu Anas Totentanz. Aber warum hat sie den Zwerg verfolgt? Weil er sie fotografiert hat! Nur Ana hätte Jagd auf einen Zwerg gemacht, weil der sie geknipst hatte. Das Bild, das der Zwerg dort aufgenommen hatte, verfolgte Ana schon ihr Leben lang. Sie war damit aufgewachsen.«

Wir waren, seit wir die Bank unten bei El Parterre verlassen hatten, etwa alle zwei Meter stehen geblieben, und immer, wenn wir an Menschen vorbeigingen, senkte Jose seine Stimme. Jetzt gingen wir eine Weile schweigend weiter. Dann ergriff ich wieder das Wort.

»Du hast gesagt, der Zwerg habe in Marseille für El Planeta ein Kartenspiel gezeichnet und außerdem für jede Karte im Spiel ein kleines Gedicht aufgesagt.«

Jose ging jetzt ein wenig schneller. Er sagte:

»El Planeta hatte sich einige von diesen Versen merken können, obwohl sie in einer Sprache abgefasst waren, die er nicht verstand. Er hatte sie nach Gehör auf ein Stück Papier geschrieben. Dieses Papier befand sich angeblich zu Lebzeiten Manuels noch immer im Besitz der Familie.«

»Ach?«

»Als Manuel in Triana dem Zwerg begegnete, zeigte der ihm nicht nur die alte Jacke, die er von El Planeta erhalten hatte. Er überreichte Manuel auch ein Blatt Papier, auf dem er alle zweiundfünfzig Verse notiert hatte, diesmal auf Spanisch. Manuel el Solitario soll später in Erfahrung gebracht haben, dass die von El Planeta aufgeschriebenen deutschen Verse mit einigen von denen übereinstimmten, die jetzt auf Spanisch vor ihm lagen.«

»Aber diese Verse sind heute nicht mehr erhalten?«

Jose nickte geheimnisvoll. Dann sagte er:

»Jetzt kommen auch unsere Wege einander recht nahe.«

Zuerst begriff ich nicht, was er damit meinte. Aber dann befand ich mich wieder auf Taveuni. Ich saß vor meiner Hütte im Maravu auf der Veranda und hörte einige Stimmen aus dem Palmengarten. Ich sagte:

»Die bloße Erfahrung, erschaffen worden zu sein, ist nichts im Vergleich zu dem überwältigenden Bewusstsein, sich selbst aus dem Nichts hervorgebracht zu haben und damit ganz und gar auf eigenen Füßen zu stehen.«

Er machte große Augen.

»Bravo«, sagte er. »Du verfügst nicht nur über ein beeindruckendes Gedächtnis. Du sprichst noch dazu ein brauchbares Spanisch.«

Ich biss mir auf die Lippe. Erst jetzt ging mir auf, dass wir die ganze Zeit Spanisch gesprochen hatten, vielleicht sogar schon seit unserer Begegnung in Salamanca.

»Ihr habt mich durchschaut?«, fragte ich.

Er lachte.

»Fast vom ersten Moment an. Aber lass mich weiter erzählen. Die zweiundfünfzig Verse, die der Zwerg in Triana Manuel übergab, ehe er wieder in der Dunkelheit verschwand, befinden sich seit damals im Familienbesitz. Einzelne Formulierungen sind außerdem im Lauf der Jahre in Flamenco-Texte eingeflossen, die überall in Spanien gesungen werden. Ana war schon als Kind mit diesen Texten vertraut.«

»Waren das die Texte, die ihr ...«

Er fiel mir ins Wort.

»Die Texte gehörten jeder zu einer bestimmten Karte im Spiel. Es kam recht häufig vor, dass Ana und ich mit Bekannten Karten spielten. Wir spielten immer zusammen, und als auch ich die alten Texte gelernt hatte, verfügten wir über eine Geheimsprache, was Farbe und Wert der Karten anging.«

»Ihr habt also gemogelt?«

»Manchmal, ja. Es kam vor, dass wir einander mitten im Spiel einige Wortketten zumurmeln, auf diese Weise konnten wir uns mitteilen, welche Karten wir in der Hand hielten.«

»Der Italiener hatte also Recht?«

»Nicht ganz. Mario hatte eine eher okkulte Erklärung für unser dauerndes Glück im Spiel. Er hielt uns für Hellseher.«

»Aber alles war nur Lug und Trug?«

Darauf gab er keine Antwort und fuhr fort:

»Vor allem, als Ana nicht mehr tanzen durfte, verbrachten wir oft die Nächte mit Freunden beim Kartenspiel. Ana konnte sich wie ein Kind freuen, wenn sie gewann, und na ja - jetzt, da sie nicht mehr tanzte, fand ich, sie hätte das verdient. Ich gönnte ihr diese kleine Freude, ich war wohl selbst ein wenig besessen von diesem Spiel. Wir hatten keine Kinder, aber wir hatten ein kindisches Spiel. Wir besaßen eine eigene Geheimsprache.«

»Kam euch nie jemand auf die Schliche?«

»Wir mussten uns immer wieder etwas Neues einfallen lassen, wir konnten nicht dieselben Stichwörter über einen längeren Zeitraum verwenden. Das - und noch etwas anderes - sorgte dafür, dass wir immer wieder an den alten Versen herumpolierten oder uns neue ausdachten.«

»Was war das andere?«

»Schon als Anas Herzfehler festgestellt worden war, entwickelten wir beide eine sehr empfindliche Beziehung zu den Realitäten des Lebens. Jede einzelne Sekunde, die wir zusammen verbrachten, war eine Gnadengabe. Als sie dann nicht mehr tanzen durfte und ihr noch dazu von einer Schwangerschaft abgeraten wurde, mussten wir den eigentlichen Sinn des Lebens neu definieren.«

»Und konnte Ana einen Sinn finden?«

»Sie fing nicht an zu sticken, um das mal so zu sagen, dazu wäre sie auf jeden Fall zu ungeduldig gewesen. Aber wir hatten noch immer einander und wir teilten ein besonders intensives Lebensgefühl. Die Ärzte hatten versucht, uns zu beruhigen, aber wenn eine berühmte bailaora plötzlich nicht mehr tanzen darf,

dann kannst du dir ja vorstellen, dass sie große Probleme mit dem Dasein bekommt. So ging es auch Ana Maria, so ging es uns beiden, mit einem wichtigen Unterschied: Ana war davon überzeugt, dass dieses Leben nicht unser Einziges ist. Sie war felsenfest von einem Leben nach dem Tod überzeugt. Was wir teilten, war ein verklärtes Erlebnis des Wunders, das das Leben nun einmal ist, und wir machten es zu einem Spiel, neue Worte und Ausdrücke für das zu finden, was wir dachten und erlebten. Auf diese Weise entwickelten sich die alten Aussagen, die mit den Karten im Spiel verbunden waren. Einige der Formulierungen des Zwergs verwendeten wir, andere wurden verworfen. Auf diese Weise schufen wir unser eigenes kleines Lebensmanifest. Und ich sollte hinzufügen, dass wir etwas erschaffen wollten, das uns vielleicht überleben würde. Das Manifest sollte unser geistiges Testament sein.«

»Deshalb habt ihr immer wieder neue Maximen entwickelt?«

»Die ganze Zeit, ja, jeden Tag. Das Manifest befand sich in ständiger Verwandlung, es war ein eruptiver Prozess. Noch bis zuletzt konnten wir neue Maximen ersinnen und gegen einige der alten austauschen.«

»Das ist fast ein wenig ... verrückt.«

Er schüttelte den Kopf:

»Durchaus nicht. Und es ist auch nicht so ungewöhnlich, wie es vielleicht klingt. Die andalusischen Zigeuner haben immer kleine Weisheiten über Leben, Tod und Liebe gesammelt. Seit der Zeit von El Planeta sind auf diese Weise die Flamenco-Texte entstanden.«

Da sagte ich:

»Wenn es einen Gott gibt, dann ist er nicht nur schlampig im Spuren hinterlassen. Vor allem ist er ein Meister im Sich verstecken. Und die Welt nimmt bestimmt nicht das Blatt vom Mund, die nicht. Im Himmelsraum wird weiterhin dichtgehalten. Zwischen den Sternen sind Klatsch und Tratsch verpönt...«

Ich verstummte, ich konnte mich nicht mehr daran erinnern, was Ana und Jose am ersten Abend im Maravu im Palmengarten sonst noch gesagt hatten. Doch Jose brachte sofort den Rest:

»Aber noch hat niemand den Urknall vergessen. Seit damals herrscht ununterbrochenes Schweigen und alles, was existiert, entfernt sich voneinander. Noch ist es möglich, auf einen Mond zu stoßen. Oder auf einen Kometen. Rechnet aber nicht mit freundlichen Zurufen. Im Himmel werden keine Visitenkarten gedruckt.«

Ich deutete Applaus an, dann sagte ich:

»Das mit dem Urknall stammt wohl nicht von dem Zwerg, den El Planeta in Marseille getroffen hat.«

»Warum nicht?«

»Weil dieser Begriff und die dazugehörige Theorie erst weit nach Mitte des neunzehnten Jahrhunderts entstanden sind.«

Er lächelte besserwisserisch, dann sagte er:

»Ich glaube, dieser Schelm kann so einiges durch die Jahrhunderte hin- und herschmuggeln. Für mich repräsentiert er das Streben der Menschen nach immer größerem Verständnis dessen, was diese Welt ist. Ich finde die Vorstellung tröstlich, dass wir einen solchen Repräsentanten haben, der zwischen den Jahrhunderten hin und her springen und dabei gewisse Botschaften und Nachrichten übermitteln kann.«

Ich glotzte ihn nur an und er fügte rasch hinzu:

»Du hast Recht. In dem Manifest des Zwergs finden wir nur die ersten Sätze:
>Wenn es einen Gott gibt, dann ist er nicht nur schlampig im Spuren hinterlassen.
Vor allem ist er ein Meister im Sichverstecken.<«

Wir hatten die Plaza Honduras hinter uns gelassen und gingen nun über den Paseo de la Republica de Cuba.

»Jetzt wäre vielleicht eine Zusammenfassung angebracht«, sagte ich.

»Nur zu.«

»Als ich an diesem Januarmorgen nach Taveuni kam, setzte ich mich zuerst auf die Veranda. Plötzlich kommt ein eng umschlungenes Paar durch den Palmengarten, bleibt auf dem Weg stehen und deklamiert einige seltsame Sätze auf Spanisch. Ich spitzte die Ohren. Ihr wusstet nicht, dass ich auf der Veranda saß?«

Er lächelte breit.

»John hatte uns schon gesagt, ein Norweger sei eingetroffen, den wir vielleicht zum Bridge einladen könnten. Am selben Tag hatte ein Niederländer die Insel verlassen und während der vergangenen Tage hatten wir gegen ihn und Mario gespielt. Der Engländer sagte uns, in welcher Hütte du wohntest, außerdem habe er dich auf der Veranda gesehen.«

»Aber ihr konntet doch nicht wissen, dass ich Spanisch verstehe.«

»Noch nicht, nein. Aber es geht hier ja nun nicht gerade um eine Minderheitensprache. Die halbe Welt spricht Spanisch.«

»Das ist vielleicht ein wenig übertrieben. Die halbe Kunst der Welt stammt aus Spanien, so weit würde ich gehen. Aber nicht weiter.«

Für einige Sekunden schien sich die fahle Maske in eine muntere Miene auflösen zu wollen. Ich sagte:

»Und dann sind wir uns am Strand begegnet.«

»Und du hast ein wenig darüber erzählt, was dich in diesen Teil der Welt gebracht hatte. Wir wurden neugierig, denn wir formulierten immer neue Maximen für unser Manifest. Nun dachten wir, wir könnten vielleicht auch einige Daseinsperspektiven eines Evolutionsbiologen entlehnen. Das kam uns noch verlockender vor, als du die ganze Zeit Englisch mit uns gesprochen hast, obwohl du doch zweifellos Spanisch verstehen konntest.«

»Zweifellos?«

»Ein Schauspieler muss unbedingt in seiner Rolle bleiben.«

»Und das ist mir nicht gelungen?«

»Du hast dich schon am Strand verraten. Weder Ana noch ich hatten eine Uhr, aber ich fragte Ana trotzdem nach der Uhrzeit und zwar auf Spanisch. Und du schautest sofort auf deine Uhr und sagtest: >Viertel nach zwölf<.«

Ich war sprachlos.

»Deswegen konnten wir natürlich noch nicht sicher sein, dass du Spanisch sprichst. Aber es folgten noch viele weitere solcher Beispiele für deine mangelnde Konzentration. Es heißt, wer lügt, brauche ein gutes Gedächtnis.

Vergiss nicht, dass Ana und ich erfahrene Bridgespieler waren und uns außerdem im Verstellen geübt hatten.«

»Warum habt ihr mich nicht entlarvt?«

»Ana fand es spannend, ein ... na ja ...«

»Was fand sie spannend?«

»Eine Art - Publikum zu haben. Wir waren stolz auf das Manifest, das wir gemacht hatten. Oder besser gesagt, an dem wir die ganze Zeit herumfeilten. Wir spielten gern die Geheimnisvollen.«

»Das ist euch auch gelungen.«

»Und wir wollten gern mehr über deine Evolutionslehre erfahren. Und dazu mussten wir uns erst ein wenig interessant machen. Wir mussten einen Köder legen ...«

»Das ist nicht meine Evolutionslehre.«

»Aber gerade deshalb. Ana und ich waren davon überzeugt, dass es etwas geben könnte, für das die Naturwissenschaften einfach blind sind.«

»Das habe ich begriffen. Und was meinst du jetzt, wofür sind die Naturwissenschaften blind?«

»Darüber haben wir doch gesprochen. Für alle Zusammenhänge. Für den Sinn des Daseins, in jeder Hinsicht. Der Urknall war kein sinnloses Ereignis.«

»Du musst schon entschuldigen, aber jetzt begreife ich wirklich nicht, was du mir da zu sagen versuchst.«

»Weil du nicht siehst, dass die Welt ein Mysterium ist.«

»Doch, das sehe ich durchaus. Aber ich sehe dabei nur, dass wir über ein Rätsel sprechen, ein Rätsel, das wir beide niemals lösen werden.«

»Wir können aber auch in dem, was wir nicht verstehen, einen Sinn sehen.«

»Aber siehst du nicht außerdem noch einen Sinn dort, wo es gar keinen gibt?«

Mit leicht spöttischem Blick sagte er:

»Geh zurück ins Devon. Was siehst du?«

Mein Gedächtnis funktionierte nach unserem langen Gespräch so schlecht, dass ich ihm voll auf den Leim ging.

»Ich sehe die ersten Amphibien«, sagte ich.

Er nickte.

»Erst heute sehen wir den Sinn dessen, was damals passiert ist. Wenn wir vor vierhundert Millionen Jahren das Leben auf der Erde beobachtet hätten, hätten wir das alles für eine monströse Vorführung von Sinnlosigkeit gehalten. Aber das Mysterium besitzt auch eine Zeitachse und im Licht des menschlichen Bewusstseins ist das Leben im Devon von Sinn geradezu gesättigt. Es war der Auftakt zu uns - der Auftakt zur Vorstellung über das Leben im Devon. Ohne die Kaulquappen von damals hätte es niemals ein Bewusstsein des Lebens auf der Erde geben können. Wir sollen nicht nur unsere Eltern ehren. Sondern auch unsere Kinder.«

»Der Mensch ist also das Maß aller Dinge?«

»Das habe ich nicht behauptet. Aber unser Bewusstsein entscheidet nun einmal, was sinnvoll ist - auch für unseren eigenen Intellekt. Deshalb wirkte die Entstehung eines Sonnensystems zuerst als eher ekelerregender Prozess. Aber es war nur ein Auftakt.«

»Ein Auftakt?«

»Ein Auftakt, ja. Und das Paradoxe daran ist, dass wir diesen Auftakt erkennen können, obwohl wir erst sehr, sehr viel später aufgetaucht sind. Auf diese Weise beißt sich die Geschichte des Sonnensystems sozusagen in den eigenen Schwanz.«

»Wie die Geschichte von Goyas >Maja<? Die fing vor einigen Tagen in den Gärten des Alcázar an und da endete sie auch.«

»Und das können wir sogar über das ganze Universum sagen. Der Applaus für den Urknall setzte erst fünfzehn Milliarden Jahre später ein.«

Ich schüttelte den Kopf: »Das ist eine seltsame Sichtweise.«

»Aber wir beide - die wir erst fünfzehn Milliarden Jahre später aufgetaucht sind -, wir können uns trotzdem daran >erinnern<, was fünfzehn Milliarden Jahre zuvor geschehen ist. Auf diese Weise ist das Universum schließlich zu einem Bewusstsein seiner selbst gelangt, wenn auch mit großer Verspätung, ungefähr so wie ein ferner Blitzschlag erst dann zu hören ist, wenn der Blitz längst den Himmel zerrissen hat.«

Ich versuchte zu lachen, was mir jedoch nicht gelang.

»Nachher ist man immer klüger«, bemerkte ich.

Er schaute mir mit fast verklärtem Blick in die Augen.

»Auch das ist eine Form von Klugheit. Es kann klug sein, zurückzublicken. Wir sind doch eher unsere eigene Vergangenheit als unsere eigene Zukunft.«

Ich sagte:

»Ich kann die Vorstellung verstehen, dass ein Ereignis von heute erst im Licht von Dingen, die sich sehr viel später zutragen, einen Sinn ergibt.«

»Wenn es überhaupt ein Vorher und Nachher gibt. Was wir tief draußen im Himmelsraum sehen - also Jahrmilliarden zurück in der Geschichte des Universums -, ist zugleich die Ursache für das, was in diesem Moment passiert. Das Universum ist Henne, Ei und beides zugleich.«

»Wie Ana«, stellte ich fest. »Oder wie das Foto, das der Zwerg von ihr gemacht hat.«

Dazu sagte Jose nichts. Er fuhr fort:

»Wir wissen nicht, worauf wir zugehen. Wir wissen nur, dass wir uns auf eine lange Reise begeben haben. Erst am Ende unseres Weges werden wir erfahren, was uns auf diese lange Reise getrieben hat, und diese Reise kann sich über viele Generationen hinweg erstrecken. Auf diese Weise befinden wir uns immer in einem Embryonalzustand. Vieles von dem, dessen Bedeutung wir heute nicht erkennen können, wird seinen Sinn vielleicht an der nächsten Wegkreuzung offenbaren. Noch das sinnloseste Ereignis kann sich als unabdingbare Voraussetzung entpuppen. Ich meine: Wer würde der Tatsache, dass ein Zigeunerknabe einem jungen Matrosen ein Kartenspiel verkauft, wohl Gewicht beimessen?«

Ich blieb stehen und erst jetzt roch ich Lunte. Hatte der Engländer auf Taveuni nicht genau solche Überlegungen angestellt? Hatte er nicht das Devon als »Embryonalzustand der Vernunft« bezeichnet? Hatte Jose noch immer Kontakt zu

ihm? Hatten sie nicht nur auf Fidschi zusammengearbeitet, sondern auch später noch? Ich konnte die Gedanken des einen nicht mehr von denen des anderen trennen.

Wir hatten die Calle de Alfonso XII erreicht und warfen beide einen Blick auf die Uhr. Es war Viertel vor zwölf.

Ich brachte Jose noch zum Bahnhof.

»Am Ende seid ihr dann verschwunden«, sagte ich. »Ihr habt euch ganz und gar isoliert.«

»Als wieder so viel davon die Rede war, wem Ana ähnlich sah, ja. Und als dann noch herumgequengelt wurde, dass Ana tanzen sollte, haben wir uns in der Tat zurückgezogen. Ich glaube nicht, dass du dir vorstellen kannst, wie gern sie aufgetreten wäre.«

»Und dann ist sie am Frühstückstisch zusammengebrochen, und du hast ihr eine gescheuert.«

Er räusperte sich zweimal, ehe er antwortete:

»Ich hatte dann immer so schreckliche Angst.«

»Das kann ich sehr gut verstehen.«

Wir standen auf dem Bahnsteig, vor dem Joses Zug bereits wartete, und ich beteuerte noch einmal, dass wir uns in zwei Tagen in Sevilla Wiedersehen würden. Und nun reichte er mir den gelben Umschlag. Er sagte:

»Das ist für dich und Vera.«

»Für Vera?«

»Für euch beide, ja.«

Also hatte er mit John gesprochen. Das wusste ich jetzt genau. Nur mit John hatte ich ausführlich über dich gesprochen.

»Aber was in diesem Umschlag ist denn für Vera?«

Er schaute mir mit energischer Miene in die Augen.

»Weißt du das noch immer nicht?«, fragte er und wirkte verletzt.

Ich schüttelte nur den Kopf. Er sagte:

»Es ist ein Geschenk, aber es ist auch eine Last. Es ist etwas, das zwei Menschen teilen müssen. Es ist nicht gut für einen Mann in deinem Alter, damit allein zu sein.«

Wieder schaute er auf die Uhr, dann lief er zum Zug.

Auf dem Rückweg zum Hotel öffnete ich den Umschlag. In dem großen gelben Umschlag steckte eine Sammlung von Fotos, die Ana auf Taveuni gemacht hatte. Erst auf meinem Zimmer drehte ich die Bilder um und sah, dass auf jeder Rückseite etwas stand. Das Manifest nämlich, Vera. Das ist es, was zwei Menschen teilen müssen. Es ist nicht gut für einen Mann in meinem Alter, mit dem Manifest allein zu sein.

* Der Logik fehlt es gar zu sehr an Ambivalenz *

So endet der Brief an Vera. Er wurde am Donnerstag, dem 7. Mai 1998, per E-Mail abgeschickt und es sollte ein ganzes Jahr dauern, bis ich mir selbst einen Ausdruck sichern konnte.

Ich habe ein ausführliches Nachwort versprochen, das kommt auch noch, aber zuerst wollen wir sehen, wie Vera auf Franks Brief reagiert hat. Das ist möglich, weil Frank eine weitere E-Mail an Vera geschickt hat, nachdem sie seinen langen Brief gelesen und ihn dann im Hotel angerufen hatte.

Ich sitze nun in einer Sommernacht in Croydon, vor mir auf dem Tisch liegt ein umfangreicher Brief, und es wäre fast ein schändliches Versäumnis, wenn ich nicht auch noch erwähnte, dass mir Frank im November 1998 im Palace begegnet ist, also ein halbes Jahr nachdem er von diesem Hotel aus an Vera geschrieben hatte. Ich kann mich gut daran erinnern, wie gespannt er abgewartet hatte, ob er sie in Salamanca wohl treffen würde, und als er mir im November über den Weg lief, wusste ich wirklich nicht: Waren sie einander begegnet und wenn ja, wie war diese Begegnung verlaufen? Ich hatte seit unserem Abschied auf Fidschi keinen Kontakt mehr mit dem Norweger gehabt.

Wäre es möglich, dass Frank und Vera wieder zueinander gefunden hatten? Oder war Frank nur auf Stippvisite in Madrid, hatte der Besuch also nichts mit Vera zu tun?

Ich saß unter der Kuppel und trank Tee, aß Kekse und lauschte den schmachtenden Harfentönen aus Tschaikowskys »Dornröschen«, so wie Frank es von sich bei einem früheren Besuch beschrieben hat. Von meinem Tisch gleich vor der Bar aus sah ich plötzlich den Norweger die Rotunda betreten. In mir erstarrte etwas, denn war es nicht ein ungeheuerlicher Zufall, dass ich ihm im Palace begegnete - so weit von Fidschi und von London entfernt? Es wäre schon wahrscheinlicher gewesen, ihm in Oslo über den Weg zu laufen, wo ich erst vor wenigen Wochen einige Tage verbracht hatte.

Oslo fand ich bezaubernd, und das Wunderbarste war, dass Frank in einer modernen europäischen Hauptstadt und doch nur wenige hundert Meter von der puren Wildnis entfernt lebte. Ich hatte einen langen Spaziergang zu einem idyllischen Waldgasthaus namens Ullevålseter und von dort weiter zur Frognerseter gemacht, unterwegs war mir so gut wie kein Mensch begegnet.

Als Frank jetzt das Palace betrat, kam ich mir ein bisschen wie auf frischer Tat ertappt vor. Ich war dermaßen baff, dass ich nicht sofort aufspringen konnte, um ihn zu begrüßen. Außerdem war es offensichtlich, dass er in der Rotunda nach jemandem Ausschau hielt. Bald jedoch hatte er mich entdeckt und kam auf meinen Tisch zu.

»John!«, rief er. »Das ist ja eine Überraschung!«

Er setzte sich für einige Minuten zu mir, doch dann sprach ihn die Frau an, mit der er verabredet war. Ich war ganz sicher, dass es sich nicht um Vera handelte, aber die Bestätigung dafür erhielt ich erst eine Stunde später. Inzwischen hatte ich mir aus bestimmten Gründen ein klares Bild von Veras Aussehen gemacht, ohne sie jemals gesehen zu haben. Das mag sich rätselhaft anhören, doch ich werde es im Nachwort ausführlich erklären.

Frank hatte erzählt, dass er einige Tage im Hotel verbringen werde, und wir verabredeten uns für den Abend zu einem Bier.

»Wir müssen alte Erinnerungen auffrischen«, sagte er. »Solche Tage geraten viel zu leicht in Vergessenheit.«

Als er dann ins Restaurant gegangen war, fing seine Bemerkung über die Erinnerungen in mir an zu arbeiten und bald hatte ich einen raffinierten Plan, ich musste nur zwei geschickte Telefongespräche führen, das eine kühner als das

andere. Die Frage war, ob mir das wirklich gelingen würde, ob es überhaupt möglich wäre, Frank zu verlocken. Mir war schmerzlich bewusst, dass ich das Risiko einging, ein arges Chaos zu verursachen und das nicht nur für mich selbst, sondern ebenso für alle anderen, die unwillkürlich davon betroffen sein würden.

Ich will nicht behaupten, solche Zufälle seien vom Schicksal oder irgendeiner Form übersinnlichen Bewusstseins »gewollt«, aber die Chance würde ich nur einmal bekommen, ich konnte sie einfach nicht ungenutzt verstreichen lassen. Ich war in eine prekäre Lage geraten, obwohl ich zugeben muss, dass ich heute nicht vor Franks Brief sitzen würde, wenn ich der Möglichkeit, die sich an jenem Nachmittag in Madrid plötzlich bot, ausgewichen wäre.

Aber jetzt hast du das Wort, Frank. Du hast einen weiteren Brief an Vera geschrieben und nun steht nur noch das Finale aus. Nach diesem letzten Gruß gab es keine weitere Korrespondenz. Aber einer von uns muss trotzdem erzählen, was in Sevilla geschehen ist. Das werde ich im Nachwort übernehmen.

Liebe Vera. Nach dem langen Brief kommt jetzt noch ein weiterer von mir.

Als ich am frühen Mittwochnachmittag mit einem großen Briefumschlag in der Hand ins Hotelzimmer zurückkam, hatte ich so viel im Kopf, was ich dir erzählen musste. Ich beschloss, das Zimmer erst dann wieder zu verlassen, wenn ich alles aufgeschrieben hätte, denn nun brauchte ich jede Minute bis Donnerstagabend, wenn du alles lesen solltest, ehe du dich hoffentlich auf die Reise nach Sevilla machtest.

Ich steckte den Stecker in die Dose und schaltete den Laptop ein, doch ehe ich mich an den Schreibtisch setzte, öffnete ich noch einmal den Briefumschlag mit den vielen Fotos von Fidschi. Er enthielt dreizehn Bilder vom Prince Charles Beach, dreizehn von der Datumsgrenze, dreizehn vom Bouma-Wasserfall und dreizehn aus dem Palmengarten des Maravu. Ich denke, diese äußerst symmetrischen Zahlen brachten mich dazu, eines der Fotos umzudrehen.

Unter der Überschrift HERZ 9 stand dort: Äonen, nachdem die Sonne zur roten Riesin geworden ist, werden im Sternennebel noch immer verstreute Funksignale aufgefangen. Hast du dein Hemd angezogen, Antonio? Komm sofort zu Mama! Jetzt sind es nur noch vier Wochen bis Weihnachten.

Ich drehte das nächste Bild um, es war KREUZ 3: Die Stimme wird hier und jetzt von den Nachkommen der Amphibien artikuliert. Sie wird von den Neffen der Landechsen in den Asphaltdschungel gehustet. Die Frage, die die Nachkommen der pelzigen Säugetiere beschäftigt, lautet, ob es eine Vernunft gibt außerhalb dieses schamlosen Kokons, der in alle Richtungen wächst und wächst.

Ich spürte, wie mein Blut pochte. Auf der Rückseite des dritten Bildes stand PIK 5 und hier las ich: Joker erwacht in einer organischen Festplatte auf dem Kopfkissen. Er spürt, dass er anfängt, sich aus einem heißen Strom halbfertiger Trugbilder an den Strand eines neuen Tages zu kämpfen. Welche Zellkraft steckt die Elfengehirne in Brand? Welche Turbinen treiben das Feuerwerk des Bewusstseins an? Welche atomare Kraft bindet die Gehirnzellen der Seele aneinander?

Nach und nach drehte ich alle zweiundfünfzig Bilder um. Das war das Manifest, Vera, ich hielt das gesamte Manifest in meinen Händen. Es war für uns beide bestimmt. Ich setzte mich sofort hin und schrieb weiter an meinem Brief für dich. Ich schrieb und schrieb, und ich riss mich nur vom Schreibtisch los, um einige Stunden zu schlafen, um unter der Kuppel eilig eine Tasse Tee zu trinken und um einen Eilmarsch durch den Retiro-Park zu machen, weil das Zimmermädchen bei mir aufräumen wollte. Am Donnerstagabend habe ich dann alles per E-Mail an dich abgeschickt. Ich legte eine Abschrift des Manifestes bei und wies darauf hin, dass ich die Texte in vier Säulen eingeteilt hatte, nach den vier Farben des Kartenspiels, und zwar in der Reihenfolge Kreuz, Karo, Herz und Pik. Nachdem

ich dir den Brief geschickt hatte, habe ich mir allerdings eine andere Methode ausgedacht, das Manifest zu ordnen, und die ist unbedingt vorzuziehen, aber darauf können wir ja zurückkommen, wenn wir uns sehen.

In meinem kurzen Begleitschreiben habe ich dich gebeten, mich sofort im Hotel anzurufen, wenn du alles gelesen hättest, aber nicht früher. Und dann hast du wirklich angerufen - mitten in der Nacht.

Ich war noch nicht schlafen gegangen und hatte den ganzen Abend im Hotel verbracht, obwohl ich durchaus Lust auf einen Abstecher in die Bar gehabt hatte. Ich lief zwischen Bad und Schlafzimmer hin und her, und als du endlich anriefst, waren die beiden Ginfläschchen aus der Minibar leer, ebenso die beiden Wodkafläschchen.

Als Erstes sagtest du: »Du bist vielleicht ein Gauner, Frank. Weißt du das?«

»Hast du alles gelesen?«, fragte ich.

»Jedes Wort, ja. Du bist ein Gauner.«

»Wieso denn?«

»Wer sind Ana und Jose wirklich?«

»Glaubst du, ich hätte sie erfunden?«

»Nein, das nicht gerade. Ich glaube, ihr habt euch miteinander verschworen.«

»Verschworen? Wieso?«

»Es gibt etwas, was ich dir in Salamanca nicht erzählt habe.«

»Ich glaube, es gibt vieles, was wir einander in Salamanca nicht erzählt haben.«

»Was denn?«

»Nein, du fängst an.«

»Wieso?«

»Weil du zuerst gesagt hast, dass es etwas gibt, was du mir in Salamanca nicht erzählt hast.«

»Ich weiß nur nicht so recht, ob du etwas damit zu tun hattest.«

»Ich versteh nicht, wovon du redest. Ich werde morgen ein Seelenamt besuchen, Vera. Kommst du mit?«

»Ja, Frank. Ich komme nach Sevilla. Und Gnade dir, wenn du dich dort nicht sehen lässt. Mein Flugzeug geht um halb elf.«

»Ich freue mich wirklich.«

»Aber ich habe irgendwie das Gefühl, dass ich einem abgekarteten Spiel zum Opfer falle.«

»Wie meinst du das?«

»Er hat noch einmal angerufen.«

»Wer?«

»Dieser Jose.«

»Das ist doch verrückt, das ist doch völlig verrückt! Was wollte er?«

»Dasselbe wie du. Immer will er genau dasselbe wie du. Das ist es ja gerade. Er hat mich noch einmal gebeten, dieses Seelenamt zu besuchen. Außerdem behauptete er, du würdest ganz bestimmt kommen.«

»Und dann hat er gesagt, das Manifest sei für uns beide bestimmt. Dahinter steckt sicher eine Absicht.«

»Eine Absicht?«

»Ich habe aber keine Ahnung, welche. Ich habe wirklich keine Ahnung.«

»Du hast ihn nicht gebeten, mich anzurufen?«

»Glaubst du das etwa?«

»Aber in Salamanca hast du mitgemacht?«

»Ich begreife nicht, wovon du redest.«

»Du hast nicht verstanden, warum ich lachen musste. Ich glaube, da sollten wir anfangen.«

»Jetzt machst du mich wirklich neugierig.«

»Also, ich weiß wirklich nicht...«

»Spuck's einfach aus. Ich freue mich aufrichtig darauf, dich zu sehen.«

»Ich war Ana und Jose schon einmal begegnet... Frank? Bist du noch da?«

»Du warst ihnen schon einmal begegnet?«

»Und das hast du nicht gewusst?«

»Aber bei unserem letzten Gespräch wolltest du nicht mit ins Seelenamt kommen, weil du, wie du sagtest, Ana nicht kennst.«

»Ja, Frank, ich glaube dir ja.«

»Du glaubst mir?«

»Sie hatten mich gebeten, nichts zu sagen. Du solltest auf keinen Fall erfahren, dass ich mit ihnen gesprochen hatte.«

»Wann, zum Henker? Und wo?«

»In Salamanca. Warte mal. Das war an dem Abend, an dem wir zum Fluss gegangen sind ... An dem Nachmittag haben sie bei uns im Hotel vorbeigeschaut. Sie kamen einfach an die Rezeption und fragten, ob ich Vera sei.«

»Woher konnten sie das wissen?«

»Na, Frank. Na, na.«

»Was soll das denn für eine Antwort sein?«

»Wir hatten doch zusammen in dem Cafe an der Plaza Mayor zu Mittag gegessen, also da, wo du ihnen am Tag darauf begegnet bist. Da hatten sie uns gesehen und dann kamen sie ins Hotel, um sich zu erkundigen, ob ich Vera sei.«

»So war das auf Fidschi auch. Sie waren wirklich seltsame Menschen, fast schon ein wenig intrigant... denk mal, das war nur wenige Tage vor Anas Tod.«

»Ich denke die ganze Zeit daran.«

»Und du hast bestätigt, dass du Vera bist?«

»Sie erzählten, dass sie dich auf Fidschi kennen gelernt hatten, und baten mich um einen kleinen Gefallen. Bist du noch da?«

»Ja, erzähl weiter.«

»Sie fanden es so witzig, dir in Sevilla wieder über den Weg zu laufen, und wollten dir einen Streich spielen, sagten sie. Ich sollte mit dir einen Abendspaziergang zum Fluss machen, sie wollten ganz zufällig dort auftauchen. Du solltest sie entdecken. Aber ich musste versprechen, dir nicht zu verraten, dass sie mit mir gesprochen hatten. Es gab angeblich keine Grenzen für alles Unheil, das eintreffen könnte, wenn dir das zu Ohren käme. Deshalb hielt ich mein Versprechen ...«

»Unglaublich!«

»Du hast gar nichts davon gewusst?«

»Nichts, nein.«

»Sie waren übrigens ganz reizend. Dann war da noch etwas anderes: Mein erster Gedanke, als Ana das Hotelfoyer betrat, war, dass sie eine wahnwitzige Ähnlichkeit mit Goyas >Maja< hatte.«

»Aber das hast du mir nicht gesagt.«

»Nein.«

»Du hast das also die ganze Zeit gedacht und kein Wort gesagt?«

»Ich hatte es doch versprochen.«

»Und unten am Fluss hast du mich nicht ausreden lassen. Rein gar nichts durfte ich dir erklären.«

»Ich musste einfach lachen. Ich wäre fast zusammengebrochen. Und ich durfte doch nichts verraten.«

»Du hast behauptet, ich sauge mir Geschichten aus den Fingern, nur um dich festzuhalten.«

»Und du warst völlig verzweifelt. Du hast geredet wie ein Wasserfall. Vielleicht war es nur gut, dass ich nicht auf dich gehört habe.«

»Wieso?«

»Sonst hättest du nicht darüber geschrieben.«

»Und was sagst du zu meinem Brief?«

»Verblüffend ... aber ich glaube es nicht, Frank. In dieser Hinsicht bin ich ebenso unerschütterlich wie in Salamanca.«

»Was glaubst du nicht?«

»Ich finde auch, dass sie Ähnlichkeit mit >La Maja Desnuda< hatte. Aber ich glaube nicht, dass irgendwelche Narren in der Geschichte hin und her wuseln. Und du glaubst es auch nicht.«

»Ich glaube auf jeden Fall, dass sie in Sevilla gestorben ist. «

»Wirklich?«

»Du nicht?«

»Das werde ich dir morgen sagen.«

»Ich habe gesehen, wie sie auf Taveuni zusammengebrochen ist. Ich habe ihre heftige Reaktion in Salamanca miterlebt. Ich habe gesehen, wie zutiefst unglücklich Jose bei unserer Begegnung im Prado war. Ich meine, man lügt doch nicht, wenn es um den Tod der eigenen Frau geht.«

»Nein, vielleicht nicht.«

»Nein, ganz bestimmt nicht... Du fehlst mir.«

»Das Manifest hat mir gefallen.«

»Es ist für uns beide.«

»Die Karten liegen vor mir. Warte mal... die hier spricht mich zum Beispiel wirklich an: Das Spinnwebgewebe der Familiengeheimnisse erstreckt sich vom Mikropuzzlespiel der Ursuppe bis zu hellseherischen Quastenflossern und avantgardistischen Amphibien. Die Stafette wird behutsam von warmblütigen Reptilien, akrobatischen Halbaffen und schwermütigen Menschenaffen weitergetragen. Hat weit hinten im Kriechtiergehirn ein latentes Selbstverständnis auf der Lauer gelegen? Hat jemals ein exzentrischer Menschenaffe auch nur eine schlaftrunkene Ahnung vom eigentlichen Generalplan gehabt?«

»Sie haben wirklich gestohlen wie die Elstern.«

»Nimm dich jetzt nicht so wichtig ... Oder die hier: In den Äpfeln des Auges kollidieren Sicht und Einsicht, Schöpfung und Gedanke. Die Janusfrüchte des Sehens sind eine magische Schwingtür, wo der erschaffende Geist sich selber im Erschaffenen begegnet. Das Auge, das ins Universum schaut, ist das Auge des Universums selbst.«

»Das hatte ich vergessen.«

»Sie müssen seltsame Menschen sein. Du hast doch nicht vergessen, dass du gewisse fachliche Verpflichtungen hast, Frank? Ich meine, wissenschaftstheoretisch gesehen können wir das meiste hier vergessen.«

»Ich bin mir da nicht mehr so sicher.«

»Du glaubst doch nicht, dass ein Ereignis von heute Einfluss auf ein Ereignis von vor langer Zeit hat? Oder hast du dich zum Okkultismus bekehrt?«

»Durchaus nicht. Aber anders als früher spüre ich jetzt, dass das Leben einen Sinn hat.«

»Du überraschst mich.«

»Ich glaube, das Universum war geplant.«

»Bist du religiös geworden?«

»Wenn du so willst. Aber ich neige zu keiner besonderen Konfession, ich habe nur angefangen, in meinem eigenen Leben und in der Welt, die mich umgibt, einen Sinn zu ahnen.«

»Kannst du diesen >Sinn< genauer beschreiben?«

»Wir wissen, Vera, wie sich das Leben auf der Erde im Lauf einiger Milliarden Jahre entwickelt hat. Und obwohl die gesamten Naturwissenschaften unermüdlich immer wieder diese unvorstellbare Schöpfung als eine einzige lange Serie blinder, zufälliger und im Grund absolut sinnloser physikalischer und biochemischer Prozesse abstempeln, kommt mir das inzwischen einfach anders vor.«

»Dann solltest du vielleicht besser eine Umschulung zum Geistlichen oder zum Quacksalber machen.«

»Hör mir doch mal zu: Ein Mensch ist ein komplizierter biochemischer Prozess, der bestenfalls achtzig bis neunzig Jahre andauert und der im Grund nur einen verlogenen Rahmen um den Reproduktionskampf eines Makromoleküls bildet. Der einzige Zweck, den wir dem Menschenleben zubilligen können, ist das, was innerhalb jeder einzelner Zelle abläuft, also das massenhafte Kopieren der eigenen Gene. Ein Mensch ist nämlich nur eine Überlebensmaschine für Gene. Der eigentliche Zweck ist das einzelne Gen - nicht der Organismus. Der Sinn des Lebens ist das Überleben der Gene und nicht das, was die Gene lenken. Das Ziel ist das Ei, nicht die Henne, denn die Henne ist nur ein Produkt des Eis. Sie ist nichts anderes als die Geschlechtszelle des Eis. Deshalb können wir sie einfach in einen Käfig sperren.«

»Jetzt kommst du mir, ehrlich gesagt, etwas überspannt vor. Aber als Zusammenfassung lasse ich das gelten.«

»Solltest du aber nicht. In fünfzig Jahren werden die meisten über ein solches Weltbild nur noch lachen. Wir gehören zu einer Generation von Biologinnen und Biologen, die fast kollektiv eine reductio ad absurdum vornehmen.«

»Und was ist also der Sinn des Lebens?«

»Das weiß ich nicht, das habe ich doch schon gesagt. Ich sage nur, dass das Universum nicht sinnlos ist. Die Entwicklung des Lebens auf der Erde war ein spektakulärerer Prozess, als dass ihn selbst der schwülstigste Schöpfungsmythos nachahmen könnte.«

»Du bist komisch. Du bist wirklich komisch.«

»Stimmst du mir darin zu, dass du eine Seele hast?«

»Das weiß ich nicht. Ich weiß nicht, ob ich dieses Wort benutzen würde.«

»Aber ein Bewusstsein hast du?«

»Sicher. Wenn ich mit nein geantwortet hätte, wäre das doch ein Widerspruch in sich.«

»Du hast also ein Bewusstsein von diesem Universum ...«

»Und von mir selbst. Cogito ergo sum.«

»Wir können gern so weit zurückgehen, bis zu Descartes, meine ich, denn da hat die Sache angefangen aus dem Ruder zu laufen. Es gibt eine Materie und es gibt ein Bewusstsein dieser Materie. Ich halte das Bewusstsein für einen so essenziellen Teil vom eigentlichen Wesen des Universums, dass es sich nicht nur um ein zufälliges Produkt handeln kann.«

»Aber zuerst war die Materie da.«

»Das ist gut möglich.«

»Ich habe noch nie gesehen, wie ein Bewusstsein sich materiell manifestiert hätte, das Gegenteil habe ich durchaus schon beobachten können.«

»Moment. Du hast noch nie gesehen, wie ein Bewusstsein sich materiell manifestiert hätte?«

»Nein.«

»Abgesehen von der Welt, Vera, abgesehen von der Welt.«

»Da hast du Recht. Aber jetzt sprichst du nicht mehr als Wissenschaftler.«

»In dem Fall sollten wir vielleicht über etwas anderes sprechen als über Wissenschaft. Für mich ist das Bewusstsein ein essenziellerer Teil vom Wesen des Universums als alle Sterne und Kometen zusammen.«

»Aber die Materie kommt vor dem Bewusstsein. Sie geht Gesprächen wie diesem voraus.«

»Das ist schon möglich, habe ich gesagt. Aber mir wird immer klarer, dass die kosmische Materie mit dem Bewusstsein schwanger gegangen ist. Das Bewusstsein ist kein weniger universeller Aspekt der Wirklichkeit als die Atomreaktion der Sterne.«

»Das weiß ich wirklich nicht. Du hast darüber offenbar mehr nachgedacht als ich.«

»Auch das Blut kommt vor der Liebe.«

»Was hast du gesagt?«

»Das Blut muss durch die Adern strömen, ehe wir einander lieben können. Das bedeutet aber nicht, dass das Blut wichtiger ist als die Liebe.«

»Auch das ist vielleicht so wie bei der Henne und dem Ei. Ohne Blut keine Liebe. Und ohne Liebe kein Blut.«

»So habe ich das gemeint, ja.«

»Aber darüber können wir noch in Sevilla reden. Es ist gleich drei.«

»Ich wollte nur sagen, dass ich mit diesem überspannten Reduktionismus, dieser engstirnigen Sicht fertig bin, die wie ein Albtraum auf diesem ganzen Jahrhundert gelastet hat. Jetzt wird es wirklich Zeit für einen Jahrtausendwechsel.«

»Du bist da zu vage. Die Naturwissenschaften können doch nur auf den Naturkräften aufbauen.«

»Ha! Wir ziehen Schlüsse, die weit über das hinausgehen, was die vier Naturkräfte uns sagen können.«

»Hast du ein Beispiel?«

»Die Sonne ist nicht nur ein Stern, die Erde ist nicht nur ein Planet, ein Mensch ist nicht nur ein Tier, ein Tier ist nicht nur Erde, Erde ist nicht nur Lava und Ana ist nicht tot.«

»Wie war das?«

»Ist mir nur so rausgerutscht, passte so schön zum Rhythmus.«

»Dem Rhythmus zuliebe also.«

»Ja, dem Rhythmus zuliebe.«

»Das hier hat mir auch gefallen: Joker ist in der Welt der Elfen nur halb zugegen. Er weiß, dass er weg muss, deshalb hat er Bilanz gezogen. Er weiß, dass er ganz verschwinden wird, deshalb ist er schon halb verschwunden. Er kommt von allem, was es gibt, und reist nirgendwo hin. Wenn er dort ankommt, kann er von einer Rückkehr nicht einmal mehr träumen. Er ist unterwegs in das Land, in dem es nicht einmal Schlaf gibt.«

»Und du bist ganz sicher, dass es dieses Nichts-Land wirklich gibt?«

»Leider ja. Insofern es >nichts< überhaupt geben kann.«

»Dann ist es noch wichtiger, dass wir uns sehen. Unser Leben ist doch viel zu kurz.«

»Da möchte ich dir nicht widersprechen.«

»Für mich dreht es sich im Manifest gerade darum.«

»Für mich geht es darum, dass wir an sehr wichtigen Dingen beteiligt sind.«

»Ich hole dich in Sevilla am Flugplatz ab.«

»Hast du Zimmer bestellt?«

»Ja, im Dona Maria an der Plaza Virgen de los Reyes.«

»Auch eins für mich?«

»Ja. Ich bin davon ausgegangen, dass du kommst, wenn ich dich ganz zaghaft bitte.«

»Hast du zaghaft gesagt?«

»Vielleicht hätte ich energisch sagen sollen. Hast du einen Ausdruck gemacht?«

»Ja, sofort. Ich finde es schrecklich, vom Bildschirm lesen zu müssen.«

»Ich auch.«

»Jetzt verstehe ich, warum du gesagt hast, dass ich dich an einen Gecko erinnere. Gordon hat mir gefallen.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Du brauchst jemanden, der ein bisschen streng mit dir ist.«

»Aber es ist nicht so, dass du Ähnlichkeit mit Gordon hättest. Gordon hatte Ähnlichkeit mit dir. Ursache und Wirkung, Vera.«

»Witzig ... Du hast also zwei Zimmer bestellt?«

»Ich habe sowohl als auch bestellt.«

»Wie meinst du das?«

»Ich habe ein Zimmer und zwei Zimmer bestellt... Hallo?«

»Ich bin einfach nur sprachlos.«

»Warum denn?«

»Du bist so komisch. Und du gehst so fahrlässig mit logischen Prinzipien um.«

»Wie meinst du das?«

»Es ist unmöglich, ein und zwei Zimmer zu bestellen. Dann hat man nämlich zwei bestellt.«

»Der Logik fehlt es gar zu sehr an Ambivalenz. Deshalb eignet sie sich nicht sonderlich zur Konfliktlösung oder überhaupt zu irgendwas. Sie ist mausetot, Vera.«

»Das ist ungefähr so wie die Tatsache, dass man nicht >teilweise< auf eine einsame Insel kommen kann. Das solltest du dir merken, Frank, wirklich.«

»Ich weiß nicht, ob ich mir da noch so sicher bin. Auf eine Weise ist der Zwerg zusammen mit dem Seemann auf die Insel gekommen. Auf eine andere ist er aber erst später aufgetaucht.«

»Ich glaube, wir reden aneinander vorbei. Ich bin die einsame Insel.«

»Vera?«

»Wir sehen uns morgen.«

»Mir ist plötzlich etwas eingefallen, was Ana auf Fidschi gesagt hat.«

»Was denn?«

»>Es gibt etwas, was hinter dem hier liegt<, sagte sie.«

»Ja, zum Henker, da hat sie Recht. Moment mal...«

»Was machst du denn?«

»Moment mal, habe ich gesagt, ich suche ... >Ihr glaubt zu einer Beerdigung zu kommen<, sagte sie, >aber in Wirklichkeit kommt ihr zu einer Geburt. < Glaubst du, das war eine Prophezeiung?«

»Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass ich um acht Uhr den Zug nehme.«

»Aber du - ich habe mir das Bild von Goya noch einmal angesehen. Und ich bin wirklich zusammengefahren, als ich sie in Salamanca gesehen habe.«

»Das tut dir sicher gut.«

»Was?«

»Ein wenig zusammenzufahren.«

»Na, dann mach's gut.«

»Mach's gut.«

* Nachwort von John Spooke *

Ich selber fahre oft zusammen, wenn ich das große Farbbild von Sheila ansehe. Es hängt in einem schwarzen Rahmen über der Kommode in meinem Arbeitszimmer. Ich

habe es vor einigen Jahren vor dem alten Rathaus von Croydon aufgenommen. Sie muss in dem Moment in die Kamera geblickt haben, als ich auf den Auslöser drückte, denn sie scheint mich direkt anzusehen. Manchmal kommt es mir vor, als habe sie damals beschlossen, mich im Auge zu behalten, wenn sie eines Tages von mir fortgerissen würde.

Es hat mich immer sehr mitgenommen, mir Farbbilder von Menschen ansehen zu müssen, die nicht mehr leben. Unvorstellbar, wie schlimm es im umgekehrten Fall sein muss: Vor zweihundert Jahren müssen die andalusischen Bauern einen Schock erlitten haben, wenn der Zwerg sie mit dem Bild der schönen Zigeunerin in den Gärten des Alcázar konfrontierte.

Auch nach drei Jahren ist es noch immer unbegreiflich für mich, dass ich Sheila nie mehr Wiedersehen werde. Aber wie kann ich so sicher sein, dass das nicht der Fall sein wird? Ich bin ziemlich sicher, das schon, aber nicht ganz. Wenn die Welt überhaupt existiert, dann sind die Grenzen für das Unwahrscheinliche bereits überschritten. Und wenn es diese Welt gibt, warum sollte es dann nicht auch eine andere Welt, eine Welt danach geben?

Weil wir aus Fleisch und Blut sind wie Frösche und Schmetterlinge, würde Frank vielleicht sagen. Ja, dem stimme ich zu und wenn mich etwas quält, dann gerade der Blutkreislauf. Ich bin ein alternder Primat. Aber bin ich nicht auch ein Geisteswesen?

Ich habe nie glauben können, dass die Menschenseele nur ein surreales, auf Proteinen basierendes Phänomen sein soll wie ein Giraffenhals oder ein Elefantenrüssel. Mit meinem Bewusstsein kann ich das ganze Universum verstehen. Ich bin nicht mehr davon überzeugt, dass die Seele nur ein biochemisches Sekret ist.

Wir wissen, dass es andere Galaxien gibt. Vielleicht gibt es auch andere Universen, diese Möglichkeit wird ja auch von vielen Astronomen nicht bestritten. Warum sollte ein Übertritt von einer Wirklichkeitsebene in eine andere weniger wahrscheinlich sein als ein Übergang in Zeit und Raum? Oder anders ausgedrückt: Warum sollte ein Übertritt von einer Ebene zu einer Metaebene so unvorstellbar sein? Es ist möglich, aus einem Traum zu erwachen.

Wir wissen nicht, was diese Welt ist. Ich stelle mir vor, dass es leicht ist, sich von den Begrenzungen der Wirklichkeitsebene narren zu lassen, auf der wir uns gerade befinden. Und Ana ist nicht tot.

Als ich nach Taveuni kam, um an der Fernsehsendung über die Zukunft des Menschen zu arbeiten, hatte ich seit vielen Jahren keinen Roman mehr geschrieben. Während Sheilas Krankheit konnte ich einfach nicht schreiben und in den ersten Jahren nach ihrem Tod wollte mir nichts gelingen. Ich konnte noch nie zwei Gedanken auf einmal denken. Es ist seltsam, wie fest ein Mann in meinem Alter an eine Frau gebunden sein kann. Es ist fast unheimlich, wie sehr Verlust und Sehnsucht die Lebenskraft eines Menschen schwächen können.

Ich musste neue Leute kennen lernen, um wieder schreiben zu können, und auf Taveuni traf ich viele Menschen, die ganz anders waren als die, mit denen ich zu Hause zu tun habe. Vielleicht habe ich deshalb die Gäste des Maravu zu einem »tropischen Gipfeltreffen« geladen.

Schon früher bin ich bei der Arbeit an einem Roman oft von einer wirklichen Situation ausgegangen. An Fantasie hat es mir eigentlich nie gefehlt, aber es fällt mir oft schwer, mir lebensnahe Romanpersonen auszudenken.

Schon in den Tagen bevor Frank dort eintraf, hatte ich mir Ana und Jose für meinen nächsten Roman ausgesucht. Ana war eine beeindruckende Frau von Ende zwanzig. Sie war fast einen halben Kopf größer als Jose, hatte lange dunkle Haare, schwarze Augen und die Bewegungen einer Göttin. Er war älter als sie, hatte blaue Augen und für einen Spanier eine recht helle Haut. Sie behaupteten,

beim Fernsehen zu arbeiten, doch Jose hatte einmal erwähnt, Ana sei eine berühmte Flamenco-Tänzerin. Ich selber war von der BBC auf die Insel geschickt worden, ich sollte dort auf die Datumsgränze treten und einige wohl gesetzte Worte über globale Ethik und die Zukunft der Erde von mir geben. Ana und Jose sollten angeblich eine ähnliche Reportage für einen spanischen Fernsehsender vorbereiten, weshalb wir uns einige Male auf dem 180°-Meridian begegneten. Es hatte schon ein ganzer Schwärm von Fernsightams die Insel besucht, dabei lagen die eigentlichen Feiern noch so weit weg.

Das spanische Paar war mir aus mehreren Gründen aufgefallen. Wenn sie allein waren, oder eher, wenn sie vorgaben, allein zu sein, sagten sie immer wieder seltsame Sprüche auf. Sie erinnerten mich dabei an Menschen, die ununterbrochen Selbstgespräche führen - obwohl sie doch zu zweit waren -, denn nichts schien darauf hinzuweisen, dass sie nicht beide mit dem Inhalt ihrer Reden einverstanden waren. Obwohl ich kein Spanisch verstehe, registrierte ich ihr seltsames Gemurmel mit großem Interesse, noch ehe auch Frank darauf aufmerksam wurde. Der Unterschied zwischen Frank und mir war, dass Frank sie verstehen konnte. Und das war ein wesentlicher Unterschied. Ich hatte auf die Form geachtet, nicht auf den Inhalt. Schon beim ersten Abendessen konnte ich beobachten, dass Frank den beiden heimlich zuhörte.

Es gab aber noch etwas anderes und vielleicht brachte gerade das mich dazu, das spanische Paar nicht nur zu beobachten, sondern die beiden wirklich zu verfolgen: Ich hatte vom ersten Moment an das Gefühl, Ana schon einmal begegnet zu sein. Dann kam Frank auf die Insel. Als auch er sagte, er sei sich sicher, Ana nicht zum ersten Mal zu sehen, stellte ich Untersuchungen an und ich kann nicht leugnen, dass ich zusammenzuckte, als mir endlich die Wahrheit aufging. Ich war schockiert und sah Ana von diesem Moment an mit ganz anderen Augen.

Ich beschloss, nichts zu überstürzen. Ich wollte auch Frank nichts sagen, das hätte ihn nur noch mehr verstört. Ich begnügte mich damit, ihm vor seiner Abreise aus dem Maravu eine kleine Spur zu legen. Danach konnte ich nur noch abwarten. Mein neu gewonnenes Wissen wollte ich mit nach Hause nehmen.

Ich rede nie gern über meine aktuelle Arbeit, schon gar nicht, ehe ich mit dem eigentlichen Schreiben begonnen habe. Ich hatte Angst, auf der Fidschiinsel könne alles zerredet werden, falls ich es beim Essen zum Thema werden ließe.

Als Frank nach Taveuni kam, hatte er sich bereits seit zwei Monaten im südlichen Pazifik aufgehalten. Fast alles, was ich über diesen Teil der Welt weiß, weiß ich von ihm. Je besser ich ihn kennen lernte, umso deutlicher wurde mir, dass Frank der Erzähler in meinem Roman werden müsste. Ich fand, dass wir uns in gewisser Hinsicht ergänzten, trotz des erheblichen Altersunterschieds. In diesem Zusammenhang möchte ich darauf hinweisen, dass Frank den Traum, von dem er Gordon erzählt, in Wirklichkeit von mir hatte. In einer Nacht im Maravu hatte ich einen Traum, den ich fast als Albtraum bezeichnen würde. Ich träumte, ich wüsste nicht mehr, ob ich achtzehn oder achtundzwanzig Jahre alt sei. Dann erwachte ich und war nicht wie Frank beunruhigende vierzig Jahre alt, sondern schockierende fünfundsechzig. Ich sprang aus dem Bett und trat vor den großen Garderobenspiegel. Ich war hier der alternde Primat.

Keine zwei Menschen sind einander gleich und natürlich gibt es eine ganze Flora von menschlichen Wesenszügen. In meinen Augen existieren trotzdem nur zwei eigentliche Menschentypen. Die eine Kategorie, zu der die allermeisten gehören, sind die, die damit zufrieden sind, dass sie siebzig, achtzig oder neunzig Jahre alt werden. Ihre Begründungen für diese Zufriedenheit können variieren. Manche erklären, dass sie nach achtzig oder neunzig Jahren ein langes, reiches Leben gelebt haben und sich darauf freuen, sich auf den Rücken zu legen und lebenssatt zu sterben. Andere behaupten, dass sie um nichts in der Welt Pflegefälle werden und anderen zur Last fallen wollen. Wiederum andere betonen, dass es Unsinn wäre, sich mehr als achtzig, neunzig Lebensjahre zu wünschen, da die Natur es nun einmal so eingerichtet hat, dass wir nicht älter werden. Und dann gibt es noch die - und sie machen vielleicht die größte Gruppe aus -, die die

Vorstellung, sich viele hundert oder tausend Jahre auf der Welt aufzuhalten, einfach entsetzlich finden. Warum auch nicht! Das ist ganz ausgezeichnet und entspricht außerdem der Natur der Sache. Aber es gibt auch noch eine ganz andere Menschenkategorie. Immer wird es eine kleine Anzahl von Individuen geben, die für immer und ewig leben wollen. Sie können nicht begreifen, wie es eine Welt geben kann, wenn es sie selbst nicht mehr gibt. Frank war ein solcher Mensch, deshalb galt ihm vom ersten Moment an mein besonderes Interesse. Es war außerdem eine notwendige Voraussetzung dafür, dass er zum Ich-Erzähler meines Romans werden konnte.

Ich habe mich noch nie auf einer Wellenlänge mit Menschen gefühlt, die so furchtsam sind, dass sie vor der Vorstellung erschrecken, für ewige Zeit auf der Welt zu leben. Als ich jünger war, wollte ich mich darüber sofort vergewissern, wenn ich neue Menschen kennen lernte. Wenn du die Wahl hättest, fragte ich zum Beispiel, würdest du dir dann das ewige Leben wünschen? Oder akzeptierst du die Tatsache, dass es dich eines Tages nicht mehr geben wird? Auf diese Weise habe ich meine private Statistik geführt. Ich bin zu dem Ergebnis gekommen, dass die allermeisten Menschen sterben wollen. Warum auch nicht. Es ist gut, dass die Natur so weise eingerichtet ist.

Und nicht immer sind die lebenslustigsten Menschen am wenigsten bereit, das Leben irgendwann aufzugeben. Im Gegenteil, die, die sich am köstlichsten amüsieren, haben oft ein eher unbekümmertes Verhältnis dazu, dass das Leben irgendwann ein Ende nimmt. Das mag vielleicht paradox klingen, aber nur auf den ersten Blick. Wer nicht akzeptiert, dass das Leben ein Ende nimmt, hält sich bereits in einem Grenzgebiet auf. Solche Menschen wissen, dass sie bald fort müssen, deshalb sind sie schon halb fort. Deshalb ist es auch nicht entscheidend, ob sie noch fünf oder fünfzig Jahre zu leben haben. Darin unterscheiden sie sich von denen, die die Tatsache akzeptieren, dass sie dieses Leben irgendwann verlassen werden - solange das nicht sofort sein muss. Die, die ewig leben möchten, sind nicht die Ersten, die sich auf den Tanzboden stürzen. Sie können nicht als »Lebensgenießer« bezeichnet werden. Die Tanzlöwen ihrerseits sind vom Lebenstanz dermaßen in Anspruch genommen, dass sie sich von dem Gedanken, dass das Leben eines Tages ein Ende nimmt, nicht ablenken lassen.

Im Brief an Vera erzählt Frank über seinen kurzen Flug von Viti Levu nach Taveuni. Da wird schon klar, zu welchem Menschentyp er gehört. Erst nach einiger Zeit durchschaute ich, mit welchen Gedanken er an seinem ersten Vormittag auf Fidschi beschäftigt war. Aber ich glaube, dass ich schon sehr bald ahnte, in welchen Bahnen sein Denken sich bewegte, und während der folgenden Tage fügte sich das Bild mehr und mehr zusammen. Frank gehört einer seltenen Gruppe von Menschen an. Er gehört zu denen, denen der Mangel der Welt an Dauer und Geist zu schaffen macht.

Frank beendet seine Schilderung des Flugs von Nadi mit der Bemerkung, er habe ihm »das unausweichliche Gefühl gegeben, nur ein schwaches Wirbeltier auf der Mittagshöhe des Lebens zu sein«. Der hat gut reden, dachte ich, und das nicht, weil es mir schwer gefallen wäre, mich darin wieder zu erkennen. Der Unterschied, der mir wesentlich erschien, war, dass ich fast dreißig Jahre älter bin als er, also im Alter des Piloten. Wenn ich mich hier in Croydon über meinen Schreibtisch beuge, dann quält mich bisweilen ein launischer Ischias. Ich brauche also kein Fachmann für Wirbeltiere zu sein, um zu erkennen, dass ich ein kränkeldes Skelett mit mir herumtrage. Außerdem werde ich wegen einer schmerzhaften Angina pectoris behandelt und ich weiß, dass ich jede Sekunde, die ich noch auf der Welt verbringen kann, als Gnadengeschenk betrachten muss. Ich habe das Gefühl, mit einer Pistole im Nacken zu leben. Oder meine gesamte restliche Zeit in der Milchstraße in einem Streichholzschachtelflugzeug mit kaputten Instrumenten verbringen zu müssen. Ich habe nicht einmal eine Freundin, mit der ich auf der letzten Strecke gemeinsam die Karten lesen könnte.

Sheila ist jetzt seit drei Jahren tot und es ist noch einige Monate länger her, dass sie durch das Zimmer gehen und mir eine tröstende Hand in den Nacken legen konnte. Bei Sheilas Tod hatten wir einander mehr als vierzig Jahre gekannt. Wenn

ich mir gestatte, etwas dermaßen Privates zu erwähnen, dann um zu erklären, warum ich so energisch vorgegangen bin, als mir Frank fast ein Jahr nach der Begegnung auf Taveuni in Madrid zum zweiten Mal über den Weg lief.

Als das spanische Paar an dem Morgen, an dem ich Frank vom Flugplatz abgeholt hatte, zum Frühstück erschien, erwähnte ich, dass ein Norweger eingetroffen sei und die Norweger einen Ruf als gute Kartenspieler hätten. Das hänge natürlich mit dem langen Winter zusammen, meinte ich. Ich hatte schon begriffen, dass sie bisher ihre Abende vor allem Ana zuliebe mit Kartenspielen verbracht hatten. Sie hatte jedenfalls die eifrigsten Versuche unternommen, Bridgepartner zu finden. An diesem Morgen hatte ein Niederländer, mit dem sie gespielt hatten, die Insel verlassen. Wer sollte nun seinen Platz am Bridgetisch übernehmen? Ich jedenfalls nicht, denn ich beherrsche dieses Spiel nicht und verspüre auch nicht den Wunsch, es zu erlernen.

Spielkarten verbinde ich mit Sheila. Sie konnte ganze Abende über ihren Patienten sitzen, während ich im Mansardenzimmer schrieb. Sie war immer so glücklich, wenn ich dann ins Wohnzimmer herunterkam. Nur um sich wichtig zu machen, ließ sie mich warten, bis ihre Patience aufgegangen war, und wenn sie entsprechend gelaunt war, musste ich für sie die Karten zu einer weiteren Patience mischen. Erst dann schaute sie mich an.

Ich hatte gesehen, in welche Hütte Frank nach seinem Eintreffen geführt worden war. An der gerade nicht besetzten Rezeption nutzte ich die Gelegenheit, um zu notieren, wann er geboren war, wo er wohnte und wann sein Pass in Oslo ausgestellt worden war. Ein wenig später erzählte ich Ana und Jose, dass der Norweger gerade auf der Veranda sitze. »Ich glaube, er fühlt sich ein wenig einsam«, sagte ich. Das war gut gemeint.

Ich muss überhaupt darauf aufmerksam machen, dass sich nicht alle Ereignisse, die sich in diesen Januartagen im Maravu zutrugen, ganz von selbst abspielten. Ich will nicht behaupten, ich hätte irgendeine Form von Kuppelei betrieben. Aber für dieses und jenes trug ich doch eine gewisse Verantwortung - wie ein Regisseur. Ich half bei einem sozialen Prozess nach, der ohne mich mindestens eine Woche gebraucht hätte, um wirklich in Gang zu kommen.

Ich hatte Ana und Jose also darauf hingewiesen, dass Frank vielleicht beim Bridge die Nachfolge des Niederländers antreten würde. Das war das eine und es war vor allem Ana zuliebe geschehen. Nach dem Frühstück hatte ich ihnen erzählt, in welche Hütte der Norweger gerade eingezogen war. Das war das andere. Das Dritte war, dass ich dem spanischen Paar vorschlug, am späteren Abend den Evolutionsbiologen zu fragen, wo seine Wissenschaft derzeit, fast hundertfünfzig Jahre nach Darwin, stand. Ich fand, wir müssten diese Gelegenheit nutzen. Am Vorabend hatten Jose und ich uns gewissermaßen verbrüdet, indem wir die Theorie entwickelten, dass der moderne Mensch allzu arm an etwas ist, das wir »Erkenntnisfantasie« nannten.

Wenn also der Brief an Vera - zusammen mit dem darauf folgenden Nachwort - wirklich irgendwann in einer Zeitkapsel an der Datumsgrenze enden sollte, werde ich in tausend Jahren für diesen Hinweis geradestehen müssen und der Richtplatz wird bereits vorbereitet. Alle Anklagepunkte werden jedoch veraltet sein, auch das, was ich dann fast ein Jahr später in Sevilla unternommen habe. Denn die Geschichte von Ana und Jose ist noch nicht zu Ende, ebenso wenig wie die von Frank und Vera.

Ich kann einen gewissen Trost in der Tatsache erkennen, dass es nicht lange dauert, egal, was wir vielleicht anstellen mögen, bis alles vergessen ist. Euch, die ihr in tausend Jahren dies lest, möchte ich nur bitten, Anas Geschichte nicht in der Begeisterung über den Eintritt in ein weiteres Jahrtausend ertrinken zu lassen.

Vor einiger Zeit las ich im »Daily Telegraph« über ein »Millennium-Monument«, das auf Taveuni errichtet werden soll. Für fünfhundert Dollar können wir alle

einen Gruß ans vierte Jahrtausend schreiben und ihn in eine gläserne Kapsel stecken. Die Kapsel wird im Hohlraum eines Steins untergebracht und dieser Stein wird dann versiegelt und im Monument eingebaut. Eine Stiftung wird die Mauer während des kommenden Jahrtausends erhalten und dafür sorgen, dass unsere persönliche Zeitkapsel im Jahr 3000 geöffnet wird.

Tausend Jahre werden vergehen, dann wird die Geschichte von Ana Maria Maya an der Stelle verlesen werden, wo der 180°-Meridian Taveuni kreuzt. Wenn ich ab und zu versuche, mir ein Bild der Menschen zu machen, die in tausend Jahren an der Datumsgrenze stehen werden, dann stelle ich mir immer einen Zwerg vor, der oben auf dem Monument sitzt und diese Zeilen liest.

Der Brief an Vera beginnt damit, dass Frank die Insel ausführlich schildert. Ich begreife nur nicht so recht, wie er sich die Zeit dazu nehmen konnte. Ich meine, der Mann sitzt in Madrid in einem Hotelzimmer und hat nur zwei Tage, um Vera von Ana und Jose zu erzählen, und dann verbreitet er sich dermaßen exzessiv über Frösche und Fledermäuse! Ich weiß nicht, wie viel Platz es in diesen Kapseln gibt, die wir für fünfhundert Dollar kaufen können, ich weiß nur, dass sie in einem Stein verstaut werden sollen. Wenn meine eigene Flaschenpost an die Zukunft nicht alles enthalten kann, was Frank schreibt, werde ich hier und dort einige Seiten herausreißen müssen. Andererseits: Wenn am 1. Januar 3000 auf Taveuni der Brief an Vera vorgelesen wird - und darauf richtet sich jetzt all mein Trachten -, werden unsere Nachkommen auch detailliert erfahren, wie es tausend Jahre zuvor auf »Garden Island« ausgesehen hat. Die armen Menschen! Vielleicht werden sie uns hassen. Ich bezweifle, dass die orangefarbene Taube dann noch immer über dem Tagimoucia-See ihre Morgenrunden dreht. Ich bezweifle, dass von den üppigen Regenwäldern noch viel übrig sein wird. Deshalb habe ich die vielen Seiten, auf denen Frank die Natur der Fidschiinseln beschrieben hat, noch nicht herausgerissen. Schlimmstenfalls muss ich mich damit begnügen, in dem versiegelten Stein eine Diskette zu verstauen. Die Frage ist, wie kompatibel die in tausend Jahren sein wird. Sicherheitshalber werde ich auf jeden Fall einen Ausdruck des Manifests dazulegen. Der braucht nicht so viel Platz.

Manchmal läuft es mir kalt über den Rücken, wenn ich mich mit der Frage auseinandersetze, was wohl passiert wäre, wenn Vera den Brief von Frank wirklich erhalten hätte. Doch da ich nun dieses Nachwort schreibe, werde ich dafür sorgen, dass Vera es irgendwann liest. Vielleicht wird sie dann besser verstehen, was in Sevilla passiert ist. Wenn sie darauf bestehen sollte, dass noch andere Menschen Anas Geschichte lesen dürfen, dann werde ich mir die Sache mit der Zeitkapsel vielleicht aus dem Kopf schlagen. Es bringt doch nichts, ein Schriftstück mit einer Sperrfrist von tausend Jahren in eine Zeitkapsel zu stecken, wenn es heute schon im Umlauf ist. Dann ist alles gesagt und die Welt muss selber entscheiden, woran sich die Nachwelt erinnern und was in Vergessenheit geraten soll. In den Fußstapfen der Menschen summen immer viele Stimmen, zu viele. Wenn wir noch dazu die Stimmen aller früheren Generationen hören würden, wäre die Lage sicher unerträglich. Entweder kann man ein Geheimnis tausend Jahre lang bewahren oder man soll es lassen.

Ich war es, der zuerst mit Frank über Geckos sprach, denn ich glaubte eine größere Aversion gegen diese Tiere zu haben als er, vor allem dann, wenn sie direkten Kontakt aufzunehmen versuchten, beispielsweise wenn ich schlief.

Ich stellte mir vor, dass Frank, der sich als eine Art Experte für diese Wesen vorgestellt hatte, vielleicht einige beruhigende Worte über die friedliche Koexistenz zwischen Menschen und Kriechtieren verlieren würde, vor allem für einen empfindlichen Briten wie mich. Aber ich stellte schnell fest, dass auch ihm ein geckofreies Schlafzimmer lieber gewesen wäre, wenn er auch nicht verriet, warum. Er erzählte jedoch, er habe bisher erst einen Gecko gesehen, habe aber auch sorgsam die Tür verschlossen gehalten, um keine Mücken ins Zimmer zu lassen, eine Vorsichtsmaßnahme, an die ich ganz einfach nicht gedacht hatte. Dieser Gecko wurde dann Gordon getauft, nach dem Londoner Gin, den ich schon immer sehr geschätzt habe, so sehr, dass Sheila sich immer wieder zu entsprechenden Kommentaren veranlasst fühlte. Wenn ich den Verschluss von einer

Flasche drehe - vor allem, wenn die Flasche bisher ungeöffnet war -, dann habe ich bisweilen noch immer das Gefühl, dass Sheila mir dabei zusieht.

Frank gehörte nicht nur zu den Menschen, die der Mangel dieses Daseins an Dauer und Geist zu Boden drückt. Er gehörte auch zu denen, die in ihrem Kopf immer Stimmen hören.

Vor allem seit Sheilas Tod höre ich ebenfalls Stimmen. Auf diese Weise kann ich noch immer lange Gespräche mit Sheila führen und ich weiß nicht immer ganz genau, ob ich laut spreche oder ob ich alles nur denke. Ich weiß nur, dass ich ab und zu laut zu ihr spreche, und sie antwortet mir dann in meinen Gedanken.

Auch zu ihren Lebzeiten war Sheila eine unkomplizierte Gesprächspartnerin. Wenn ich etwas sagte, wusste ich immer schon im Voraus, was sie dazu sagen würde, und zwar nicht nur der Tendenz nach, sondern Wort für Wort. Wir kannten einander sehr gut.

Ich glaube, alle Menschen haben ihre eigene Sprache und vielleicht sind wir besonders individuell in unserer Wahl der alltäglichen Wörter und Ausdrücke wie »da siehst du's«, »ich hätte fast gesagt«, »gewissermaßen«, »wenn du verstehst, was ich meine«, »ich habe schon immer gesagt«, »begreifst du nicht, wie blödsinnig das ist« und so weiter. Wenn ich mit anderen Menschen zusammen bin, fallen mir oft Wortfolgen auf, die Sheila gehörten und die dafür sorgen, dass sie in gewisser Hinsicht noch immer bei mir ist.

Vor allem wenn ich mich über eine von Sheilas Bemerkungen ärgere, fange ich laut zu sprechen an. Das passiert, obwohl ich doch schon im Voraus weiß, dass ich mich über ihre nächste Bemerkung ärgern werde. In dieser Hinsicht hat sich mein Leben nicht dramatisch verändert. Es mag ja seltsam klingen - in meinem Alter, meine ich -, aber ich vermisse ihren Körper. Vieles andere von dem, was zwischen uns war, ist in gewisser Hinsicht noch intakt, nicht nur weil wir noch immer miteinander sprechen, sondern auch wegen all der Erinnerungen, in denen Sheila natürlich die zentrale Stelle einnimmt. Manchmal fehlt mir außerdem, dass ich nicht mehr ihre Patience-Karten mischen kann.

Sheila hat immer Patience gelegt, schon als sie jung war. Es gehörte zu den aparten Eigenschaften, die dafür sorgten, dass ich mich Hals über Kopf in sie verliebte. In späteren Jahren konnte ich sie wegen genau dieser Eigenschaften hassen. Ich konnte sie hassen, wenn sie stundenlang vor dem Kamin saß und einen ganzen Abend mit Patience vergeudete. Ich weiß noch, dass ich ihr einmal gesagt habe, Patience legen gelte als Todesspiel. Sie war entsetzlich verletzt und verärgert. Es konnte mir sogar auf die Nerven gehen, dass sie ab und zu mogelte, damit die Patience aufging. Und jetzt - jetzt, da sie nicht mehr bei mir ist - fehlt mir das. So schließt sich der Kreis, der kein Teufelskreis ist. Es ist leichter, jemanden zu lieben, den man nicht erreichen kann, als jemanden, dem man nicht entkommt.

Ich habe einen Nachbarn, der einige Male meine Selbstgespräche erwähnt hat. Er ist also leicht zu betrügen. Aber ich bin ja auch froh darüber, dass er Sheilas Antworten nicht hören kann. Es wird aber wohl so weit kommen, dass ich Sheilas Worte nicht mehr für mich behalten kann. Ich weiß, dass ich langsam alt werde. Vielleicht geschieht es zu früh, aber ich habe mir bereits einen Hauch von dem zugezogen, was ich als »verbale Inkontinenz« bezeichnen würde. Und das kann ausarten.

Solange die Stimmen in meinem Kopf bleiben, gibt es nichts, dessen ich mich schämen müsste. Ich habe mich Sheila gegenüber nie geschämt, weil ich noch immer mit ihr rede. Es würde bedeuten, dass ich die Verhältnisse auf den Kopf stelle. Sie hat so viel Nachhall hinterlassen. »Der Tee ist fertig, John. Kommst du bald?« - »Diesen Anzug willst du doch wohl nicht anziehen? Ich bitte dich schon seit zwei Monaten, ihn in die Reinigung zu geben.« - »Ich finde, wir sollten Jeremy und Margaret bald einmal einladen. Wir haben sie schon so lange nicht mehr gesehen.«

Ich will Franks Darstellung des tropischen Gipfeltreffens, das ich so hemmungslos in die Wege geleitet habe, nicht weiter kommentieren. Im Allgemeinen finde ich seinen Bericht von unserem Gespräch recht zutreffend. Nur in einem entscheidenden Punkt will ich ihn korrigieren.

Frank schreibt, Ana habe ihre Wirklichkeitsauffassung in drei Aussagen gekleidet. Zuerst sagte sie: »Es gibt eine Wirklichkeit hinter dieser hier. Wenn ich sterbe, dann sterbe ich nicht. Ihr werdet mich allesamt für tot halten, aber ich werde nicht tot sein. Wir werden uns bald an einem anderen Ort wieder begegnen.« Dann sagte sie: »Ihr glaubt, ihr besucht eine Beerdigung, aber in Wirklichkeit kommt ihr zu einer Geburt.« Und endlich: »Es gibt etwas außerhalb von diesem hier. Hier sind wir nur flüchtige Geister auf der Durchreise.«

Etwas Ähnliches wurde durchaus gesagt, das will ich gar nicht bestreiten. Natürlich kann ich mich nicht an den genauen Wortlaut eines Gesprächs erinnern, das vor über einem Jahr stattgefunden hat. Die Umstände haben es jedoch so gefügt, dass ich betonen muss, der gute Frank geht ein wenig zu weit, wenn er Ana ihr dualistisches Weltbild mit ihrem eigenen Leben, ihrem eigenen Tod, ihrer eigenen Beerdigung verknüpfen lässt. Sie brachte ihre Überzeugung von einer anderen Wirklichkeit neben dieser und einem Dasein nach diesem auf sehr viel allgemeinere Weise zum Ausdruck. Ich weiß noch, dass sie sich auf etwas bezog, das Laura und ich erwähnt hatten. Ich erinnere mich ganz genau daran, dass sie sagte: »Vielleicht begegnen wir uns morgen irgendwo und unsere Begegnung hier wird in unserer Erinnerung wie ein Traum erscheinen.«

Wenn ich Frank nicht einige Monate später in Madrid getroffen hätte, hätte der Brief an Vera nicht durch meine Spitzfindigkeiten besudelt werden müssen. Aber Anas genauer Wortlaut sollte viel wichtiger werden, als wir das hatten ahnen können. Ich meine außerdem - und stimme Frank insoweit zu -, dass sie tatsächlich so weit ging, eine Beerdigung mit einer Geburt zu vergleichen. Jose vergoss wirklich eine Träne, als Ana das sagte, und ich glaube nicht, dass ein Staubkorn in seinem Auge daran schuld war. Später fragte ich mich, ob zwischen dieser Träne und Anas plötzlichem Schwächeanfall anderthalb Tage später ein Zusammenhang bestehen könne.

Frank hat darin Recht, dass ich mich zurückzog, nachdem das spanische Paar mit schwankendem Gang im Palmengarten verschwunden war, deshalb weiß ich nicht, wie lange er noch sitzen blieb. Ich denke jedoch, dass er sich von Lauras Naturmystik verführen ließ, das geht ja auch aus seinem nächtlichen Gespräch mit Gordon hervor. Ich stelle mir vor, dass er einen inneren Kampf ausfocht, um sich von einem allzu mechanistischen Weltbild zu befreien. Und da waren die süßen Perspektiven der jungen Frau mit den dunklen Zöpfen und den seltsamen Augen vielleicht eine willkommene Versuchung.

Frank erzählt, wie er am letzten Abend vor seiner Abreise das Restaurant verließ. Ich weiß noch, dass ich Frank und Laura mit Blicken verfolgte, bis sie sich auf seiner Veranda niederließen. Und ich sollte vielleicht der Ordnung halber darauf hinweisen, dass ich keine anderen Anhaltspunkte für die weiteren Ereignisse jener Nacht habe als das, was Frank in seinem Brief an Vera durchscheinen lässt.

Ich selbst reiste am Tag nach Franks Abreise nach London zurück, aber im Gegensatz zu ihm flog ich westwärts nach Sydney und dann weiter über Singapur und Bangkok. Erst auf diesen langen Flügen konnte ich mir eine Art Überblick über alles verschaffen, was ich im Maravu registriert hatte.

Nach der Abreise des Norwegers bekam Ana wirklich einen Schwächeanfall und zwar im Palmengarten vor dem Schwimmbecken, gleich nachdem ich sie von Frank begrüßt hatte. Er dauerte einige Minuten und auch jetzt geriet Jose wieder in Panik. Er kniff sie in den Arm, sagte mehrere Male ihren Namen und versuchte, sie am Stamm der Palme aufzurichten. An dem Stamm hing ein Schild mit einer deutlichen Warnung vor herabfallenden Kokosnüssen.

Ich hatte ihnen gesagt, dass Frank sich um Ana Sorgen machte und er mich gebeten hatte, ihr gute Besserung zu wünschen. Ich erwähnte außerdem, dass er spanische Kunst liebte und den Prado als eine der größten Kunstsammlungen der Welt bezeichnet hatte. Möglicherweise fügte ich noch hinzu, dass Goya unter den spanischen Meistern für den Norweger der Größte sei. Doch die erwünschte Reaktion blieb aus, Jose reagierte nur gereizt. Er sagte: »Alles klar. Aber kannst du uns jetzt bitte in Ruhe lassen?«

Ana schien mit meinem Versuch, über Goya zu sprechen, besser umgehen zu können. Obwohl sie dann ja eine Viertelstunde später auf dem Rasen beim Schwimmbecken zusammenbrach. Beim Essen nickte ich ihnen nur zu und inzwischen waren auch mehrere neue Gäste eingetroffen.

Frank schreibt nichts darüber, was er bis Ende April in Oslo gemacht hat. Wenn er noch immer im Sognsvei wohnte, muss es ihm schwer gefallen sein, auf dem Rückweg von der Universität immer wieder den letzten steilen Hang hochgehen zu müssen. Und wenn er mit dem Auto fuhr, muss er ja doch mehrmals täglich den Unfallort passiert haben. Ich an seiner Stelle wäre umgezogen. In Croydon mache ich oft große Umwege, um nicht an dem Krankenhaus vorbeizukommen, in dem Sheila zuletzt gelegen hat.

Frank und ich hatten etwas von demselben resignierten Lebensgefühl. Ich empfand es jedoch fast wie eine Beleidigung, dass er und Vera nicht miteinander sprechen konnten. Sie hatten ein Kind verloren, aber einmal hatten sie dieses Kind auch zusammen bekommen. Sheila und ich hatten das viele Jahre lang versucht, aber ein Kind konnten wir nicht bekommen. Sie hatte ihre Patience-Karten, ich meine Romane.

Damit habe ich nun klargestellt, dass vieles aus Franks Bericht über die Fidschiinseln auf Tatsachen beruht.

Wenn ich überhaupt ein literarisches Programm habe, dann sieht es so aus: Ich baue immer auf Tatsachen auf, soweit das zugängliche Wissen um die tatsächlichen Verhältnisse reicht. Aber nicht in jedem Zusammenhang können wir uns Kenntnisse verschaffen und in diesen Grauzonen hat unsere Fantasie einen gewissen Spielraum. Was historische Fragen angeht - wie Goyas Modell, Manuel Godoy's Kunstsammlung oder die Pioniere des Flamenco-Gesangs -, gibt es auch eine Grenze dafür, was der Geschichtswissenschaft überhaupt zugänglich ist. Aber ich muss unbedingt hinzufügen, dass auch ein Romanautor über die eine oder andere Quelle stolpern kann, die die Fachhistoriker bisher noch nicht entdeckt haben. Und das ist noch nicht alles: Der Zufall kann es sogar wollen, dass der Autor Zugang zu bisher mehr oder weniger hermetisch verschlossenen Quellen erhält, die wirklich neues Licht auf historische Verhältnisse werfen. Ich machte mehrere solche Glückstreffer, und wenn ich das so stark betone, dann nur, um klarzustellen, dass sehr viel von dem, was über Fidschi und Spanien erzählt wird, wirklich authentisch ist.

Ich fand Anas Ähnlichkeit mit Goyas »Maja« einfach unbegreiflich. Im offiziellen Goya-Führer des Prado steht über die »Nackte Maja«: »This image, whose riddle has yet to be solved, is an exercise in confidential painting.«

»Has yet to be solved« steht dort. Dort steht nicht »never to be solved«. Und dort steht auch »confidential«. Das Bild wurde vor genau zweihundert Jahren gemalt und es gibt noch immer zweihundert Jahre alte Kommodenschubladen in Spanien, zum Beispiel in Sanlúcar de Barrameda.

Was damals meine Arbeit so störte war meine Begegnung mit Frank in Madrid. Mitten in der Arbeit am Roman taucht dessen Hauptperson plötzlich im Palace auf, also am Schauplatz der Handlung, denn ich hatte mich in diesem vornehmen Hotel einquartiert, weil ich mir vorstelle, dass Frank hier seinen langen Brief an Vera verfasste.

Eine Woche zuvor war ich leichtsinnigerweise nach Sevilla gefahren. Das hätte ich lieber sein lassen. Denn auch dort war etwas passiert, das meinem Romanprojekt nicht gerade förderlich gewesen war.

Ich musste das Seelenamt streichen, was ich so nicht vorgehabt hatte. Ich hatte mich eigentlich darauf gefreut, eine trauernde Zigeunerschar zu schildern, jetzt, da Ana Maria Maya tot war, nachdem sie einen Zwerg verfolgt hatte, von dem sie fotografiert worden war.

Was also war in Sevilla passiert?

In unserem Leben und in unser aller Alltag passieren bisweilen Dinge, die unglaublicher sind als irgendeine ersonnene Geschichte.

Als ich die Bar des Palace betrat, saß Frank dort schon bei einem Bier. Es war Mitte November, fast ein Jahr nach unserer ersten Begegnung auf Fidschi.

Vor einem guten halben Jahr hatte er im Hotel Palace gesessen und den langen Brief an Vera geschrieben. Oder, um das ganz klar zu sagen, ich hatte mir vorgestellt, wie Frank in einem Hotelzimmer in Madrid saß und einen langen Brief an Vera schrieb, nachdem er sie auf einem Kongress in Salamanca wieder gesehen hatte. Es wird jetzt wichtig, die beiden Geschichten auseinander zu halten. Im November 1998 war ich mit diesem Brief schon recht weit gekommen, war aber noch nicht zufrieden.

Eine Begegnung mit Frank in ebendiesem Hotel hatte ich nicht einmal als Möglichkeit in Betracht gezogen. Ich wusste, dass er in Oslo wohnte, und obwohl er einige Jahre seines Lebens Verbindungen nach Spanien gehabt hatte, war die Chance, ihm in Madrid über den Weg zu laufen, verschwindend gering. Und nicht er hatte mir das Palace empfohlen. Diesen Tipp verdankte ich Chris Batt aus der neuen Bibliothek zu Hause in Croydon.

Als ich mich setzte, lächelte der Norweger erwartungsvoll und zog einen schwarzen Filzstift Marke Pilot aus der Jackentasche. Er sagte: »Ich hatte vergessen, dir deinen Stift zurückzugeben. Hier ist er.«

Ich lachte und ich lachte doppelgründig, weil eigentlich ich mich hätte bei ihm bedanken müssen.

»Ich habe doch gesagt, du könntest ihn behalten«, sagte ich.

Aber ich steckte den Stift schließlich ein. Ich fand, er habe einen gewissen sentimental Wert,

»Was ist aus deinem Forschungsbericht geworden?«, fragte ich.

»Ach, der ist fast fertig. Und dein Roman?«

»Da kann ich dieselbe Antwort geben.«

»Machst du Urlaub hier?«

Mit dieser Frage hatte ich natürlich gerechnet. Ich sagte:

»Nicht so ganz.«

»Recherchen vielleicht?«

»In gewisser Hinsicht, ja.«

»Du schreibst über ein spanisches Thema?«

Ich legte mir einen Finger auf die Lippen.

»Ich spreche nie über ein laufendes Projekt. Und du?«

»Ich kann dir gern von meinem Bericht erzählen.«

»Ich meine, warum bist du hier in Madrid?«

Als er nicht sofort antwortete, fügte ich hinzu:

»Besuchst du Vera?«

»Die lebt in Barcelona.«

»Ja, jetzt erinnere ich mich. Hast du sie auf dem Kongress in Salamanca getroffen?«

Er nickte kurz.

»Aber ihr habt nicht viel Kontakt?«

»Werden sehen«, sagte er nur.

»Ja, werden sehen«, wiederholte ich. »Denn das war sie doch nicht - die, mit der du heute zu Mittag gegessen hast?«

Er schüttelte den Kopf und überlegte. Er dachte offensichtlich über das nach, worüber wir sprachen.

»Das war eine alte Kommilitonin. Ich habe vor vielen Jahren mal in Madrid studiert.«

»Und jetzt machst du hier ein wenig Urlaub?«

Er rutschte auf seinem Stuhl hin und her, dann sagte er:

»Ja, so ein spontanes langes Wochenende. Ich habe als Junge einige Jahre hier verbracht. Mein Vater war hier vier Jahre als Zeitungskorrespondent. Und irgendetwas zieht mich immer wieder her.«

»Vielleicht auch Vera? Wirst du dich bei ihr melden?«

Ich hatte ihn so weit gebracht, weiter ging es nicht, denn nun fragte er lächelnd:

»Soll das hier ein Verhör sein?«

Ja, es sollte ein Verhör sein. Ich musste doch wissen, was Sache war. Ich musste außerdem in Erfahrung bringen, ob er einige Tage frei hatte. Deshalb machte ich einen kleinen Umweg:

»Gehst du hin und wieder in den Prado?«

Jetzt strahlte er, ich glaube, nicht nur aus Freude über diesen Themawechsel.

»Ich wollte das eigentlich morgen machen«, sagte er. »Komm doch mit, wenn du Zeit hast. Weißt du, da gibt es zwei Bilder, die ich dir gerne zeigen würde.«

Ach, dachte ich. Zwei Bilder, soso. Ich sagte:

»Goya oder Velázquez?«

Er schaute geheimnisvoll in das verräucherte Lokal.

»Goya«, sagte er.

»Und an welche Bilder denkst du?«

Er sah mir in die Augen, ich glaube, seine Pupillen tanzten vor Aufregung. Er sagte:

»Du musst sie dir ansehen. Ich meine, ich würde dabei gern dein Gesicht sehen.«

Er sah fast stolz aus, als habe er die Bilder eigenhändig gemalt. Dann wurde er plötzlich misstrauisch:

»Oder weißt du schon, woran ich denke?«

Natürlich konnte ich mir vorstellen, welche Bilder er mir im Prado zeigen wollte. Auf Taveuni hatte ich einen Vorsprung gehabt. Ich hatte mir von Jochen Kiess ein Notebook und ein Modem geliehen und schon nach wenigen Minuten Goyas bekannteste Gemälde auf dem Bildschirm gehabt. Ich war so heftig zusammengezuckt, dass ich fast in Unterwäsche die Tür zum Palmengarten aufgerissen und »Heureka« geschrien hätte. Aber ich hatte mich zusammengerissen und mir lieber im Internet allerlei Stoff über die Flamenco-Szene in Sevilla gesucht. Ich hatte nicht lange gebraucht, um mich davon zu überzeugen, dass Ana eine bekannte Flamenco-Tänzerin war und mit vollem Namen Ana Maria Maya hieß. Danach ging alles wie von selbst. War es nicht seltsam, dass Laura an dem Tag, an dem ich Anas Nachnamen erfahren hatte, den alten indischen Begriff maya erwähnte? Ich erlag der Versuchung, ihre Stirn anzutippen und Ana bei ihrem wahren Namen zu nennen. Ich ging sogar so weit, sie als »Meisterwerk« zu bezeichnen. Und dann passierte genau das, was Frank in seinem Brief an Vera erzählt. Ana sah Goyas »Maja« dermaßen ähnlich, dass sie es sicher satt hatte, immer wieder darauf angesprochen zu werden. Vielleicht reagierte Jose deshalb so gereizt darauf, dass ich nun auch noch ihren Nachnamen erfahren hatte. Von da an zogen die beiden sich zurück. Dann erlitt Ana plötzlich einen Kreislaufkollaps, was sich nach Franks Abreise noch einmal wiederholte. Ich dachte, sie leide vielleicht an einer ernsthaften Krankheit.

»Goya ist im Prado mit sehr vielen Bildern vertreten«, sagte ich.

Offenbar hatte ich nicht verstanden, worauf er anspielte. Er atmete erleichtert auf.

»Ich glaube, du wirst staunen«, sagte er.

So ging unser Gespräch noch eine Weile weiter. Wir schlichen wie Katzen um den heißen Brei - und nicht einmal um denselben. Ich beschloss, der Sache ein Ende zu machen.

»Ich fahre morgen nach Sevilla«, sagte ich. »Ich war schon letzte Woche dort, aber ich will jetzt am Wochenende noch zwei Tage dort verbringen, dann kehre ich nach England zurück.«

»Dann musst du grüßen. Du musst die Apfelsinenbäume grüßen.«

»Versprochen.«

Ich wusste nicht, ob er jemals dort gewesen war, denn er sagte nun:

»Bestimmt ist es zu dieser Jahreszeit schön in Andalusien.«

Da dachte ich: Jetzt!

Ich blickte in seine braunen Augen:

»Willst du nicht einfach mitkommen?«

Er blickte mich leicht verwirrt an. Er schien zu denken: Was soll das denn? Ich sagte:

»Ich würde dir da sehr gern etwas zeigen.«

Er lachte laut. Dann sagte er:

»Und was?«

Wieder legte ich den Finger auf die Lippen.

»Das musst du selber sehen, Frank.«

Der Punktestand in Bezug auf das, was wir einander zeigen wollten, war 1:1. Frank schaute auf die Uhr und rutschte wieder auf seinem Stuhl herum.

»Ich glaube, das geht nicht«, sagte er. »Mir fehlen einfach Zeit und Geld.«

Ich hatte das Gefühl, dass er jetzt angebissen hatte.

»Das mit dem Geld übernehme ich«, sagte ich. »Das ist nun wirklich kein Problem.«

Er sagte:

»Um ganz ehrlich zu sein, ich wollte eigentlich über Barcelona nach Hause fahren. Ich muss nur zuerst anrufen und du weißt ja, wie das ist ... ich habe es die ganze Zeit vor mir hergeschoben.«

»Du kannst doch beides machen«, sagte ich. »Erst ein oder zwei Tage in Sevilla, dann fliegst du über Barcelona nach Oslo. In Sevilla gibt die Sonne dir vielleicht eine schöne Gesichtsfarbe. So etwas wird bemerkt.«

Der Norweger bestellte sich noch ein Bier und dachte lange nach. Ich sagte lässig:

»Ich glaube, ich kann dir versprechen, dass du nicht enttäuscht sein wirst. Ich glaube, du wirst staunen.«

Er machte ein fragendes Gesicht, sicher auch, weil ich ihn nachgeäfft hatte. Ich sagte:

»Oder weißt du, woran ich denke?«

Er lächelte breit, schüttelte aber den Kopf. Ich sagte:

»Es ist wirklich ein beeindruckender Anblick. Es würde mich nicht wundern, wenn er in deine Erinnerung als einer der schönsten deines Lebens eingehen würde.«

Er zuckte mit den Schultern und hatte sich fast schon entschlossen.

»Und wann willst du los?«

»Morgen Vormittag. Es fährt fast stündlich ein Zug. Wir können auf der Fahrt Mittag essen.«

Er zögerte noch.

»Vielleicht wäre das eine Idee. Ich war wirklich noch nie in Sevilla. Aber ich kann dich natürlich nicht für mich bezahlen lassen.«

»Natürlich kannst du das. Es wäre mir wirklich ein Vergnügen. Und es könnten für mich sehr leicht wertvolle Recherchen dabei herauskommen.«

Wieder lachte er sein lautes, typisch skandinavisches Lachen und sagte:

»Ich hoffe, du willst damit nicht sagen, ich soll das Objekt deiner Recherchen darstellen.«

Ich steckte mir eine Zigarette an und sagte:

»Sag das nicht. Wir könnten uns über Kriechtiere oder so unterhalten oder über bedrohte Arten in Ozeanien. Ich muss sehr viel Stoff wiederholen.«

»Natürlich. Frag mich einfach.«

Wir blieben noch ziemlich lange in der Bar sitzen und waren schon ein Stück weit in die Evolutionsbiologie vorgedrungen. Außerdem erzählte er mir von dem tragischen Unfall, der das Leben seiner Tochter gefordert hatte.

Einige Stunden später saßen wir im Zug nach Sevilla. Ich spürte, dass ich ein gefährliches Spiel spielte, und ich hätte mich fast in meinem eigenen Netz verfangen. Aber jetzt war das Spiel im Gang.

Als der Zug in Córdoba hielt, legte Frank plötzlich den Kopf in den Nacken und griff sich an die Stirn, so als habe er etwas vergessen.

»Ich hab dir die Bilder ja gar nicht gezeigt!«, rief er.

Aber er wollte nicht verraten, von welchen Bildern die Rede war. Er wiederholte nur, ich müsse sie sehen.

Ich hatte im Hotel Dona Maria drei Zimmer bestellt, worüber Frank sich wunderte, aber ich erklärte, ich hätte für Bekannte, die später an diesem Abend eintreffen würden, ebenfalls ein Zimmer bestellt. Ich war jedoch nicht ganz sicher, ob das dritte Zimmer überhaupt gebraucht würde. Ich sagte, ich wollte ihm an diesem Abend etwas zeigen, das er wohl kaum jemals vergessen würde. Vorher jedoch hatten wir noch Zeit genug, um uns in der Hauptstadt Andalusiens umzusehen.

Ich ging mit ihm in die Kathedrale und in den Patio de los Naranjos. Als wir zwischen den regelmäßigen Reihen von Orangenbäumen einher spazierten, die zu dieser Jahreszeit reich mit Früchten behangen waren, erzählte Frank, Laura habe ihm ein Foto geschickt, das sie auf Taveuni von der seltenen Taube mit der orangefarbenen Brust gemacht hatte. Das fand ich witzig, er wusste doch nicht, was ich über ihre kleine Romanze auf der Fidschiinsel geschrieben hatte.

Wir gingen weiter zu La Giralda, ursprünglich als Minarett errichtet, dann zum Glockenturm umgewandelt. Von hier aus hatten wir einen wundervollen Blick über die weiße Stadt auf beiden Ufern des Guadalquivir. Wir überquerten die Plaza Virgen de los Reyes mit den vielen Fiakern und betraten die Gärten des Alcázar mit ihren kühlenden Becken und Springbrunnen. Überall wuchsen Palmen und ich fand die Vorstellung komisch, dass Frank und ich nun wieder durch einen Palmengarten gingen. Ich hatte fast das Gefühl, mich wieder im Maravú aufzuhalten.

Nachdem wir eine Weile durch die ältesten Gartenanlagen spaziert waren, durchschritten wir die Puerta del Privilegio und blickten hinab auf den romantischen Jardín de los Poetas mit den beiden von meterhohen Hecken umgebenen Becken. Plötzlich blieb Frank stehen und rief seufzend:

»Es ist so ... unglaublich schön hier!«

Ich bemerkte, dass ihm Tränen in die Augen traten, und legte ihm eine Hand auf die Schulter. Vielleicht ist er überwältigt, dachte ich, denn jetzt rieb er sich die Augen. Er sagte, vielleicht um seine Rührung zu überspielen:

»Ich glaube, ich hatte ein Dejavu-Erlebnis.«

Wir gingen an der Mauer mit den überdachten Aussichtsplattformen entlang und setzten uns auf dem mit Kies bedeckten Platz vor der Puerta de Marchena auf eine Bank. Es war sehr heiß und ich ging ins Cafe, um uns etwas zu trinken zu holen.

Nach einer Weile passierte etwas Seltsames und in gewisser Hinsicht fing hier alles an - obwohl es in manch anderer Hinsicht auch vor einem Osloer Kindergarten, auf dem kleinen Flugplatz der Fidschiinsel Taveuni, unten auf der Brücke über den Tormes, zwischen einigen schmutzigen Lagerhäusern in Marseille, im Barrio Triana auf dem linken Ufer des Guadalquivir, im Hafen von Cádiz vor über hundert Jahren oder auf dem Landsitz der Herzogin von Alba in Sanlúcar de Barrameda angefangen haben kann - ganz zu schweigen davon, was sich später an diesem Abend in Sevilla zutragen sollte. Aus einer übergeordneten Sicht der Dinge, die für mich die allerwichtigste ist, wäre es jedoch richtig, bis zum Devon zurückzugehen, als die ersten Amphibien mit ihren primitiven und doch so avantgardistischen Füßen auf das Festland krabbelten. Aber warum gehen wir eigentlich nicht gleich zurück bis zum Urknall vor fünfzehn Milliarden Jahren, als Zeit und Raum erschaffen wurden? Einst hat der Anfang aller Geschichten in einem kompakten Kern aus undetonierter Schöpferkraft Platz gehabt.

Was passierte, war Folgendes: Plötzlich kam ein Zwerg durch die Puerta de Marchena gerannt. Er trug ein seltsames Gewand und hätte direkt von einem Kostümfest kommen können. Er baute sich vor uns auf und musterte uns mit entschlossenem Blick. Eine Sekunde darauf zog er einen Fotoapparat hervor und knipste einige Bilder von uns, zuerst von mir, dann von Frank.

»Hast du das gesehen?«, rief Frank.

Der Zwerg fuhr herum und eine halbe Minute später starrte er uns durch eine Luke in der Aussichtsplattform an. Auch von dort richtete er die Kamera auf uns und machte ein oder zwei Bilder.

»Ist das nicht ein komischer Wicht?«, fragte Frank.

»Es ist jedenfalls ein komisches Benehmen«, sagte ich.

Doch der Norweger gab sich damit nicht zufrieden, er sprang von der Bank auf und lief zielstrebig hinter dem Zwerg her. Durch die Luken in der Mauer sah ich ihn zur Puerta del Privilegio rennen, und als er einige Minuten später zu mir zurückkehrte, breitete er einfach nur die Arme aus.

»Er ist wie vom Erdboden verschwunden.«

Es war halb fünf, der Alcázar wurde bald geschlossen. Wir gingen wieder über die Plaza Virgen de los Reyes und in die engen Gassen des alten Judenviertels Santa Cruz, wo wir uns die kühlen Patios und eine Symphonie von schmiedeeisernen Balkons und Blumenkästen ansahen. Ich war erst vor einer Woche hier gewesen und konnte Frank erzählen, dass die schmiedeeisernen Gitter vor Fenstern und Patios einem doppelten Zweck dienten. Einerseits sollten sie Ausblick und Einblick ermöglichen und damit zu einer offeneren Gesellschaft beitragen, was vielleicht Kriminalität verhindern könnte, zugleich jedoch waren sie immer abgeschlossen und sorgten damit für Sicherheit. In alten Zeiten saßen die Jungfrauen hinter den schmiedeeisernen Gittern, während ihre Freier oft stundenlang davor standen und ihrer Angebeteten zärtliche Worte zuflüsterten, doch sollte das Begehren sich ernsthaft melden, konnten sie nur die Gitterstäbe umarmen. Im Sommerhalbjahr spielte sich noch immer ein Großteil des Lebens im Patio ab, erklärte ich, und bei starkem Sonnenschein werde oft eine Plane über den gesamten offenen Platz gezogen.

Wir tranken auf der Plaza de la Alianza ein Bier und schauten zu einer üppigen Bougainvillea hoch, die sich an einer Fassade emporrankte. Hinter der Fassade erhob sich eine stolze Palme und hinter dieser wiederum konnten wir La Giralda erkennen. Wie alle Plätze im alten Judenviertel war auch dieser von Orangenbäumen umkränzt.

Eine Stunde später gingen wir weiter zur Plaza Dona Elvira mit ihren eleganten Keramikbänken und von hier aus zog ich Frank in die enge Gasse Susona. Ich sagte, ich wolle ihm das Geheimnis von Santa Cruz zeigen. Wir erreichten einen kleinen Platz, der früher einmal ein Innenhof gewesen war, und hier konnte ich auf eine Wandfliese zeigen, auf der ein Totenschädel abgebildet war. Die Fliese war über einem Fenster befestigt und unter dem Totenschädel stand: SUSONA.

»Und das ist das Geheimnis von Santa Cruz?«, fragte der Norweger.

Ich nickte.

»Susona war eine junge Jüdin, die im fünfzehnten Jahrhundert lebte«, erzählte ich. »Sie hatte sich, wovon niemand wusste, in einen jungen Christen verliebt und erfuhr dann, dass ihre eigene Familie einen blutigen Aufstand gegen die führenden Christen der Stadt plante. Auch Susonas Geliebter sollte dabei ermordet werden, deshalb warnte sie ihn vor der Verschwörung. Daraufhin wurde ihr Vater zum Tode verurteilt, Susona wurde später von ihrem Liebsten verlassen. Als sie nach einem elenden Leben starb, erklärte sie in ihrem Testament, ihr Kopf solle von ihrem Rumpf getrennt und als abschreckendes Beispiel vor ihrem Haus aufgehängt werden. Der Schädel hing dort bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein, später wurde an seiner Stelle die Fliese angebracht.«

Auf dem Platz wuchsen zwei Orangenbäume. Frank fragte, ob ich wüsste, wie man erkennt, ob ein Orangenbaum süße oder bittere Früchte trägt. Ich wusste es nicht und er riss ein Blatt von einem der Bäume ab und zeigte mir, dass unter dem eigentlichen Blatt noch ein weiteres kleines Blatt am Stängel saß. Daran konnte man erkennen, dass der Baum bittere Früchte trug.

Wir gingen weiter zur Plaza de los Venerables, wo früher ein Krankenhaus für pensionierte Priester gestanden hatte. An diesem Platz, in dessen Mitte wieder zwei Orangenbäume standen, lagen zwei Restaurants. Wir setzten uns an einen Tisch im Freien und tranken ein Glas Manzanilla, ehe wir etwas zu essen bestellten. Wieder sprachen wir über die Entwicklung des Lebens auf der Erde, ich glaube, Frank hatte dieses Thema angeschnitten, vielleicht, um mich für das Geld, das ich in diese Reise nach Sevilla investiert hatte, durch Informationen zu entschädigen. Und vieles von dem, worüber wir damals gesprochen haben, habe ich später verwenden können. Frank erzählte mir bei dieser Gelegenheit vom neuseeländischen Tuatara.

Ich dachte, dass meine Begegnung mit Frank in Madrid sich bisher als der reine Glückstreffer erwiesen hätte. Aber jetzt stand der entscheidende Schlag unmittelbar bevor, es ging schon auf neun Uhr zu. Nachdem ich die Rechnung bezahlt hatte, lotste ich Frank durch die engen Gassen zur Plaza Santa Cruz. Ich zeigte ihm, wie nahe wir jetzt der hohen Mauer waren, die uns von den Gärten des Alcázar trennte, vor allem vom Jardin de los Poetas.

»Ich glaube, du hast die Augen verbunden«, sagte ich.

Er verstand nicht, was ich meinte, und ich forderte ihn auf, sich gut umzusehen. Er zeigte auf das große schmiedeeiserne Kreuz mitten auf dem Platz und ich erzählte, dass die alte Kirche, die einst hier gestanden und Platz und Stadtteil ihren Namen gegeben hatte, während der Franzosenzeit abgebrannt sei. Wir drehten anderthalb Runden um den Platz, der das barocke Kreuz umgibt. Dann entdeckte Frank plötzlich etwas. Er schaute mich mit vielsagendem Blick an und lief ins Flamencotablaio Los Gallos.

»Ich habe die ganze Zeit fast nur an diese Goya-Bilder gedacht!«, rief er und griff sich an die Stirn. »Ich hatte ganz vergessen, dass sie eine von Sevillas berühmten Flamenco-Tänzerinnen ist.«

Ich schlug ihm scherzhaft auf die Schulter.

»Das wird witzig«, sagte er, aber ich war nicht so sicher, ob er wirklich Recht behalten würde.

Abgesehen von einer japanischen Reisegruppe hatte sich in der Flamenco-Bar noch nicht viel Publikum eingefunden. Wir setzten uns an einen Tisch, den ich für uns dicht vor der Bühne reserviert hatte. Wir hatten jeder einen Kognak bestellt und Frank sagte kein Wort, hob nur sein Glas und prostete mir erwartungsvoll zu.

Bald begann die Show. Zuerst traten drei Männer in schwarzen Hosen und weißen Hemden auf, sie kamen die Treppe von einer Galerie auf der anderen Seite des Lokals herunter. Dann durchquerten sie das Lokal und gingen auf der Bühne in Position. Einer hatte eine Gitarre, die anderen beiden hatten keine anderen Instrumente außer einer heiseren Stimme und ihren Händen als fünffingrige Rhythmusinstrumente. Der Gitarrist fing an zu spielen, die beiden anderen klatschten in die Hände und schnippten mit den Fingern.

Dann offenbarte sie sich, graziös und kraftvoll wie eine Göttin. Ana kam zum wilden Applaus der Japaner eine Wendeltreppe herunter, die auf die Bühne führte. Sie wussten natürlich, wer sie war, sie waren doch ihretwegen den weiten Weg aus Tokio, Kyoto und Osaka angereist. Ana trug ein rotes Kleid, einen rosa Seidenschal und knallrote Schuhe. Sie hatte sich die schwarzen Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden, in den sie eine Rose gesteckt hatte.

»Ana«, flüsterte Frank, als sie die Bühne betrat.

Ich nickte:

»Ana Maria Maya.«

»So heißt sie?«

Wieder nickte ich.

»Maya?«

»Pst!«

Ana tanzte zu den Gitarrenklängen und dem lauten Klatschen. Es war ein temperamentvoller Tanz, mit einer ausgefeilteren Choreografie, als ich es eine Woche zuvor erlebt hatte. Mir fiel der scharfe Kontrast zwischen dem strengen, konzentrierten Gesichtsausdruck und den weichen Armbewegungen auf, ganz zu schweigen von dem eleganten Fingertanz, der mich an indischen Tempeltanz erinnerte, wie ich ihn einmal in Orissa erlebt hatte.

Dann kamen weitere Stücke, teilweise tanzten andere, aber Ana Maria Maya war der große Star des Abends. Ana tanzte mit Armen und Händen, Füßen und Fingern, Bauch und Hüften. Sie war stolz, sie war streng, sie war kokett und sie war demütig. Ich hatte Frank in Sevilla nicht zuletzt Ana zeigen wollen. Ich hatte ihm diese überschäumende Feier der elastischen Glieder des postanimalen Wirbeltiers zeigen wollen. Das hätte die Uramphibie sehen sollen, dachte ich, jetzt tanzen die Urenkelkinder in Sevilla Flamenco und dazu sind alle Extremitäten der Tetrapoden nötig, sämtliche Muskeln und Wirbel und alle koordinierenden Gehirnsynapsen. Aber was wussten schon die ersten Amphibien, wohin der Kurs ging, als sie im Halbdunkel des Devon nichtsahnend auf dem Weg zu ihren periodischen Rendezvous an überwucherten Weihern und Pfützen zwischen Farn und Schachtelhalm dahinstapften!

Wir erlebten jetzt einen stolzen, aufrechten und exhibitionistischen Siegestanz, und Proto Amphibia und Proto Amphibius hätten allen Grund gehabt, sich über die vielen Kaulquappen zu freuen, mit denen sie Farnsee und Halmweiher füllten, sie hatten ihren Laich wahrlich nicht vergeudet. Aber wir sahen nicht nur einen Siegestanz, wir erlebten zugleich den Totentanz des flüchtigen Wirbeltiers, denn bald wurde auch tief und heiser und eindrucksvoll über Liebe und Tod, Verrat und Unterdrückung gesungen.

Dann kam eine Pause. Nach dem Applaus war Ana mit dem übrigen Ensemble auf die Galerie gestiegen. Nun kam Jose an unseren Tisch. Er trug ein kleines Kind auf dem Arm, Frank machte große Augen. Das Kind konnte höchstens zwei oder drei Monate alt sein. Ehe er Jose begrüßte, schaute Frank zuerst das Kind an und dann Jose.

»Ist das ... eures?«, stammelte er.

Jose nickte stolz und grinste breit.

»Das ist Manuel«, sagte er und setzte sich an den Tisch.

Bald gesellte sich auch Ana zu uns.

»Wie schön, dich zu sehen, Frank. Das war vielleicht eine Überraschung.«

Der Norweger starrte wie versteinert vor sich hin.

»Wie alt ist er denn?«, fragte er und diese Frage schien er ebenso sehr an sich selbst zu richten wie an die stolzen Eltern.

»Zehn Wochen«, antwortete Ana.

Der Biologe fing an, an den Fingern abzuzählen:

»Habt ihr das auf Taveuni schon gewusst?«

Eine Antwort auf diese Frage erhielt er nicht, denn jetzt betrat eine elegante Frau mit einer großen Schultertasche das Lokal und kam auf unseren Tisch zu. Es war Vera. Ihr vorgewölbter Leib zeigte deutlich, dass ihre Schwangerschaft sich dem Ende entgegenneigte.

»Vera?«

Zum zweiten Mal an diesem Tag griff Frank sich mit verwirrter Miene an den Kopf. Vielleicht hatte er wieder ein Deja-vu-Erlebnis zu vermelden, er sah Vera ja nicht zum ersten Mal mit dickem Bauch.

Vera streckte die Arme aus und umarmte ihn zur Begrüßung. Ich sagte:

»Ich habe seit meiner Rückkehr von Fidschi ihren Namen im Kopf gehabt. Und nachdem wir beide uns gestern getroffen hatten, habe ich sie von Madrid aus mehrmals angerufen. Ich fand, wir sollten uns alle fünf treffen. Oder alle sechs. Oder sieben. Aber ich habe sie erst heute nach Sevilla eingeladen.«

Ich wusste, dass Frank Vera seit dem Kongress in Salamanca nicht mehr gesehen hatte. Jetzt fiel sein Blick mehrere Male auf ihren dicken Bauch und wenn er Vera nicht anschaute, las ich in seinem Blick einen tiefen Kummer. Er gab sich alle Mühe, munter zu wirken, als er sich an Vera wandte und zu ihrem Bauch hin nickte.

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte er kleinlaut.

Einige Sekunden darauf drehte er sich zu mir um und schaute mich vorwurfsvoll an. Ich konnte nicht sicher sagen, was er mir vorwarf. Dass ich die werdende

Mutter nach Sevilla eingeladen hatte oder dass ihm das Geheimnis verschwiegen worden war?

Vera lächelte verlegen und schien sich nicht so recht wohl in ihrer Haut zu fühlen. Das machte mir zu schaffen, ich war ja schließlich für ihr Kommen verantwortlich. Sie konnte sich nicht einmal für Franks Glückwünsche bedanken, denn jetzt kamen wieder der Gitarrist und zwei zackige cantaores von der Galerie herunter, durch den Saal und auf die Bühne.

Erst als sie sich gesetzt hatten, betrat die Flamenco-Königin das Podium. Wie eine Diva ex machina stieg sie die Wendeltreppe herunter.

Vera saß zwischen Frank und mir und schaute erst den einen, dann den anderen an. Schließlich flüsterte sie:

»Ich glaube, ich habe sie schon einmal gesehen.«

Trotz seiner offenkundigen Verstimmung konnte Frank sich ein Lächeln nicht verkneifen. Er schaute zu mir hoch und wir dachten wohl beide daran, wie heftig wir uns damals im Maravu den Kopf über die Frage zerbrochen hatten, wieso Ana uns so bekannt vorkam.

Er schaute jetzt Vera an und sagte:

»Denk an den Prado.«

»An den Prado?«

»Dann eben an Goya.«

Nun verdrehte Vera die Augen. Sie sagte mit so lauter Stimme, dass ich befürchtete, es könnte noch auf der Bühne gehört werden:

»>La Maja Desnuda<.«

Frank und ich nickten stolz, als sei uns beiden das Kunststück gelungen, Goyas sagenumwobenes Modell wieder zum Leben zu erwecken. Also brauchte er doch nicht mit mir in den Prado zu gehen.

»Sie ist wirklich die perfekte Doppelgängerin«, flüsterte Vera aufgeregt.

»Pst!«, sagte ich, dann setzte der Tanz wieder ein.

Als die Vorstellung anderthalb Stunden später zu Ende ging, war es halb zwölf. Doch jetzt wurde bei der Bar ein großer Tisch mit Tapas und Manzanilla gedeckt. Ana und Jose hielten sich im Hintergrund, während Frank, Vera und ich die Situation zusammenfassten. Ich fühlte mich verantwortlich für das, was ich angerichtet hatte, außerdem ging ich davon aus, dass die beiden einen Moderator nötig haben würden.

»Ihr braucht vor mir keine Hemmungen zu haben«, sagte ich. »Außerdem bin ich der Einzige, der die Geschichte von beiden Seiten kennt. Es kann leicht so weit kommen, dass erwachsene Menschen es nicht mehr schaffen, miteinander zu reden.«

Beide waren gleichermaßen nervös, als sollten sie für ihre frechen Streiche von einem strengen Schulmeister zur Ordnung gerufen werden. Ich kann nicht leugnen, dass ich diese Situation auch ein wenig genoss.

»Da hast du vielleicht Recht«, sagte Frank.

Dann nickte er wieder zu Veras Bauch hinüber:

»Erst vor wenigen Wochen haben wir telefoniert, es war sogar ein sehr angenehmes Gespräch. Ich finde, da hättest du durchaus erwähnen können, dass du schwanger bist.«

Sie wurde sehr ernst.

»Ich war zu feige«, gab sie zu. »Ich habe mich nicht getraut.«

Er schaute kurz mich an, dann wandte er sich wieder an Vera: »Ich gehe davon aus, dass dieses Kind auch einen Vater hat.«

»Frank ...«

»Außerdem ist jetzt die in Norwegen vorgeschriebene Bedenkzeit vorüber. Also ist das alles ganz in Ordnung, meine ich. Du kannst wieder heiraten.«

Sie starrte mich ratlos an, aber ich wollte ihr jetzt nicht helfen, das mussten die beiden schon selbst klären. Ich nickte nur streng.

Sie nahm Franks Hand und er wollte sie schon zurückziehen, aber ihr Blick bat um Gnade, als sie zu ihm aufschaute und sagte:

»Es ist dein Kind, Frank.«

Für einen Moment erinnerte seine Gesichtsfarbe an die Anas, als sie auf Taveuni über dem Frühstückstisch zusammengebrochen war. Dann wurden seine Wangen rot und er begann ein wenig schwerer zu atmen. Ich glaubte fast hören zu können, wie sein Blutdruck stieg, und für eine Sekunde fürchtete ich, er wollte ihr eine Ohrfeige verpassen. Dann sagte er mit fester Stimme:

»Das ist einfach unmöglich.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Kannst du nicht rechnen?«

»Aber ... du machst Witze!«

Ich winkte dem Kellner und bestellte einen weiteren Kognak für Frank. Den konnte er jetzt zur Beruhigung brauchen.

Jetzt brachte Vera mehr Schwung in die Sache.

»Ich will doch nicht hoffen, dass du unsere gemeinsame Nacht in Salamanca vergessen hast. So viel Rotwein hattest du nun auch wieder nicht getrunken!«

Er drehte sich zu mir um und fragte:

»Willst du dir das wirklich alles anhören?«

»Ja«, sagte ich nur.

Vera sagte:

»Nein, ich habe mich nicht getraut, es dir zu sagen, Frank. Wir hatten verabredet, unsere Beziehung nicht wieder aufzunehmen. Aber dann standen wir ewig im Hotel vor meiner Zimmertür, denn entweder konntest du auf dein Zimmer gehen oder mit zu mir kommen. Weißt du das nicht mehr? Wir beschlossen dann, dass dieses Intermezzo, wie wir das nannten, auf keinen Fall der Auftakt zu einer neuen Beziehung sein sollte. Denn wir waren doch wirklich fertig miteinander.«

»Haben wir zumindest behauptet«, gab Frank zu.

»Also habe ich dir erzählt, es gebe in dieser Nacht keine Verhütungsprobleme. Es sei der allersicherste Tag im Monat. Als ich dann aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz doch schwanger wurde, dachte ich natürlich an Sonja. Ich wusste ganz genau, dass ich dieses Kind haben wollte. Ich bereitete mich auf mein Leben als allein erziehende Mutter vor, aber nach der Geburt hätte ich dir natürlich sofort Bescheid gesagt. Aber ich musste warten, es hätte doch auch schief gehen können, auch diesmal, meine ich ... Ich wollte es dir überlassen, inwieweit du Kontakt zu dem Kind haben wolltest, und das möchte ich noch immer.«

Frank versuchte nicht mehr, seine Tränen zu verbergen.

»Erzähl weiter«, bat er.

»Dann rief ein gewisser John Spooke an und sagte, er sei auf Fidschi mit dir zusammen gewesen und habe dich rein zufällig in Madrid wieder getroffen. Er sagte, du würdest dieses Wochenende wohl in Sevilla verbringen, und lud mich zu etwas ein, das er >die Flamenco-Vorstellung des Jahrhunderts< nannte. Und da hat er natürlich Recht, sie ist einfach fantastisch. Ich dachte, das sei vielleicht eine Gelegenheit, dir alles zu erklären. Das war gestern Nachmittag, aber dann hat er mitten in der Nacht noch einmal angerufen, nur um zu bestätigen, dass du wirklich auf dem Weg nach Sevilla warst. Er hatte ein Flugticket gebucht, das ich im Flughafen von Barcelona abholen konnte. Er sagte außerdem, dass er glaube, du liebtest mich noch immer. Und er stauchte mich zusammen, weil wir uns nach dem, was in Oslo passiert ist, so töricht aufgeführt hatten.«

Als Frank nicht sofort etwas sagte, fügte sie hinzu:

»Kannst du mir verzeihen, Frank? Mein Zustand ist mit keinerlei Verpflichtungen verbunden, nicht für dich, meine ich. Aber kannst du mir verzeihen?«

»Wie lange bleibst du in Sevilla?«, fragte er.

»Das weiß ich nicht. Auf meinem Hcket steht Sonntag, 15 Uhr 30. Und du?«

»Ich weiß es auch nicht. Vielleicht bis Montag.«

Sie brauchten wirklich einen Vermittler. Ich sagte:

»Ihr bleibt genau gleich lange hier in der Stadt und dann könnt ihr euch überlegen, ob ihr zuerst nach Oslo oder zuerst nach Barcelona fahren wollt. Wenn nicht, will ich alle meine Auslagen zurückhaben. Ich spiel hier doch nicht den Clown.«

Mehr konnte nicht mehr gesagt werden, denn jetzt wurden wir lautstark an den mit Tellern und Gläsern, mit Tapas und Manzanilla gedeckten Tisch befohlen. Ich bemerkte jedoch, dass Frank seine rechte Hand auf Veras dicken Bauch legte und dass sie seine Hand mit ihrer bedeckte.

Mir fiel etwas ein, das Ana Franks Brief zufolge gesagt hatte, als sie mit dem Auto von der Datumsgrenze zum Maravu gefahren waren: »In der Dunkelheit der vorgewölbten Bäuche schimmern in jedem Moment einige Millionen Kokons voller funkelnagelneuem Weltbewusstsein. Unbeholfene Zuckerelfen werden der Reihe nach herausgepresst, wenn sie reif und fähig zu atmen sind. Noch können sie keine andere Nahrung zu sich nehmen als süßliche Elfenmilch, die aus zwei weichen Knospen aus Elfenfleisch strömt.«

Ich musste außerdem noch an etwas anderes denken. Wir saßen im Palmengarten des Maravu, alle hatten erzählt, woran sie glaubten. Ana hatte gesagt, sie glaube an eine Wirklichkeit außerhalb dieser. »Vielleicht begegnen wir uns irgendwo und erinnern uns an das hier wie an einen Traum.« Aber ich könnte mir vielleicht die

literarische Freiheit gestatten, Frank diese Aussage in seinem langen Brief an Vera ausarbeiten zu lassen. Denn nun waren wir wieder versammelt. Ana war nicht tot.

Im Lauf der Nacht wurde viel Manzanilla getrunken und wir frischten viele Erinnerungen an Fidschi auf. Jetzt hatten wir außerdem eine neue Zuhörerin und Vera wollte alles erfahren. Sie lachte herzlich, als wir über Bill und Laura sprachen, aber ich erzählte nichts davon, dass Frank und Laura eine Flasche Rotwein gemopst hatten, als sie das Fest verließen und Franks Hütte anpeilten.

Ana und Jose waren nach Taveuni gefahren, um eine Sendereihe über das 21. Jahrhundert vorzubereiten, eine Reportage sollte auf Fidschi an der Datums Grenze aufgenommen werden. Die Sendung war längst ausgestrahlt worden, Jose überreichte Frank eine Videoaufnahme davon. Ana fügte stolz hinzu, dass das Fidschi-Programm auch ein kleines Interview mit Frank enthielt, der über biologische Vielfalt und die Bedrohung der alten Lebensräume in Ozeanien sprach.

Frank und ich erzählten, dass wir auf Taveuni ganz sicher gewesen waren, Ana schon einmal begegnet zu sein.

»Ach, bitte«, lachte Ana.

Sie schlug die Hände vors Gesicht und sagte:

»Ihr habt ja keine Ahnung, wie oft ich mir das anhören muss.«

Ich berichtete von meiner Suche im Internet, wo ich innerhalb weniger Minuten brillante Abbildungen von Goyas »Maja« gefunden hatte. Außerdem hatte ich mich auf diese Weise über die bekannte bailaora Ana Maria Maya informieren können.

»Und dann hast du Anas Stirn angetippt und indirekt zu erkennen gegeben, dass du im Internet etwas über sie gefunden hattest«, bemerkte Jose. »Ich habe gehört, wie ihr darüber gesprochen habt, dass ihr Ana schon einmal begegnet seid. Darüber habt ihr ja dauernd geredet und ich weiß doch, wie sehr Ana es hasst, erkannt zu werden, egal ob als sevillanische bailaora oder als Goyas »Maja«. Hast du Ana nicht sogar als »Meisterwerk« bezeichnet? Und wir waren doch auf Fidschi, zum Henker, auf Fidschi! Auch das Internet kann missbraucht werden.«

»Wusstet ihr da schon von Anas Schwangerschaft?«, fragte Frank jetzt noch einmal.

Beide schüttelten den Kopf.

»Aber vielleicht ist sie deshalb am Frühstückstisch plötzlich zusammengebrochen.«

Jose antwortete:

»Ja, das haben wir nachher auch begriffen. Ich war außer mir vor Angst, als es ihr plötzlich so schlecht ging. Ich dachte, Ana hätte einen anaphylaktischen Schock erlitten, sie war immer schon allergisch gegen Insektenstiche. Ich konnte nicht klar denken, aber ich glaubte, eine Ohrfeige könnte vielleicht die Adrenalinproduktion anregen.«

So ging das Gespräch hin und her und immer neue Flaschen kamen auf den Tisch. Frank wurde mit der Tatsache konfrontiert, dass er die Finger gespreizt hatte, um Ana nackt im Bouma-Wasserfall baden zu sehen.

»Und dabei habe ich erkannt, dass ich nur dein Gesicht schon früher gesehen hatte«, beteuerte er. »Ansonsten betrachte ich mich durchaus nicht als Voyeur.«

Ana lachte.

»Ein paar Wochen später habe ich sicher noch mehr ausgesehen wie Goyas >Maja<.«

Gegen vier Uhr verließen wir das Lokal und ich musste Frank und Vera durch die engen Gassen von Santa Cruz zum Hotel Dona Maria lotsen. Als wir vor dem Nachtportier standen, teilte der mit, dass sich kein Gast für das dritte von mir bestellte Zimmer eingefunden habe. Frank und Vera blieben einige Sekunden stehen und tauschten Blicke, vielleicht dachten sie daran, dass sie eine Dreiviertelschwangerschaft zuvor in einem Hotel in Salamanca in einer ähnlichen Lage gewesen waren. Dann lachten sie beide.

»Ich glaube, wir haben wirklich Zimmer genug«, sagte ich. »Aber vielleicht kannst du mir eine Frau besorgen?«

Das Letzte, was ich zu Frank und Vera sagte, ehe wir uns eine gute Nacht wünschten, war, dass auf meinem Schreibtisch zu Hause in Croydon eine zerrissene Postkarte der Sagrada Familia liege, und dass ich sie ihnen bei Gelegenheit schicken würde.

Die Sonne stand hoch über der andalusischen Hauptstadt. Wir waren wie eine große Familie, als wir am nächsten Vormittag zu einem langen Spaziergang aufbrachen. Ana und Jose hatten uns mit Manuel in einem rotschwarz gestreiften Kinderwagen im Dona Maria abgeholt. Bald gingen wir über die Plaza Virgen de los Reyes, vorbei am Archive de Indias zur Puerta Jerez und weiter zum Paseo de las Delicias, der zunächst am Guadalquivir entlangführte und uns dann in den Maria-Luisa-Park brachte, die größte der vielen grünen Oasen von Sevilla.

Der Park wurde der Stadt 1893 von Prinzessin Maria Luisa geschenkt und bildete später den Rahmen der großen Lateinamerika-Ausstellung des Jahres 1929. Mit seinem Labyrinth aus Pfaden und Spazierwegen, Lusthäusern und Pavillons, Grotten und künstlichen Bergen, Blumen und Sträuchern, schattigen Hainen und vielen tausend Bäumen gehört Maria Luisa heute zu den üppigsten Gärten Europas.

Unter den vielen Pavillons fiel uns vor allem der von den Maya inspirierte mexikanische auf. Jose erzählte, der Pavillon sei nach der Weltausstellung als Wöchnerinnenstation genutzt worden, was die frisch gebackene und die werdende Mutter voller Interesse vernahmen. Frank wies darauf hin, dass maya in indischen und indianischen Sprachen die gleiche Bedeutung habe, obwohl es sich um keine Wortverwandtschaft handeln könne. Jose war davon nicht weiter beeindruckt und sagte, das spanische Wort/Zömeno bedeute auch noch Flamingo und flämisch und auch hier liege keinerlei etymologische Verwandtschaft vor. Ana und Jose erzählten von einer Wallfahrt nach Saintes-Maries-de-la-Mer, wo Ana vor Zigeunern aus ganz Europa aufgetreten war. In der Camargue hatten sie außerdem die vielen Flamingos des Rhonedeltas beobachtet.

Wir gingen zur Plaza de America mit dem archäologischen Museum. Der Platz war geradezu übersät von weißen Tauben und Ana kaufte eine Tüte Vogelfutter. Bald war sie im flatternden Gewimmel der weißen Dinosauriernachkommen verschwunden und Frank erzählte wieder von dem Bild, das Laura von der inseleigenen Taube mit der orangefarbenen Brust hatte machen können.

Von der Plaza de America gingen wir dann in den Park. Ana und Jose schoben abwechselnd den Kinderwagen und Frank und Vera waren viel stärker aufeinander konzentriert, als ihnen beiden klar war, denn Frank sah Vera fast die ganze Zeit an, wenn sie in eine andere Richtung schaute, und Veras Blicke hingen fast immer an Frank, wenn er in den Kinderwagen schaute oder einen Blick auf Ana und Jose warf. Das Einzige, was sie vermieden, war, einander in die Augen zu schauen.

Ich bat Ana und Jose, ein wenig über die Wurzeln des Flamenco in Andalusien zu erzählen. Sie berichteten von El Planeta und dem berühmten aficionado Serafin Estebanez Chalderon mit dem Spitznamen »El Solitario«, also »Der Einsame«. In dem Buch »Andalusische Erzählungen« aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zeichnet er eine Reihe von lebhaften Bildern aus der Flamenco-Szene des damaligen Sevilla, vor allem in der Erzählung Un baile en Triana oder »Ein Fest

in Triana«. El Solitario könnte mit Recht als erster Flamencologe bezeichnet werden.

»El Planeta und El Solitario?«, nahm Frank den Faden wieder auf.

Ana nickte. Frank entdeckte schon wieder einen neuen Zusammenhang, denn er sagte:

»Ich muss an Laura denken. Die war immer in >Lonely Planet< vertieft.«

»Beeindruckend«, sagte Jose und prustete los.

Wir blieben vor einem Schaubild stehen, das zeigte, welche Vogelarten im Park lebten, und ich glaube, jetzt erwähnte Frank, dass wir in den Gärten des Alcázar einen seltsamen Zwerg gesehen hätten.

Ana lächelte breit: »Der wohnt da.«

»Der wohnt da?«

»Das wird jedenfalls behauptet. Er rennt durch die Gärten und macht Polaroidfotos von den Touristen, die er am Ausgang dann zu Wucherpreisen verkauft. Angeblich wohnt er in der Galeria del Grutesco. So lange ich mich erinnern kann ist er schon in den Gärten zugange. Niemand weiß wie alt er ist.«

Wir erreichten die Plaza de Espana, die für die große Lateinamerika-Ausstellung angelegt worden war. Der halbmondförmige Platz ist umgeben von Kanälen mit venezianisch inspirierten Brücken und von einem großen halbrunden Palast, der zur Ausstellung errichtet wurde, um die spanische Industrie und das spanische Handwerk zu präsentieren. Das majestätische Bauwerk, das zur Sonne und zum Guadalquivir hinblickt, wird von vier Säulengängen mit jeweils dreizehn Doppelsäulen zum Platz hin abgegrenzt.

Wir überquerten eine Brücke und Ana und Jose führten uns zum linken Säulengang. Sie erzählten, dass sich unter den Balustraden bedeutungsschwere Porzellanmosaiken befänden, die die wichtigsten historischen Ereignisse in den spanischen Provinzen samt einer Karte der Provinz und ihres Wappens zeigten. Jose erwähnte, dass Spanien fünfzig Provinzen hat. Dazu kommen die beiden autonomen spanischen Städte Ceuta und Melilla in Marokko.

»Das macht zweiundfünfzig«, sagte Frank. »So viele, wie es auf Fidschi Wahlkreise gibt.«

Dieses Assoziationsspiel war für Frank und Jose schon zum Sport geworden und Jose erwiderte:

»Oder wie Karten in einem Kartenspiel. Wir haben euch in Grund und Boden gespielt.«

Ich fand es besonders witzig, dass hier so ausgiebig vom Wort Maya und der Zahl 52 die Rede war. Deshalb glaubte ich, alle zu übertreffen, als ich sagte:

»Oder wie im alten Maya-Kalender. Das astronomische Jahre dauerte 365 Tage, aber es gab auch ein rituelles Jahr von 260 Tagen. Damit diese Gleichung aufging, hatte der Kalender einen Zyklus von 52 Jahren.«

Ana schaute zu mir hoch, wieder hatte ich das Gefühl, Blickkontakt zu Goyas »Maja« aufgenommen zu haben.

»Jetzt machst du Witze«, sagte sie.

Ich schüttelte den Kopf:

»52 astronomische Jahre, das macht 18980 Tage, und wenn du diese Zahl durch die 260 Tage des rituellen Kalenders teilst, dann bekommst du 73 rituelle Jahre. Die 260 Tage verteilten sich übrigens auf dreizehn Monate.«

Da nun schon die Rede von Kalendern und Zeitrechnungen war und ich ohnehin das Wort ergriffen hatte, sagte ich:

»Ihr wisst natürlich noch, wie auf Fidschi der Jahrtausendwechsel geplant wurde?«

»Deshalb waren wir doch dort«, sagte Jose. »Neben der Antarktis und einem Zipfelchen von Sibirien ist Fidschi die einzige Stelle auf dem Festland, die vom 180°-Meridian gekreuzt wird. Und Fidschi ist der einzige Ort auf dem Erdball, wo du keine Winterstiefel brauchst, wenn du von einem Tag zum ändern gehen willst.«

Ich nickte geduldig:

»Aber das Neueste habt ihr vielleicht noch nicht gehört.«

Jose schüttelte den Kopf und ich sagte:

»Aufgrund einer Reihe von Fragen, die mit Datumsgrenzen, Sommerzeit und Zeitpunkten für den Sonnenaufgang zu tun haben, hat es zwischen mehreren Pazifikinseln einen wütenden Streit darüber gegeben, wer zuerst ins Jahr 2000 eintritt. Da aber nur Taveuni und zwei weitere Inseln genau auf dem 180°-Meridian liegen, und um Tonga und der kleinen Insel Little Pitt Island vorzuzukommen, hat Fidschi in diesem Jahr die Sommerzeit eingeführt. Erst vor wenigen Wochen haben sie zum ersten Mal die Uhren eine Stunde vorgestellt. Aber das ist noch nicht alles ...«

»Nun red schon«, bat Frank. »Ich hoffe, du willst uns nicht erzählen, sie hätten auf der Datumsgrenze ein Luxushotel gebaut?«

»Das nicht, nein«, sagte ich. »Aber auf dem 180°-Meridian - da, wo Ana Frank über bedrohte Tierarten in Ozeanien interviewt hat - soll jetzt ein Millennium-Monument errichtet werden. Da können wir alle etwas in eine Zeitkapsel stecken, die erst in tausend Jahren wieder geöffnet wird. Wir schreiben einen Gruß an das vierte Jahrtausend und legen den Gruß in eine gläserne Kapsel. Die Kapsel wird in den Hohlraum eines Steins gesteckt, der Stein wird versiegelt und dann im Monument eingemauert. Es kostet nur fünfhundert Dollar pro Zeitkapsel. Eine Stiftung will während der nächsten tausend Jahre für das Monument sorgen. Außerdem wird garantiert, dass die Zeitkapsel am Neujahrstag des Jahres 3000 mit einer feierlichen Zeremonie geöffnet wird.«

»Ich weiß nicht, ob ich etwas auf dem Herzen habe«, sagte Jose. »Das ist noch so weit weg. Und du?«

»Ich habe mit dem Gedanken gespielt, ein Manifest aus dem 20. Jahrhundert hineinzulegen«, sagte ich.

»Ein Manifest?«, fragte Jose. »Ein politisches Manifest?«

Ich schüttelte den Kopf. Dann sagte ich:

»Ich habe eine Art Referat über unser tropisches Gipfeltreffen im Maravu Plantation Resort verfasst. Meint ihr nicht, wir schuldeten es den Fidschiinseln, eine kleine Zusammenfassung zu hinterlassen?«

Alle lachten.

Ana hatte erzählt, die spanischen Provinzen seien in den Mosaiken von Alava bis Zaragoza alphabetisch angeordnet, und als wir uns dem Säulengang näherten, zeigte sie auf die Balustrade und zählte auf:

»Älava, Albacete, Alicante, Almeria, Ávila ...«

Vera fiel ihr ins Wort.

»Ich bin in Almeria gezeugt worden!«, rief sie. »Meine Eltern glauben, dass es in einer kleinen Stadt namens Vera passiert ist. Deshalb haben sie mich so getauft.«

Sie stürzte zur Karte von Almeria und zeigte auf die Stadt Vera.

Als wir vor Älava standen, schaute Ana Jose an und sagte:

»Darf ich ein Geheimnis verraten?«

Mir fiel ein, dass Jose sie immer wieder daran gehindert hatte, Fragen zu beantworten, die wir ihr auf Taveuni gestellt hatten. Jetzt zuckte er nur mit den Schultern und gab damit bekannt, dass sie keinen Maulkorb mehr trug. Sie sagte:

»Wir kommen fast jeden Sonntag hierher. Im Lauf der Jahre haben wir uns für jede spanische Provinz eine kleine Geschichte ausgedacht. Auf Reisen versuchen wir, uns an alle Geschichten in der richtigen Reihenfolge zu erinnern. Oder wir denken uns neue aus.«

Frank und ich tauschten einen Blick. Auch das ewige Gemurmel des spanischen Paares hatte damit eine Erklärung gefunden. Ich hatte nicht verstanden, was sie gesagt hatten, nicht zuletzt deshalb brauchte ich Frank als Mittler, wovon er zum Glück noch immer keine Ahnung hatte.

Langsam wanderten wir an den spanischen Provinzen vorbei. Ana und Jose zeigten auf die Mosaiken und erzählten bei jeder Provinz ein Märchen, eine Sage oder eine Anekdote.

Frank und Vera schoben jetzt abwechselnd Manuels Kinderwagen. Ich dachte, wenn nicht vor fünfundsechzig Millionen Jahren ein Meteorit die Erde getroffen hätte, dann würden sie jetzt vielleicht einen Eierwagen schieben, denn auch die Dinoiden hätten irgendwann das Rad erfunden.

Als wir auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes bei Zamora angekommen waren, schoben sie den Wagen gemeinsam, doch erst, als wir vor Zaragoza standen und Jose von der schönen Kathedrale Nuestra Señora del Pilar mit den vielen Fresken von Goya erzählte, fassten sie Mut. Als sie den Kinderwagen wieder Ana überließen, fassten sie einander an den Händen und schauten sich mit festem Blick in die Augen. Der Halbkreis war perfekt. Der andere halbe Kreis war Franks Brief an Vera. Ich hatte nie vorgehabt, beide Halbkreise zu einem vollen Kreis zusammenzuführen. Ich hatte ja nicht damit gerechnet, in der Rotunda des Palace Hotel auf Frank zu stoßen. Diese Begegnung bereitete mir dann sogar eine Menge Kopfzerbrechen, brachte mich aber auch auf viele neue Gedanken.

Einmal erkundigte sich Jose nach dem Buch, für das ich mir auf Fidschi Notizen gemacht hatte, und wieder legte ich den Finger auf die Lippen und beteuerte, dass ich nie, niemals über Dinge rede, an denen ich gerade arbeite.

»Ich wollte doch nur wissen, wie es so läuft«, wiederholte Jose.

Als nun aller Blicke auf mich gerichtet waren, sah ich ein, dass sich hier alle auf irgendeine Weise füreinander geöffnet hatten, nur ich hatte seit unserer letzten Begegnung nichts Neues beigesteuert. Die anderen hatten sogar zwei neue Menschenkinder zustande gebracht.

»Es ist eine authentische und zugleich eine ersonnene Geschichte«, sagte ich.
»Und ich weiß nicht, welche die fantastischere ist. Vielleicht liegt es daran,

dass sie auf gewisse Weise ineinander greifen. Es ist wie mit der Henne und dem Ei. Ohne die authentische Geschichte hätte es die ersonnene nicht gegeben und ohne die ersonnene wäre die wahre Geschichte undenkbar. Außerdem lässt sich unmöglich sagen, wo die beiden Geschichten anfangen und wo sie enden. Denn nicht nur der Anfang definiert den Schluss. Der Schluss seinerseits definiert den Anfang. Darüber haben wir ja schon einmal gesprochen. Der Applaus für den Urknall kam erst fünfzehn Milliarden Jahre später.«

»Aber wovon handeln diese beiden Geschichten?«, wollte Vera wissen.

Ich überlegte, dann sagte ich:

»Von Wirbeltieren.«

Frank hob die Brauen:

»Von Wirbeltieren?«

Ich nickte.

»Sie handeln von den Synapsiden, vor allem vom letzten Spross am Stamm, den postanimalen Primaten. Ich selbst bin eines dieser erstaunlichen Geschöpfe und ich bin jetzt fünfundsechzig Jahre alt. Es ist schon eine komische Vorstellung, dass ich von einer kleinen Spitzmaus abstamme, die hier vor fünfundsechzig Millionen Jahren gelebt hat, oder auch von einer Amphibie, die vor 365 Millionen Jahren hier war. Aber gut, gut! Obwohl wir uns vielleicht noch immer im Larvenstadium befinden.«

Dann verbeugte ich mich zuerst vor Manuel in seinem Wagen und dann vor Veras Bauch und sagte:

»Die endlose Generationenstaffette ist noch nicht zu Ende. Die Reise geht weiter, ihr Lieben, sie führt von uns weg und sie führt sehr weit. Wohin uns diese lange Reise führen wird, können wir nicht sagen.«

Ana nickte stumm und ich hatte das Gefühl, dass sie sich sofort über meinen Roman hermachen würde, sobald er erschienen war. Und warum auch nicht?

Franks Brief an Vera waren viermal dreizehn Fotos aus Taveuni beigelegt, auf der Rückseite jedes Bildes hatte Ana eine Stelle aus dem Manifest notiert, das die beiden immer wieder aufgesagt hatten. Während wir vom einen Ende der Plaza de Espana zum anderen gingen - und den ganzen langen Weg von Álava bis Zaragoza -, versuchte ich, in Gedanken das aufzusagen, woran ich mich noch erinnerte, für jede spanische Provinz eine Maxime. Mir fiel ein, dass Jose noch darauf hinweisen musste, dass das Manuskript für zwei Menschen geschrieben worden war, die auch ihr Leben miteinander teilten, denn die Perspektive, die das Manifest aufzeigt, ist fast unerträglich für jemanden, der keine Hand zum Halten hat.

Frank war nicht mehr so niedergeschlagen wie damals im Palmengarten des Maravu Plantation Resort. Ich glaube, dass er die Last der verlorenen Ewigkeit jetzt ein bisschen leichter tragen konnte. Er musste der kosmischen Nacht zumindest nicht mehr allein entgegen gehen. Jetzt konnte er diesen schweren Weg mit einer Gefährtin antreten. Er war noch immer ein Engel in Not, doch in der Not lernen flügellose Engel lieben.

Hier auf der Plaza de Espana nahmen wir voneinander Abschied. Ana und Jose wollten Manuel nach Hause bringen, Frank und Vera kamen überein, dass sie das restliche Wochenende in Sevilla für sich brauchten, dass sie allein sein mussten.

Und so war ich wieder mir selbst überlassen. Ich fühlte mich meinen jungen Freundinnen und Freunden verbunden und das mehr, als irgendwer von ihnen hätte verstehen können.

Ehe ich mich in den Zug nach Madrid setzte, um dort das Flugzeug nach Gatwick zu nehmen, ging ich zum Guadalquivir hinunter, überquerte die Brücke Puente San Telmo und stand vor der Santa-Ana-Kirche in Triana. Die Kirchentüren standen offen und jetzt war ich derjenige, der ein Déjà-vu-Erlebnis hatte. Ich verstand nicht viel davon, was der Priester sagte, aber offenbar war eine junge Frau gestorben, denn ich konnte ihre Eltern und ihren Mann erkennen.

Während der Priester die Messe las, fragte ich mich, wer hier aus dem Leben gerissen worden war - denn aus dem Leben war sie gerissen worden -, und ich hätte gern gewusst, ob ich auf irgendeine Weise daran schuld sein könnte.

Als wir aufstanden und die Kirche verließen, entdeckte ich den Zwerg aus den Gärten des Alcázar. Als wir durch das Kirchenportal schritten, schaute er zu mir hoch und zwinkerte mir mit einem Auge zu. Vielleicht hatte er mich vom Vortag her wieder erkannt - ich kann mich aber nicht erinnern, sein Zwinkern erwidert zu haben -, doch dann winkte er mir mit dem linken Zeigefinger zu und zog mich auf diese Weise von der Trauergemeinde fort. Er schob eine Hand in seine Jackentasche, zog einen kleinen Stapel Farbfotos hervor und reichte mir eines davon. Das Bild zeigte mich auf dem Platz vor der Puerta de Marchena in den Gärten des Alcázar. Ich durchwühlte nervös meine Taschen, um ihm ein paar Münzen zu geben, aber der Zwerg winkte ab und sagte nur: »De nada, de nada.« Ich bedankte mich herzlich, doch ehe ich mir den Zwerg richtig ansehen konnte, waren er und alle anderen Menschen verschwunden.

Ich blieb noch eine Weile auf dem Platz vor der Santa-Ana-Kirche stehen und betrachtete mein Bild. Ich sah nur, was ich ohnehin schon wusste und die ganze Zeit gewusst hatte. Ich sah einen traurigen Primaten und ich konnte in dem trostlosen Blick, der mich anstarrte, nichts Versöhnliches finden. Endlich ging mir dann auf, dass der Roman, an dem ich arbeitete, nicht in erster Linie von Frank und Vera oder von Ana und Jose handelte. Er handelte von Sheila und ihren Patience-Karten. Und er handelte von mir.

Fast instinktiv drehte ich das Bild um, das mir soeben in die Hand gedrückt worden war - auf der Rückseite hatte der Zwerg mit einem roten Kugelschreiber etwas notiert. Dort stand:

Der Mensch ist vielleicht das einzige Lebewesen im ganzen Universum, das über ein universelles Bewusstsein verfügt. Dann ist es nicht nur eine globale Verantwortung, die Lebensmöglichkeiten auf diesem Planeten zu erhalten, sondern auch eine kosmische. Sonst senkt sich die Dunkelheit herab. Und Gottes Geist schwebt nicht mehr über den Wassern.

* Das Manifest *

Kreuz 1

Es gibt eine Welt. Der Wahrscheinlichkeit nach grenzt das ans Unmögliche. Es wäre viel begreiflicher, wenn es einfach gar nichts gäbe. Dann könnte sich auch niemand fragen, warum es nichts gibt.

Kreuz 2

Einem ungetrübten Blick erscheint die Welt nicht nur als unwahrscheinliches Ereignis, sondern auch als andauernde Belastung für die Vernunft. Wenn es überhaupt eine Vernunft gibt, wenn es eine objektive Vernunft gibt. So lautet die Stimme von innen. So lautet Jokers Stimme.

Kreuz 3

Die Stimme wird hier und jetzt von den Nachkommen der Amphibien artikuliert. Sie wird von den Neffen der Landechsen in den Asphalttschungel gehustet. Die Frage, die die Nachkommen der pelzigen Säugetiere beschäftigt, lautet, ob es eine Vernunft gibt außerhalb dieses schamlosen Kokons, der in alle Richtungen wächst und wächst.

Kreuz 4

Man fragt: Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, dass aus nichts etwas werden kann? Oder umgekehrt: Wie groß ist die Möglichkeit, dass etwas immer existiert hat? Und auf jeden Fall: Ist es möglich, die Wahrscheinlichkeit dafür zu berechnen, dass die kosmische Materie sich eines Morgens den langen Schlaf aus den Augen rieb und zum Bewusstsein ihrer selbst erwachte?

Kreuz 5

Wenn es einen Gott gibt, dann ist er nicht nur schlampig im Spurenhinterlassen. Vor allem ist er ein Meister im Sichverstecken. Und die Welt nimmt bestimmt nicht das Blatt vom Mund, die nicht. Im Himmelsraum wird weiterhin dichtgehalten. Zwischen den Sternen sind Klatsch und Tratsch verpönt. Aber noch hat niemand den Urknall vergessen. Seit damals herrscht ununterbrochenes Schweigen und alles, was existiert, entfernt sich voneinander. Noch ist es möglich, auf einen Mond zu stoßen. Oder auf einen Kometen. Rechnet aber nicht mit freundlichen Zurufen. Im Himmel werden keine Visitenkarten gedruckt.

Kreuz 6

Am Anfang war der Urknall und der ist jetzt sehr lange her. Wir wollen jetzt nur an die Extranummer dieses Abends erinnern. Noch sind nicht alle Eintrittskarten verkauft. Die Zugabe läuft im Grunde darauf hinaus, dass das Publikum dieser Vorstellung erschaffen wird. Ohne Claque ließe sich dieses Ereignis ja wohl kaum als Vorstellung bezeichnen. Und in den Bankreihen sind noch immer Plätze frei.

Kreuz 7

Wer konnte sich über das kosmische Feuerwerk freuen, solange die Bankreihen des Himmelsraums nur von Eis und Feuer besetzt waren? Wer konnte erraten, dass die erste kühne Amphibie nicht nur einen kleinen Schritt aufs Ufer kriechen, sondern einen großen Schritt weiter auf dem langen Weg zum stolzen Überblick des Primaten über den Anfang dieses Weges machen würde? Der Applaus für den Urknall setzte erst fünfzehn Milliarden Jahre später ein.

Kreuz 8

Wir müssen natürlich zugeben, dass es sehr beeindruckend ist, eine ganze Welt zu erschaffen. Aber noch beeindruckender wäre es, wenn eine ganze Welt sich selber erschaffen hätte. Und umgekehrt: Die bloße Erfahrung, erschaffen worden zu sein, ist nichts im Vergleich zu dem überwältigenden Bewusstsein, sich selbst aus dem Nichts hervorgebracht zu haben und damit ganz und gar auf eigenen Füßen zu stehen.

Kreuz 9

Joker spürt, dass er wächst, er spürt es in Armen und Beinen und er spürt, dass er sich das alles nicht nur einbildet. Er spürt, dass im anthropomorphen Tiermaul Emaille und Elfenbein wachsen. Er spürt das leichte Gewicht der Primatenrippe unter dem Schlafrock, spürt den rhythmischen Puls, der schlägt und schlägt und die heiße Flüssigkeit durch seinen Körper pumpt.

Kreuz 10

Es ist kein Wunder, dass der Schöpfer angeblich einen Schritt oder zwei zurückgetreten ist, nachdem er den Mann aus Lehm geformt und ihm Leben

eingehaucht hatte, um aus ihm ein lebendiges Geschöpf zu machen. Doch das eigentlich Überraschende daran war Adams fehlendes Erstaunen.

Kreuz 11

Joker bewegt sich in Primatengestalt zwischen den Zuckerelfen. Er schaut zwei fremde Hände an, fährt mit einer Hand über eine unbekannte Wange, fasst sich an die Stirn und weiß, dahinter spukt das Rätsel des Ich, das Plasma der Seele, das Gelee der Erkenntnis. Näher gelangt er an den Kern der Dinge nicht heran. Er stellt sich vor, er müsse ein transplantiertes Gehirn sein. Also ist er nicht mehr er selbst.

Kreuz 12

Eine Sehnsucht geht durch die Welt. Je größer und mächtiger etwas ist, umso tiefer empfinden wir die Sehnsucht nach Erlösung. Wen interessiert, was ein Sandkorn vermisst? Wer leiht der Sehnsucht der Laus ein Ohr? Wenn es nichts gäbe, würde niemand etwas vermissen.

Kreuz 13

Wir tragen und werden getragen von einer Seele, die wir nicht kennen. Wenn sich das Rätsel auf zwei Beine erhebt, ohne gelöst zu werden, ist die Reihe an uns. Wenn unsere Traumbilder sich selbst in den Arm kneifen, ohne zu erwachen, sind wir es selbst. Denn wir sind das Rätsel, das niemand löst, wir sind das Abenteuer, eingesperrt im eigenen Bild. Wir sind das, was geht und geht, ohne zur Klarheit zu gelangen.

Karo 1

Etwas spitzt ein Ohr und reißt die Augen auf: aus den Flammenzungen, aus der schweren Ursuppe, aus den Höhlengängen und nach oben, nach oben über die Horizonte des Steppenlandes.

Karo 2

Der geheimnisvolle Weg führt nicht nach innen, sondern nach außen, nicht in die Irrgänge, sondern aus den Irrgängen. Aus kalten Wasserstoffnebeln, rotierenden Spiralarmen und explodierenden Supernovae hat der geheimnisvolle Weg nach oben geführt. Die letzte Etappe war ein Gewebe aus selbstkonstruierten Makromolekülen.

Karo 3

Das Spinnwebgewebe der Familiengeheimnisse erstreckt sich vom Mikropuzzlespiel der Ursuppe bis zu hellseherischen Quastenflossern und avantgardistischen Amphibien. Die Stafette wird behutsam von warmblütigen Reptilien, akrobatischen Halbaffen und schwermütigen Menschenaffen weitergetragen. Hat weit hinten im Kriechtiergehirn ein latentes Selbstverständnis auf der Lauer gelegen? Hat jemals ein exzentrischer Menschenaffe auch nur eine schlaftrunkene Ahnung vom eigentlichen Generalplan gehabt?

Karo 4

Wie ein verhexter Nebel hebt sich der Augenblick, durch den Nebel, aus dem Nebel. Der gefeierte Halbbruder des Neandertalers fasst sich an die Stirn und weiß, dass hinter dem Stirnknochen des Primaten die weiche Gehirnmasse schwimmt, der Autopilot der Entwicklungsreise, der Prallsack des Proteinfestivals zwischen Ding und Gedanke.

Karo 5

Der Durchbruch vollzieht sich in der zerebralen Zirkusmanege der Tetrapoden. Hier wird von den letzten Triumphen der Sippe berichtet. In den Synapsen des warmblütigen Wirbeltiers knallen die ersten Champagnerkorken. Postmoderne Primaten erreichen am Ende den großen Überblick. Und verzweifeln nicht: Das Universum sieht sich selber im Weitwinkel.

Karo 6

Das Wirbeltier schaut sich unvermittelt um und sieht im retrospektiven Spiegelbild der Lichtjahrsnacht den rätselhaften Schwanz der Sippe. Erst jetzt hat der geheimnisvolle Weg sein Ziel erreicht und das Ziel war das Bewusstsein um den langen Weg zum Ziel. Wir können nur in die Hände klatschen, Extremitäten, die wir dem Konto für den Erbschatz der Sippe gutschreiben können.

Karo 7

Es ist dem Elefanten natürlich peinlich, dass seine Ahnen sich plötzlich in eine endlose Sackgasse begeben haben. Dem Halbaffen wird größere Ehre zuteil. Er bot vielleicht einen blödsinnigen Anblick, aber immerhin verfügte er über Orientierungssinn. Nicht alle Wege führen zu Joker.

Karo 8

Von Fischen und Kriechtieren und kleinen zuckersüßen Spitzmäusen hat der fesche Primat zwei kleidsame Augen mit Tiefensicht geerbt. Die fernen Erben des Quastenflossers studieren die Flucht der Galaxien durch den Himmelsraum und wissen, dass sie einige Milliarden Jahre gebraucht haben, um den Blick zu justieren. Die Linsen sind aus Makromolekülen geschliffen. Der Blick wird von hyperintegrierten Proteinen und Aminosäuren fokussiert.

Karo 9

In den Äpfeln des Auges kollidieren Sicht und Einsicht, Schöpfung und Gedanke. Die Janusfrüchte des Sehens sind eine magische Schwingtür, wo der erschaffende Geist sich selber im Erschaffenen begegnet. Das Auge, das ins Universum schaut, ist das Auge des Universums selbst.

Karo 10

Elfen sind nicht virtuell, sie sind Wirbeltiere. Fischrogen sind sie, mutiertes Kriechtiergewimmel. Elfen sind pentadaktyle Vertebraten, sie sind die ehelichen Leibeserben der Urspitzmaus, sie sind schwanzlose Primaten, die im geistlosen Nachhall des uralten Paukenschlags von den Bäumen klettern.

Karo 11

Die Elfen kommen nicht von außen, sondern von innen. Sie sind mikroinspirierte Spinnwebgewebe ausgelassener DNS-Spinnen. Die Elfen sind keine Schattenbilder an einer Höhlenwand. Sie sind hyperdifferenzierte Zellkolonien. Sie sind keine Fantasy. Aber märchenhaft sind sie, sind konkrete Märchen.

Karo 12

Der lebende Planet wird derzeit von einigen Milliarden hyperindividuellen Herrentieren verwaltet. Fast alle Exemplare stammen aus derselben Meeresbucht und aus dem Bauch von ein und demselben Quastenflosser. Nicht zwei von ihnen sind jemals identisch gewesen. Es ist noch nie vorgekommen, dass zwei Elfen auf genau demselben Planeten gelandet wären.

Karo 13

Joker steht am Ende des geheimnisvollen Weges. Er weiß, dass er altes Gepäck bei sich hat, nicht in Schubladen gesammelt, sondern in jeder einzelnen Körperzelle.

Er sieht noch immer, wie der Globus nach inneren mikroinspirierten Maßen seine kunstfertigen DNS-Skulpturen aufbläst. Wer ist der Elefant des Jahres? Und wo der Strauß? Wer ist in diesem Moment der berühmteste Primat der Welt?

Herz 1

Die Elfen sind jetzt im Märchen, doch sie sind das, wofür es keine Worte gibt. Wäre das Märchen ein echtes Märchen, wenn es sich selbst sehen könnte? Wäre der Alltag eine Sensation, wenn er ununterbrochen Rechenschaft über sich ablegen würde?

Herz 2

Die Elfen sind schon immer eher lebendig als bei klarem Verstand, sie sind eher märchenhaft als zuverlässig und geheimnisvoller, als sie mit ihrem geringen Verstand begreifen können. Wie Hummeln, denen schwindlig ist, an einem dunstigen Augustnachmittag von Blume zu Blume schwirren, kleben die Zuckerelfen der Saison an ihren urbanen Welten im Himmelsraum. Nur Joker hat sich losgerissen.

Herz 3

Die Elfen richten ihr Radioteleskop auf ferne Nebel an der Peripherie des introvertierten Märchens. Doch das Fantastische lässt sich nicht von innen her begreifen, und die Elfen sind Innenseiter. Die Elfen leben in ihrer eigenen Welt. Sie sind im ontologischen Gravitationsfeld dieses Rätsels eingekapselt. Sie sind das, was es gibt, und dafür gibt es kein Verständnis, es gibt nur Ausdehnung.

Herz 4

In einer Höhe von vierzigtausend Fuß lehnen die Vettern und Kusinen vierten Grades des Fisches sich behaglich zurück und schauen auf die Lichter der vielen Hexenhäuser hinunter. Selbst wenn der Strom ausfiele, würde dort unten im Halbdunkel herumgestapft und gewuselt werden. Selbst wenn alle Glühbirnen verlöschten, so würde sich vom Boden doch eine Aura erheben.

Herz 5

Es ist ein früher Morgen im Elfenland, noch ist es fast dunkel, obwohl hunderttausend innere Lichter auf Sparflamme brennen, ehe die elektrischen Glühbirnen eingeschaltet werden. Die Zuckerelfen reißen sich aus ihren phlegmatischen Träumen, aber noch immer zeigen die Gehirnzellen sich gegenseitig Filme. Der Film sitzt im Saal und sieht sich selbst auf der Leinwand.

Herz 6

Die Elfen versuchen Gedanken zu denken, die so schwierig sind, dass sie sie nicht denken können. Aber das schaffen sie nicht. Die Bilder auf der Leinwand springen nicht in den Kinosaal, um auf den Filmvorführer einzuschlagen. Nur Joker findet den Weg zu den Bänken.

Herz 7

Die Elfen spielen ihre hyperimprovisierten Rollen im magischen Theater der Zivilisation. Allesamt leben sie sich dermaßen in ihre Rollen ein, dass die Vorstellung niemals Publikum hat. Es gibt keine Außenstehenden, es gibt keine zurückgelehnten Blicke. Nur Joker tritt einen Schritt zurück.

Herz 8

Die Elfenmutter steht vor dem Spiegel und mustert ihre blonden Haare, die über ihre schmalen Schultern fluten. Sie hält sich für die schönste Primatin der ganzen Welt. Unten auf dem Boden krabbeln die Elfenkinder mit bunten

Plastikklötzchen in den Händen herum. Der Elfenvater liegt mit einer hellroten Zeitung über dem Gesicht auf dem Sofa. Er hält den Alltag für solide.

Herz 9

Äonen, nachdem die Sonne zur roten Riesin geworden ist, werden im Sternennebel noch immer verstreute Funksignale aufgefangen. Hast du dein Hemd angezogen, Antonio? Komm sofort zu Mama! Jetzt sind es nur noch vier Wochen bis Weihnachten.

Herz 10

In der Dunkelheit der vorgewölbten Bäuche schwimmen in jedem Moment einige Millionen Kokons voller funkelnagelneuem Weltbewusstsein. Unbeholfene Zuckerelfen werden der Reihe nach herausgepresst, wenn sie reif sind und fähig zu atmen. Noch können sie keine andere Nahrung zu sich nehmen als süßliche Elfenmilch, die aus zwei weichen Knospen aus Elfenfleisch strömt.

Herz 11

Der Wonneproppen im blauen Overall ist zum Fressen niedlich. Die Elfenmama sieht, wie er auf einem an zwei dicken Seilen befestigten Brett unter einem Ast des hohen Birnbaums hin- und herschaukelt. So behält sie die nachmittäglichen Funken des großen Wunderfeuers im Blick. Sie hat den absoluten Überblick über alles, was sich in dem kleinen Garten befindet, doch sie ist blind für die bengalische Beleuchtung, die alle Gärten miteinander verbindet.

Herz 12

Herzdame ist ihre eigene Blüte. Wenn sie ihr Zimmer schön machen oder ihren Geliebten treffen will, dann pflückt sie sich selbst. Das ist eigentlich durchaus ein Kunststück, sie weiß, dass sie eine seltene Art ist. Die Tulpen würden es ihr nur zu gern nachtun. Die Margeriten blicken neidisch zu ihr auf. Die Lilien verneigen sich ehrerbietig.

Herz 13

Wenn wir sterben - wenn die Szenen auf den Film gebannt und die Kulissen abgerissen und verbrannt sind -, dann sind wir in den Erinnerungen unserer Nachfahren Phantome. Dann sind wir Gespenster, Liebe, sind wir Mythen. Aber noch sind wir beieinander, noch sind wir zusammen Vergangenheit, ferne Vergangenheit sind wir. Durch eine Glocke aus mythischer Vorzeit hindurch höre ich deine Stimme.

Pik 1

Joker schleicht ruhelos zwischen den Elfen umher wie ein Spion im Märchen. Er macht sich Gedanken, kann sie aber niemandem gegenüber äußern. Nur Joker ist das, was er sieht. Nur Joker sieht das, was er ist.

Pik 2

Was denken die Elfen, wenn sie aus dem Geheimnis des Schlafes erlöst werden und unversehrt einen ganz neuen Tag erreichen? Was sagt die Statistik darüber? Diese Frage stellt Joker. Er fährt jedes Mal verblüfft zusammen, wenn dieses kleine Wunder geschieht. Er ertappt sich dabei wie bei einem Stück Hokusfokus, das er selber vollbracht hat. So feiert er den Morgen der Schöpfung. So begrüßt er die Schöpfung des Morgens.

Pik 3

Joker erwacht aus vagen Träumen von Haut und Knochen. Rasch pflückt er die Beeren der Nacht, ehe der Tag sie überreif werden lässt. Es gilt: jetzt oder

nie. Jetzt und nimmermehr. Joker sieht ein, dass er nicht zweimal aus demselben Bett aufstehen kann.

Pik 4

Joker ist eine mechanische Puppe, die jede Nacht in Stücke geht. Wenn er aufwacht, sammelt er Arme und Beine ein und setzt sie so zusammen, dass die Puppe aussieht wie am Vortag. Wie viele Arme waren das? Wie viele Beine? Und dann ein Kopf mit zwei Augen und zwei Ohren, dann kann er aufstehen.

Pik 5

Joker erwacht in einer organischen Festplatte auf dem Kopfkissen. Er spürt, dass er anfängt, sich aus einem heißen Strom halbfertiger Trugbilder an den Strand eines neuen Tages zu kämpfen. Welche Zellkraft steckt die Elfengehirne in Brand? Welche Turbinen treiben das Feuerwerk des Bewusstseins an? Welche atomare Kraft bindet die Gehirnzellen der Seele aneinander?

Pik 6

Er spürt, dass er im leeren Raum schwebt. So kann es nicht weitergehen. Hat man es nicht verdient, einen Schritt weiterzukommen? Joker macht einige trotzig Bewegungen vor dem Garderobenspiegel, versucht dem Doppelgänger der Seele einen einsichtsvollen Blick zu entlocken. Aber alles ist wie früher. Er beißt die Zähne zusammen und kneift sich ins Wunder.

Pik 7

Plötzlich befindet er sich auf einem todgeweihten Ritt von Alpha nach Omega. Er kann sich nicht daran erinnern, auf das Pferd gestiegen zu sein, aber er spürt die Fohlen des Daseins unter sich galoppieren und wird von geheimnisvollen Kräften gehoben, bis er Hals über Kopf abstürzt.

Pik 8

Joker ist so reich an Voraussetzungen, dass er sich in einem einzigen berauschten Moment für unendlich robust hält. Wie viele Generationen kann er seit der ersten Zellteilung ansetzen? Wie viele Geburten kann er seit dem ersten Säugetier berechnen? Der Moment für die großen Zahlen ist gekommen. Hat er die Überlegungen dieses Vormittags nicht schon vorbereitet, als der erste Lungenfisch die Wasseroberfläche durchbrochen hat? Und dann wird es dem kleinen Narren plötzlich unendlich schwindlig. Reich an Voraussetzungen ist er. Aber er hat keine Zukunft. Reich an Vergangenheit ist er. Aber danach hat er nichts.

Pik 9

Joker ist ein Engel in Not. Durch ein fatales Missverständnis hat er sich in einen Körper aus Fleisch und Blut gekleidet. Er wollte nur für einige kosmische Sekunden das Schicksal der Primaten teilen, dann aber hat er die Himmelsleiter heruntergerissen. Wenn ihn jetzt niemand holt, wird die biologische Uhr immer schneller ticken und es wird zu spät sein für eine Rückkehr ins Himmelreich.

Pik 10

Der Ausgang aus dem Märchen steht sperrangelweit offen. Jemand sollte das natürlich melden, aber es gibt keine zuständige Behörde. Joker wird unerbittlich in die kalte Zugluft von allem geschleift, was draußen nicht existiert. Er wischt sich eine Träne ab, nein, jetzt weint er bitterlich. Dann nimmt der schwächliche Spaßvogel seinen kummervollen Abschied. Er weiß, dass Feilschen keinen Zweck hat. Er weiß, dass die Welt nie zurückkehrt.

Pik 11

Joker ist in der Welt der Elfen nur halb zugegen. Er weiß, dass er weg muss, deshalb hat er Bilanz gezogen. Er weiß, dass er ganz verschwinden wird, deshalb ist er schon halb verschwunden. Er kommt von allem, was es gibt, und reist nirgendwo hin. Wenn er dort ankommt, kann er von einer Rückkehr nicht einmal mehr träumen. Er ist unterwegs in das Land, in dem es nicht einmal Schlaf gibt.

Pik 12

Je weiter sich Joker der ewigen Auslöschung nähert, desto deutlicher sieht er das Tier, das ihm im Spiegel begegnet, wenn er zu einem neuen Tag erwacht. Er findet nichts Versöhnliches in diesem trostlosen Blick eines trauernden Primaten. Er sieht einen verhexten Fisch, einen verwandelten Frosch, eine missgestaltete Eidechse. Das ist das Ende der Welt, denkt er. Hier nimmt die lange Entwicklungsreise ein jähes Ende.

Pik 13

Es dauert mehrere Milliarden Jahre, einen Menschen zu erschaffen. Und es dauert einige Sekunden zu sterben.

* Zum Autor *

Jostein Gaarder, geboren 1952, wurde mit seinem Roman »Sofies Welt« weltweit berühmt. Das Buch ist inzwischen in 44 Sprachen übersetzt und wurde rund 30 Millionen Mal verkauft. Gaarder ist Norweger, er studierte Philosophie, Theologie und Literaturwissenschaft und unterrichtete zehn Jahre lang Philosophie an Schulen und in der Erwachsenenbildung. Daneben schrieb er Romane und Erzählungen. Sein erstes Buch, ein Erzählband für Erwachsene, erschien 1986, sein erstes Kinderbuch 1987. Heute lebt er als freier Schriftsteller mit seiner Frau und zwei Söhnen in Oslo. »Sofies Welt«, 1993 bei Hanser erschienen, erhielt ein Jahr später den Deutschen Jugendliteraturpreis. Danach folgten die Bücher »Das Kartengeheimnis« (1995), »Durch einen Spiegel, in einem dunklen Wort« (1996), »Das Leben ist kurz« (1997), »Das Weihnachtsgeheimnis« (1998) und »Hallo, ist da jemand?« (1999) im Hanser-Programm. Auch sie wurden zu Bestsellern.